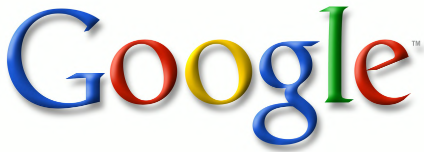


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

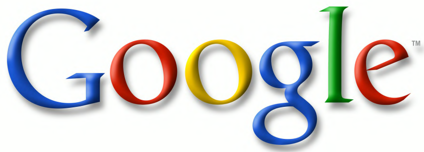
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F. von Vitzthum



F. von Vitzthum

UNIV. OF
CALIFORNIA



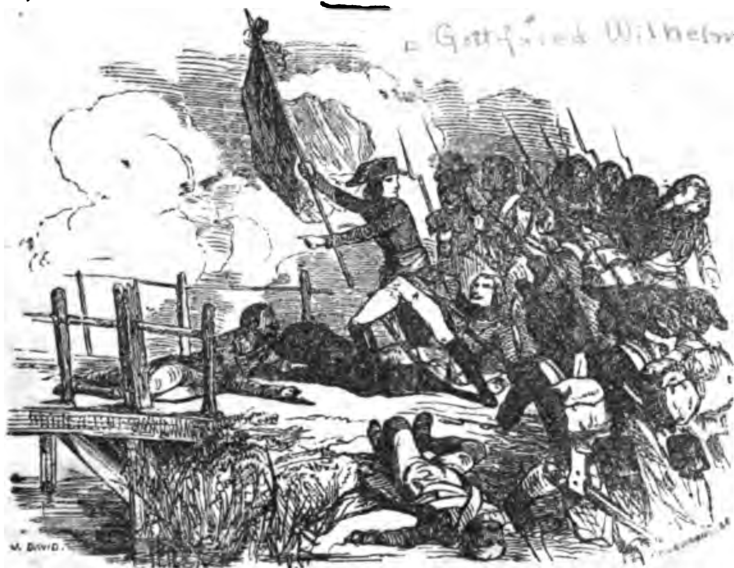
Der Kaiser Napoleon.

UNIV. OF CALIFORNIA

Illustrirte Geschichte
des grossen Kaisers
Napoleon
und seiner Zeit,

von seiner Kindheit bis zur Beisetzung seiner Leiche im Invalidendom zu Paris, am 15. December 1840.

In drei Büchern geschildert,
mit
einem colorirten Bilde und 264 Holzschnitten,
von
Jules David, Vernet, Bellangé u. A.



Hamburg. J. S. Meyer.
1853.

UNIV. OF
CALIFORNIA

DC 203
B46

Vorwort.

UNIV. OF
CALIFORNIA



Die unparteiische Geschichte Napoleons zu schreiben, dürfte erst jetzt die rechte Zeit gekommen sein. Als über den großen Mann am meisten geschrieben wurde, war eine ruhige Würdigung seiner Thaten nicht möglich. Charaktere, wie er, müssen gleich jener Bildsäule des Phidias aus der Ferne gesehen werden. Ueberdies bluteten die von der Revolution geschlagenen Wunden noch frisch, in dem neuentbrennenden Parteikampfe konnte Niemand zu der Ruhe gelangen, welche nicht die einzige, aber nothwendigste Eigenschaft des Geschichtschreibers ist. Alle, welche über Napoleon schrieben, ergriffen die Feder unter äußern Eindrücken, die kaum der Stärkste zu überwinden vermag. In den ersten Jahren nach seinem Sturz hatte der blinde Haß allein das Wort. Die damaligen Schriftsteller nahmen sich jene deutschen Kleinstädter zum Muster, die nach den Freiheitskriegen bei ihren Schützenfesten ein Bild Napoleons als Scheibe aufzustellen pflegten. Es galt, wer den „Thronenräuber“. den „frechen Korsen“ am besten treffen, die entehrendsten Züge von ihm erzählen könne. Das Memorial von St. Helena brachte einen plötzlichen Umschwung der Meinung. Der so hart gescholtene Mann zeigte sich hier in dem Gewande eines liberalen Weltbeglückers, dem seine Feinde nur nicht die Zeit gelassen hatten, die großartigsten Entwürfe auszuführen, und diese grobe Täuschung wirkte, da man inzwischen inne geworden war, daß die Resultate der Freiheitskriege weit hinter der Erwartung zurückgeblieben seien und darum mehr Neigung hatte, als früher, dem gefallenen Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und seine Verdienste um die Völker selbst zu überschätzen. Die seitdem erschienenen Werke über Napoleon tragen den Charakter von Lobreden. Walter Scott, der diesem Chorus mit einem plumpen Angriff entgegentrat, steigerte das Unwesen noch, da die antwortenden Gegner durch seine Parteilichkeit sich verleiten ließen, in übertriebenem Lobe seinem leidenschaftlichen Tadel die Wage zu halten. Diese einseitigen Schriften sind auch in Deutschland verbreitet, und sie sind es leider, zu denen der Leser greift, wenn er sich über Napoleon unterrichten will. Mit anderen Worten, wenn wir eine Geschichtsperiode, die unser Vaterland mit einschließt, würdigen wollen, so wählen wir unsere erbitterten Feinde zu unsern Führern und sind gutmüthig genug, unsere eigene Geschichte vom französischen Standpunkte aus uns vortragen zu lassen. Wir begeistern uns nicht blos für Marengo und Castiglione, Tage, die Italien zu beweinen hat, nein, wir freuen uns auch der Siege von Jena und Wagram. Die Bulletins, deren Lügenhaftigkeit allbekannt ist, gelten uns als kostbare Quellen unserer Geschichte! Allerdings haben

537400

deutsche Kriegsmänner und Gelehrte Material in Menge zusammengetragen, aus dem sich eine wahre Anschauung jener Zeit gewinnen läßt, aber das achten wir nicht, weil es nicht aus dem Hauptquartier an der Seine kommt, nicht die verlockenden Namen Montholon oder Gourgaud an der Stirn trägt.

Es kann natürlich nicht die Absicht des Verfassers sein, bei der Beurtheilung Napoleons einen einseitigen Patriotismus als Maßstab anzulegen. Dies hieße den ganzen Geist jener Zeit verkennen, welche die hohe Bedeutung der Volksthümlichkeit erst spät ahnte. Eben so wenig wird eine bloße Schilderung der Schlachten und Kriegsthaten bezweckt. Zu Napoleons Erhebung wie zu seinem Sturze wirkten die geistigen Kräfte wesentlich mit, deren richtige Würdigung manches anscheinende Räthsel löst.

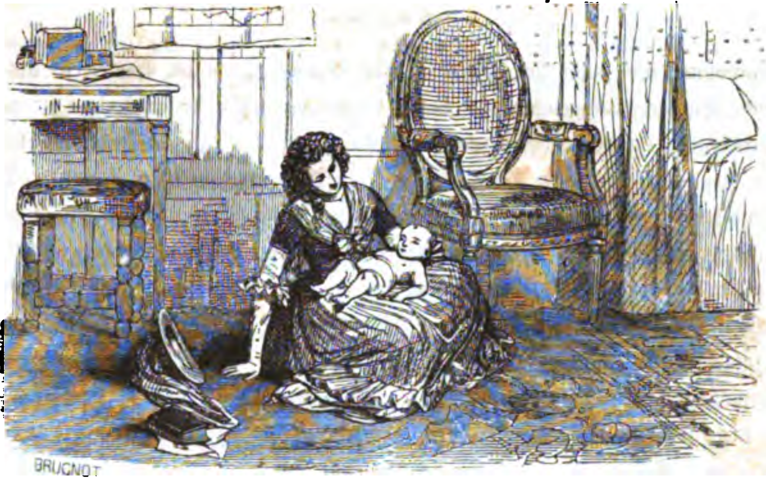
Mit dem eben Gesagten ist zugleich angedeutet, daß nicht bloß eine Lebensbeschreibung, sondern zugleich eine Geschichte Napoleons und seiner Zeit gegeben werden soll. Die biographische Form durfte darum nicht aufgegeben werden, denn sie ist die geeignetste, die Geschichte großer Männer zu erzählen, an deren Person eine ganze Zeit sich anlehnte. Jede Geschichte eines Friedrich II., eines Napoleon wird unwillkürlich zu einer Lebensbeschreibung sich gestalten. Das Werk wird daher nicht mit Waterloo abbrechen, sondern mit dem Tode des Kaisers schließen. In einzelnen Kapiteln werden die Verfassung und Gesetzgebung Frankreichs, die geistigen Zustände, die Lage des Handels und der Gewerbe Besprechung finden, den gleichzeitigen Schicksalen Deutschlands soll besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Der Darstellung der Feldzüge und Schlachten liegen französische und deutsche Quellen zum Grunde.

Für die äußere Form wurde die Eintheilung in Bücher und Kapitel gewählt, als die Beste, um dem Leser eine stete Uebersicht der Fülle der Einzelnheiten zu gewähren. Die drei Abschnitte in Napoleons Leben bedingen eben so viele Bücher. Das erste umfaßt die Geschichte bis zum 18. Brumaire, das zweite das Consulat, das dritte schildert das Kaiserreich, und begleitet den Verbannten nach St Helena.



Erstes Buch.

Napoleon als Feldherr.



Erstes Kapitel.

Napoleons Jugendzeit. — Die Kriegsschule. — Die ersten Dienstjahre.
Er nimmt für die Revolution Partei. — Erste große Waffenthat
bei der Belagerung von Toulon.

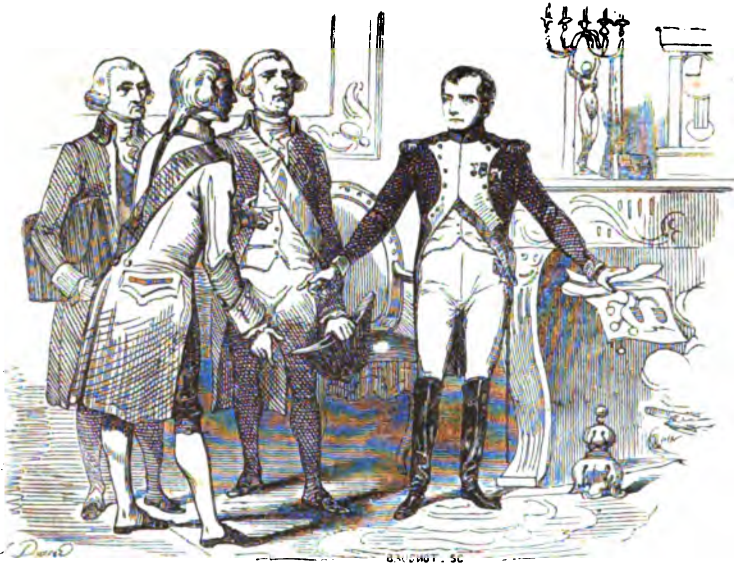


ardinien nördlich gegenüber, in einer Lage, die für den Handel mit Italien, Frankreich und Spanien gleich günstig ist, erhebt sich die Insel Korsika aus den Meereswellen. Im Innern ziehen sich mächtige Bergrücken hin, auf deren höchsten Spitzen der Schnee gegen jede Gluth des Sommers sich behauptet, deren Abhänge theils steile Felsen, theils Waldungen, theils würzige Weiden einnehmen, auf denen der corsische Hirt seine Heerden treibt. Die tief eingeschnittenen Thäler werden von kleinen Flüssen belebt, die aber im Sommer gewöhnlich austrocknen. An der östlichen Küste giebt es viele Thäler, doch kommen auch viele Sümpfe vor, an deren Austrocknung die Trägheit der

Einwohner wol nicht gedacht hat. Alle Gewerbe, die im Süden so anlockende Fischerei ausgenommen, liegen darnieder, selbst der Ackerbau ist vernachlässigt, da der Korse lieber mit Kastanien, der Frucht seiner Wälder, sich begnügt, als dem Boden bessere Nahrung mühevoll abgewinnt. Die Bevölkerung ist der Mehrzahl nach italienisch, mit griechischen Familien vermischt, der Charakter der allgemein südliche, für Momente leidenschaftlich, sonst träg, dabei stolz, freiheitsliebend, und in Folge von ewigen Fehden stark zur Rachsucht geneigt. Von der Geschichte dieser Insel ist wenig zu erzählen. Ihr Schicksal wurde durch ihre Lage bestimmt. Vermöge der schwachen Zahl ihrer Bevölkerung, die sich überdies nach Art der Hochschotten in viele feindliche Stämme spaltete, zur Unabhängigkeit nicht geeignet, mußte sie jedem größeren Staate anheimfallen, der von Italien aus die Hand nach ihr ausstreckte. Die Römer nahmen sie in den punischen Kriegen, dann kamen die Vandalen, die sich hier länger behaupteten als in Karthago, später die griechischen Kaiser als Herren Unteritaliens, denen die Gothen sie streitig machten, eine Zeitlang Sarazenen von Sizilien her, endlich die mittelalterlichen Republiken Italiens, zuerst Pisa, dann Genua. Die Herrschaft der Genuesen dauerte am längsten, von 1284 bis 1729. In diesem Jahre begannen Aufstände der Korsen, die von den Genuesen nicht bewältigt werden konnten. Wie sie kaiserliche und französische Truppen beriefen, so sahen sich auch die Korsen nach auswärtiger Hülfe um und erhielten von den Dey's von Algier und Tunis nicht blos Soldaten, sondern auch einen König, den deutschen Abenteurer Baron Neuhof. Der ephemere Königsthron verschwand spurlos, die Kämpfe dauerten fort, wenn auch nicht in Schlachten, zu denen die engen Thäler und steilen Höhen kaum den Raum dargeboten haben würden, so doch in zahllosen Scharmützeln, in jener Art von kleinem Krieg, den man seit der Erhebung der Spanier gegen Napoleon gewöhnlich den Guerilla-Krieg nennt. Ein höheres Interesse gewinnt dieser Streit mit dem Augenblicke, da Pascal Paoli die Leitung übernimmt. Dieser geniale Mann wollte nicht blos die Unabhängigkeit seines Vaterlandes mit dem Schwerte erkämpfen, sondern er strebte auch das Schwerere an, die Freiheit durch gute Gesetze, mildere Sitten und höhere Bildung dauernd zu befestigen. Als er den äußern Feind in vier feste Plätze an der Küste zurückgetrieben hatte, richtete er seine Anstrengungen gegen den gefährlicheren Feind im

Innern, gegen die Roheit und Leidenschaftlichkeit seines Volks, ersetzte die Blutrache durch die Urtheilssprüche ordentlicher Gerichtshöfe, schuf eine gute Verwaltung, ein regelmäßiges Heer und gründete eine Hochschule. Die Saat war dem Boden anvertraut, doch die Waffen der Fremden duldeten nicht, daß sie Halme und Aehren treibe. Da Genua selbst zu schwach war, um obzusiegen, und eine uneigennützige Hülfe nicht finden konnte, so verkaufte es die Insel 1768 an Frankreich. Der Hof von Versailles beurtheilte Paoli richtig, als er gegen dessen kleines Heer mit 30,000 Mann unter einem bewährten Feldherrn ausrückte. In der That widerstand der korsische Held noch fast ein Jahr lang, und als er dann die Insel verließ, geschah es nur, um bei England um Hülfe nachzusuchen. Man verweigerte sie ihm, und Korsika mußte sich ergeben, obgleich der kleine Krieg in den höchsten Gebirgen noch bis zum Jahre 1774 fortdauerte.

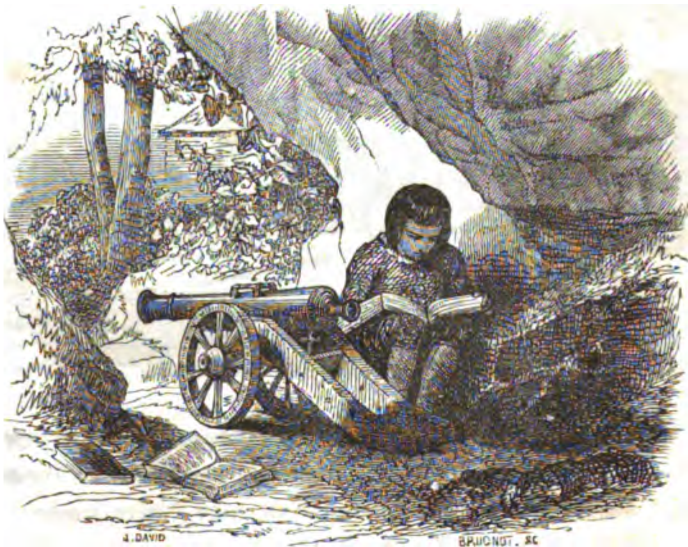
In diesem Kriege gegen Genueser und Franzosen wird der Name Bonaparte oder Buonaparte zum ersten Male genannt. Carl Bonaparte, der Vater Napoleons kämpfte an der Spitze seines Bezirks (pieve) tapfer mit und wurde von Paoli mit seiner Freundschaft beehrt. Von der Familie weiß man, daß sie dem niedern Adel Italiens angehörte. In den Kriegen zwischen Welfen und Waiblingern (Ghibellinen) werden Buonaparte's in Florenz, Bologna und Treviso erwähnt. Während der Herrschaft Napoleons hat man den Ursprung des Stammes in noch spätere Zeiten zurückversetzen wollen und erzählt, die Buonapartes seien ursprünglich Calomeros genannt und ein Seitenzweig des griechischen Kaisergeschlechts der Komnenen gewesen. Mag diese Behauptung nun wahr oder erdichtet sein, der Geschichtsfreund kann sie auf sich beruhen lassen. Jedenfalls wäre es für die Komnenen eine größere Ehre, einen Bonaparte in ihrem Geschlecht zu haben, als für ihn, sich von den Kaisern Constantinopels und Trapezunds ableiten zu dürfen, von denen einige mit Ruhm, viele mit Schande sich bedeckten. Napoleon selbst legte auf seinen angeblichen Stammbaum kein Gewicht. „Mein Adel datirt von Marengo," sagte er dem Kaiser von Oesterreich bei einer Zusammenkunft. Ein anderes Mal übergaben ihm die österreichischen Minister Familiendokumente, die den italienischen Archiven entnommen waren. Napoleon warf sie in das Feuer. „Wissen Sie ein für alle Male," setzte er hinzu, „daß mein Adel von mir an beginnt." — Die Mutter Napoleons,



Lätitia Ramolini, trug ihn eben unter dem Herzen, als sie in Folge der Schlacht von Pontenovo mit ihrem Gemahl in die Gebirge flüchten mußte. Kaum nach



Ajaccio zurückgekehrt, wollte sie dem Feste von Mariä Himmelfahrt beiwohnen, fühlte sich aber unterwegs von Wehen ergriffen, konnte kaum ihr Haus wieder erreichen und gebar ihren Sohn auf einem Teppich. (15. August 1769.) Der Knabe zeigte nichts Bemerkenswerthes. Er war eben, wie andere Kinder sind, im Hause fügsam, außerhalb desselben ausgelassen. Dennoch scheint sein Oheim, der Archidiakonus Bonaparte, der die Familie mit Rath und thätlicher Hülfe unterstützte, seine höheren Gaben errathen zu haben, wenn es anders wahr ist, was man von ihm erzählt, daß er nämlich auf dem Todtenbette, von seinen Neffen umringt, gesprochen habe: „Es ist unnöthig, für Napoleons Glück zu sorgen; er wird es selbst machen. Joseph, Du bist der älteste Sohn der Familie, aber Napoleon ist das Haupt derselben, erinnere Dich dessen immer!“ Die Sage, die sich der Geschichte großer Männer stets bemächtigt, weiß von einer Napoleonsgrotte zu erzählen, in der der Knabe allein zu weilen liebte, und in Ajaccio zeigt man eine kleine Kanone, mit der der junge Napoleon gespielt habe. Napoleon



verlebte nur seine Kindheit auf der heimathlichen Insel. 1779, als er eben das zehnte Jahr vollendet hatte, traf es sich, daß der Adel Korsika's den Vater, Karl Bonaparte, als Abgeordneten nach Versailles schickte, um dem

König gewisse Wünsche vorzutragen. Schon damals herrschte in Frankreich die Sitte, daß die Abgeordneten neben der Sache ihrer Auftraggeber, auch ihre eigenen Angelegenheiten bei Hofe führten, was ganz offen geschah, während man es jetzt heimlich thut, weil man sich schämt. Karl Bonaparte machte von dieser Sitte keine Ausnahme und bat für seine Kinder, Napoleon und Elisa, um Freistellen in königlichen Erziehungsanstalten. Da er beide gleich mitgebracht hatte, so wurde das Geschäft um so schneller geordnet. Elisa kam in das Fräuleinstift von St. Cyr, Napoleon in die Militärschule von Brienne. — Die meisten Menschen haben im Kindesalter ein instinktartiges Bewußtsein dessen, wofür sie von der Natur bestimmt, und ergreifen alle Studien, die dem in ihnen liegenden Beruf entsprechen, mit Eifer. Bei dem jungen Bonaparte war es wenigstens so. Die vorbereitenden Studien der Kriegswissenschaften trieb er er Tag und Nacht,



namentlich die Mathematik, in der der Mönch Pabrau, der spätere General Pichegru, sein Lehrer war. Nächstdem liebte er besonders die Geschichte, in deren unermeßlichem Gebiete Plutarch sein erster Führer wurde. Sein künftiger Beruf erfüllte ihn so ganz, daß selbst seine Spiele zu Studien wurden. Belustigten sich die Zöglinge im Winter mit Schneeballwerfen, so versammelte Bonaparte sie um sich, legte mit ihnen Schanzen von Schnee an und stürmte oder vertheidigte seine Festungswerke nach den



Regeln der Kriegskunst. Einige seiner Mitschüler haben später von ihm erzählt, daß er verschlossen, kalt und schroff gewesen sei, was sich leicht aus seiner Armuth erklärt. Ihm, dem armen Knaben, mußte es peinlich sein, daß seine reicheren Genossen einen größern Luxus entfalten und häufig kostspielige Feste veranstalten durften, an denen er wegen seiner Dürftigkeit nicht theilnehmen konnte. Um diesen beschämenden Grund nicht eingestehen zu müssen, zog er sich lieber ganz zurück. Es wird aus dieser Zeit ein Zug von ihm bewahrt, der von seinem starken Ehrgefühl ein redendes Zeugniß ablegt. Er erhielt einst wegen eines leichten Vergehens die Strafe zugesprochen, daß er sein Mittagsmahl in grober Kleidung, auf der Schwelle des Speisesaales knieend, einnehmen solle. Die Strafe war in Brienne eine gewöhnliche, aber gegen ihn konnte man sie nicht vollziehen, denn er wurde von einer so heftigen Nervenerschütterung ergriffen, daß man für seine Gesundheit fürchtete. — In vier Jahren hatte er seine Studien vollendet. Beim Abgange gab der Vorsteher von Keralio bei der Oberbehörde folgendes Zeugniß: „Herr von Bonaparte (Napoleon), geboren am 15. August 1769. Größe: 4 Fuß 10 Zoll 10 Linien; von guter Konstitution und vortrefflicher Gesundheit; ein folgsamer Charakter, bescheiden und dankbar; Betragen sehr regelmäßig; hat sich immer durch seinen Fleiß in der Mathematik ausgezeichnet; ist in der Geschichte und Geographie

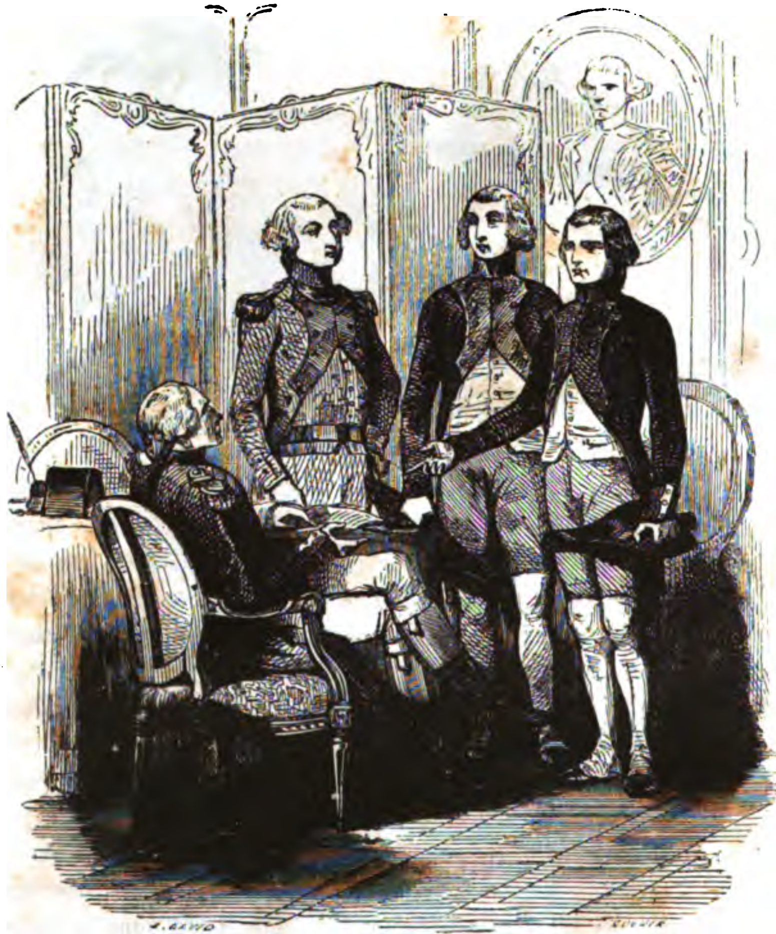
ziemlich bewandert, dagegen ziemlich schwach in den Uebungen der schönen Künste und im Latein, wo er nur in der vierten Klasse gewesen ist; wird ein vortrefflicher Seemann werden; verdient in die Schule von Paris aufgenommen zu werden.“ In der Schule von Paris, deren Pforten auf diese Empfehlung sich ihm öffneten, holte Bonaparte die Vernachlässigung der Stylübungen nach. In seinen Aufsätzen zeigte sich schon jene gedrängte und bilderreiche Beredsamkeit, die in seinen meisterhaften Proklamationen vollkommen ausgebildet erscheint. „Es ist Granit, in einem Vulkan erhitzt,“ urtheilte sein Lehrer über seine Ausarbeitungen. Seine bedeutenden Fortschritte bewirkten, daß man ihn nach zwei Jahren, nachdem er die übliche Prüfung glänzend bestanden hatte, zum Eintritt in den wirklichen Dienst reif erklärte. Die Post entführte ihn seinem ersten Bildungsorte; der künftige Kaiser war so arm, daß er einen Platz auf dem Verdeck nehmen





mußte. Bonaparte — wir werden ihn so lange so nennen, als er sich selbst diesen Namen gab — war sechszehn Jahre alt, als er als Unterlieutenant in das Regiment La Fère eintrat. Ueber diese Zeit, wie über die ganze Periode bis zu dem Eintritt Bonaparte's in das öffentliche Leben, fehlt es sehr an Nachrichten, wenn man nicht unverbürgte Erzählungen von Bewunderern oder Feinden dafür nehmen will. Er selbst, der diese Lücke am besten ausfüllen konnte, hat ein tiefes Schweigen bewahrt, das im Memorial von St. Helena am auffallendsten hervortritt. Denn als Verbannter, als Geächteter hätte er nicht mehr die Rücksichten zu nehmen gehabt, sollte man meinen, über Schicksale und Ansichten, die dem Kaiser in der Meinung der andern Höfe schaden konnten, einen Schleier zu werfen; daß wir von Andern so wenig Zeugnisse besitzen, liegt in der Zeit. Die Revolution zog heran, das Schicksal des ganzen Volks stand in Frage, die Menschen gruppirten sich nach Ständen, nach großen Parteien; wer hätte da des unbedeutenden Lieutenants achten sollen, der durch nichts die Blicke auf sich gezogen hatte? Und achteten Einzelne dennoch auf ihn, wie vielen von ihnen mag der Tod, der damals eine so furchtbare Erndte hielt, den Mund verschlossen haben! Wir müssen uns daher mit einzelnen Thatsachen begnügen.

Der junge Lieutenant wurde von dem Obristen des Regiments besser empfangen, als seine mit ihm in den Dienst tretenden Freunde. 1786 gab es noch



eine gute Gesellschaft im alten Sinne des Worts, und Bonaparte hatte das Glück, Aufnahme in ihr zu finden. In Valence nahm sich Frau von Colombier seiner an und machte aus dem jungen Lieutenant einen heitern liebenswürdigen Gesellschafter. Auch von einer ersten Liebe hören wir, aber nur in Andeutungen, denn die Erzählung stammt aus seinem eigenen Munde. Seine Neigung wurde erwiedert, man sah sie wie Kinder mit einander verkehren, denn das Liebespaar kannte kein größeres Glück, als

zusammen Kirschen zu speisen. Die ernsteren Angelegenheiten trugen über dieses unschuldige Spiel bald den Sieg davon. Da der Frieden keine kriegerische Thätigkeit gestattete, wurde Bonaparte Schriftsteller, Geschichtsschreiber und Philosoph. Er begann eine Geschichte von Korsika zu schreiben, die er später wahrscheinlich selbst vernichtet hat, weil jede Spur von





ihr verschwunden ist. Da der Abé Raynal ihn zur Fortsetzung ermunterte, so kann die Arbeit keine werthlose gewesen sein. Eine zweite Arbeit, von der sich eine Abschrift erhalten hat — das Original warf der Kaiser Napoleon in das Feuer — behandelt eine philosophische Frage. Die Akademie von Lyon hatte die Preisaufgabe gestellt: „Welche Grundsätze und Verfassungen soll man den Menschen einprägen, um sie so glücklich als möglich zu machen?“ Bonaparte war unter den Bewerbern und erhielt den Preis. Seine Arbeit soll ganz den Geist der Zeit athmen, der Styl originell und an vielen Stellen glänzend sein. Die gewöhnlichen Freuden des Garnisonlebens wurden dabei nicht vernachlässigt. Unter den jungen Offizieren, die ihre Zeit auf Bällen und in Kaffeehäusern tödteten, war Bonaparte einer der lebhaftesten und im Kreise der Kameraden stets willkommen. Drei Jahre später schrieb man 1789. Das Dauphiné, in dem Bonaparte

lebte, war eins der ersten, welches die neuen Grundsätze annahm. Das Heer war getheilt. Die Reiterei, in der immer die adeligen und reichen Offiziere dienen, war für den Hof; die sogenannten gelehrten Waffen, Artillerie und Genie, für das Volk. Auch Bonaparte stand auf dieser Seite und mit Leidenschaft, wie sich von seinem Charakter erwarten läßt. Im nächsten Jahre trat er für seine Partei öffentlich in die Schranken, indem er an den korsischen Abgeordneten Buttafuoco ein gedrucktes Schreiben richtete und jenen in den strengsten Ausdrücken des Abfalls von der Volkssache anklagte. In Frankreich mag diese Meinungsäußerung eines Unbekannten in der Fluth ähnlicher Schriften untergegangen sein, in Korsika achtete man auf die Worte des Landsmannes, und die patriotische Gesellschaft von Ajaccio antwortete ihm mit der Anzeige, daß sie Bottafuoco für einen Verräther erklärt habe. Korsika wurde um diese Zeit in neue Gährung versetzt. Paoli, der alte Feind der Franzosen, hatte sich für die Umwälzung erklärt, deren frühesten Grundsätze ja auch die seinigen waren, und war in Frankreich mit Begeisterung aufgenommen und zum Oberbefehlshaber seiner Geburtsinsel ernannt worden. Inzwischen schritt die Revolution weiter und griff das Königthum und alle die constitutionellen Grundsätze an, die Paoli in England theuer geworden waren. Der berühmte Korse konnte diese Uebertreibungen nicht billigen und trat an die Spitze einer aristokratischen Partei, die in Ajaccio, dem Geburtsorte Bonaparte's, großen Anhang hatte. Bonaparte war eben in Korsika auf Urlaub, als die ersten Reibungen zwischen Demokraten und Aristokraten entstanden. Seiner Ueberzeugung nach nahm er für die ersteren Partei, vielleicht zu leidenschaftlich, wenigstens klagte man ihn in Paris an, daß er die Unruhen veranlaßt habe, und er mußte daher nach der Hauptstadt reisen, um sich zu vertheidigen. Auf diese Art wurde er Zeuge des 10. August, jenes Tages, an dem das Volk die Tuillerien erstürmte und Ludwig XVI. bei der gesetzgebenden Versammlung Schutz suchte. Erblickte Bonaparte in diesem Ereignisse blos einen Sieg seiner republikanischen Grundsätze, oder erkannte er, daß jetzt seinem Genie eine unermeßliche Bahn eröffnet sei? Fast möchte man das Letztere behaupten, denn kurz nach dem 10. August schrieb er an seinen Oheim: „Seien Sie um Ihren Neffen nicht besorgt, er wird sich Platz zu machen wissen!“ Im September war er wieder in



Korsika. Die frühere Gährung war beschwichtigt, Paoli nahm den Schein an, als billige er die jetzige Politik Frankreichs. Bonaparte nahm daher keinen Anstand, den berühmten Mann aufzusuchen, und wurde mit offenen Armen empfangen. „Dieser junge Mann ist nach dem Alterthume geformt," äußerte Paoli über ihn, „er ist einer der Männer Plutarchs." Der heitere Himmel trübte sich bald. Ob Paoli wirklich alte Unahängigkeitspläne in der Stille hegte, oder ob die andere Partei durch ihren Argwohn, ihre leidenschaftliche Anklage zu äußersten Schritten trieb, das bleibe hier unentschieden. Genug, es entstand ein gegenseitiges Mißtrauen, das endlich zum Kampf führen mußte. Ehe es dahin kam, verrichtete Bonaparte seine erste Waffenthat, die unglücklich ausfiel. Der Admiral Truguet war mit einer Unternehmung gegen die Insel Sardinien beauftragt, und Bonaparte sollte diese Expedition durch einen Angriff auf die Insel Maddalena unterstützen. Er besetzte die Insel, mußte dann aber wieder abziehen, und auch



Truguet hatte kein besseres Glück. Kaum war er zurückgekehrt, als Paoli, der auf die Liste der Geächteten gesetzt war, Aufstand erhob und die Engländer herbeirief. Bonaparte waffnete mit der Volkspartei, zog gegen Ajaccio und erlitt eine zweite Niederlage. Die Wuth der Parteien, bei dem korsischen Charakter doppelt schrecklich, führte zu vielen Grausamkeiten. Mit Mühe gelang es seiner Familie, sich zu retten. Lucian Bonaparte wurde in derselben Nacht, in der er gefangen werden sollte, von Freunden gerettet. Von Bonaparte selbst heißt es, daß er als Matrose verkleidet die Flucht ergriffen habe. Die Konsulta der Korsen, deren Haupt Pozzo di Borgo war — jener spätere russische Gesandte, der gegen Napoleon während dessen ganzer Lebenszeit mit korsischer Beharrlichkeit thätig gewesen ist — ächtete den Flüchtling, die geringen Güter der Familie gingen verloren.

Als Bonaparte landete, hatte der Konvent eben jene furchtbare Prüfung zu bestehen, die nach dem Sturze der Girondisten über ihn hereinbrach. Bonaparte hatte erst Sorge für seine Familie zu tragen. Als er dieser Pflicht genügt hatte, eilte er nach Paris, denn er wußte, daß dort



Stellen in Fülle zu vertheilen seien, und daß er, der bewährte Sanskulotte, nicht zu warten haben werde. Sein Kampf auf Korsika, seine Verbindung mit Salicetti, dem korsischen Abgeordneten, empfahlen ihn. Der Wohlfahrtsausschuß ernannte ihn zum Bataillonschef und übertrug ihm den Befehl über die Artillerie von Toulon.



Toulon hatte sich am 29. August den Engländern überliefert. Es gab dort, wie überall in Frankreich, zwei Parteien, eine gemäßigte und eine leidenschaftliche: Girondisten und Jacobiner. Die letztern hatten im Gemeinrath die Oberhand, die ersteren in den Bürgerversammlungen. Als die Girondisten am 31. Mai im Nationalkonvent unterlagen, erhoben sich ihre Anhänger im Süden und Toulon folgte ihrem Beispiel. Der jakobinische Gemeinrath wurde gesprengt, der Präsident des Jakobinerklubs, Sevestre, hingerichtet. In diese anfangs republikanische Bewegung mischten sich geheime Agenten der Ausgewanderten und der Engländer. Man wies auf die Schreckensmaßregeln des Konvents hin, auf die Schwäche der vereinzelten Stadt, die nur dann auf Unterstützung hoffen dürfe, wenn sie Ludwig XVII. ausrufe. Der neue Befehlshaber der Festung, der Generalstab der Besatzung, der Admiral der auf der Rhede liegenden Flotte, Trogoff, die höchsten bürgerlichen Behörden der Stadt waren einverstanden, und ihren Einflüsterungen gelang es, am 29. August den verhängnißvollen Beschluß zu erwirken, daß der Admiral Hood mit der englischen Flotte herbeigerufen werden solle. Als Hood nach längerem Zögern erschien, hatte der Verrath auf der französischen Flotte sein Werk vollendet. Der Admiral Trogoff und fast alle Schiffsbefehlshaber, der Sache der Revolution ohnedies nie ergeben und über die ewigen Anfeindungen der Jakobiner erbittert, zogen die weiße Flagge auf. Nur ein einziger Befehlshaber, St. Julien, blieb seiner Pflicht treu, wurde aber von der Uebermacht gezwungen, mit seinen wenigen Matrosen die Flucht zu ergreifen. Der Schlag war der härteste, der auf die Revolution noch gefallen war. Verlorne Schlachten hatte der Konvent nicht zu fürchten. Seine furchtbare Willenskraft, sein Aufgebot in Masse, die Begeisterung des Volks gaben ihm Mittel in Fülle, stets neue Heere in das Feld zu senden. In Toulon ging mehr verloren als ein Heer. Man büßte dort erfahrene Seeoffiziere, eingeübte Matrosen ein, die sich erst nach Jahren ersetzen ließen, da in der Marine eine längere Dienstzeit erfordert wird, um die Mannschaft auszubilden, man kam um eine große Flotte, um unermeßliches Material auf den Werften und in den Arsenalen, man verlor eine Festung ersten Rangs, die in den Händen von Feinden eine erhöhte Wichtigkeit hatte, da sie den Mißvergnügten des Südens zum Sammelplatze und Stützpunkte dienen

konnte. Es ist daher erklärlich, daß die Erbitterung des Konvents gegen Toulon den höchsten Grad erreichte. Es ergingen die strengsten Befehle, Toulon sofort zu nehmen, aber die Mittel fehlten, denn die Heere von Carteaux und Lapoype, über die man im Augenblick verfügen konnte, waren unzureichend. Der Konvent war nicht gewöhnt, halbe Maßregeln zu ergreifen. Er brachte das Belagerungsheer durch Verstärkungen auf 30,000 Mann, ernannte Dugommier zum Befehlshaber und erneuerte seine Weisung, Toulon noch vor Beendigung des Feldzugs zu nehmen. Die Besatzung des Platzes bildeten zwei englische Regimenter, die man von Gibraltar herbeigeschafft hatte, achttausend Spanier, Neapolitaner und Piemonteser, endlich zahlreiche geflüchtete Marseiller und Provençalen. Die Festungswerke befanden sich im besten Zustande, eine Menge von Werken war in der neuesten Zeit neu angelegt oder erweitert und verstärkt. Ihre größte Sorgfalt hatten die Engländer dem Fort Eguillette zugewendet, das auf der äußersten Spitze des die Rhede schließenden Vorgebirges liegt. Sie hielten dieses Werk in seinem jetzigen Zustande für uneinnehmbar und nannten es deshalb Kleingibraltar. Der größte Nachtheil der Belagerten lag in der Uneinigkeit, die zwischen ihnen herrschte. Die Einwohner waren in ein republikanisches und ein royalistisches Lager, beide von der äußersten Partei, gespalten; die Spanier mißtrauten den Engländern, diese wieder jenen.

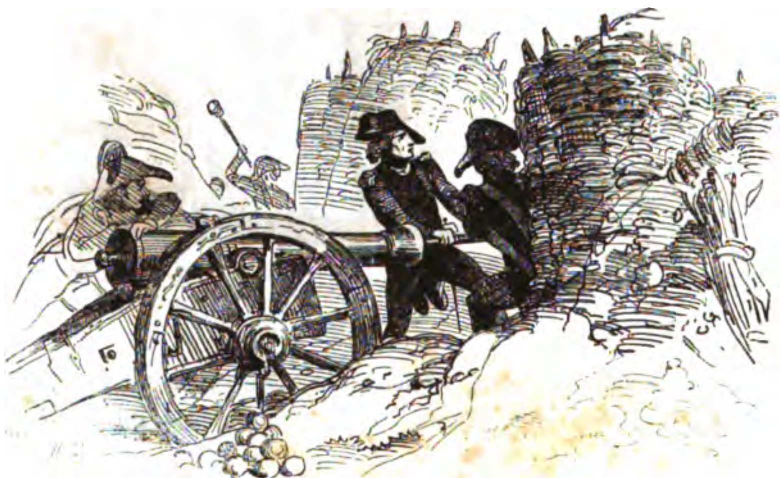
Der Wohlfahrtsausschuß hatte einen Plan zu einem regelmäßigen Angriffe eingeschickt. Dieser Entwurf war nach allen Regeln der Kriegskunst abgefaßt, setzte aber eine größere Stärke der Belagerungsarmee voraus, als diese wirklich hatte, und erforderte zur Ausführung viel Zeit. Der Kriegsrath wollte diesen Plan eben annehmen, als der Artilleriekommandant Bonaparte auftrat. Er wies nach, daß Kleingibraltar der Schlüssel des Platzes sei. War dieses Fort genommen, so mußten die Engländer ihre Schiffe auf das offene Meer flüchten, weil sie von Eguillette aus in Brand geschossen werden konnten. Noch mehr, auch die Räumung der Festung wurde dann nöthig, denn da die Seeverbindung verloren ging, so konnte man die Besatzung nicht zurücklassen, ohne sie einem unvermeidlichen Untergang zu weihen. Der Kriegsrath wurde von diesen Gründen überzeugt und genehmigte einstimmig, daß der Hauptangriff gegen



Kleingibraltar gerichtet werde. Bonaparte wurde die Seele der Belagerung. Cartaux' Frau hatte dies bewirkt. „Er ist klüger, als Du," sagte sie



ihrem Mann, „denn er fragt Dich nie um etwas, und Du fragst ihn immer.“ Unter seiner Leitung wurde der Platz enger eingeschlossen und unter dem Schutz einiger Olivenbäume, sehr nahe beim Fort Malbosquet, dem wichtigsten der Außenwerke, eine Batterie errichtet. Die Ueberraschung



der Belagerten war groß, als diese Batterie eines Morgens plötzlich ihr Feuer eröffnete. Der englische General O'Hara beschloß einen Ausfall zu machen und die Stücke zu vernageln. Am 30. November (10. Brumaire) brach er an der Spitze von 6000 Mann aus den Festungswerken, überraschte die republikanischen Posten, drang in die Batterie ein und begann sogleich die Stücke zu vernageln. Zum Glück war Bonaparte mit einem Bataillon in der Nähe. Indem er mit seiner Mannschaft in der Approche, die zur Batterie führte, geräuschlos vorwärts ging, gelangte er unentdeckt mitten unter die Engländer und stürzte sie durch sein plötzliches Feuern in die größte Verwirrung. Der General O'Hara glaubte, daß seine eigenen Leute aus Irrthum auf ihre Kriegsgefährten feuerten, ging auf die Franzosen zu, um das vermeinte Mißverständniß aufzuklären, und war im nächsten Augenblick ein Gefangener. Zugleich erschien Dugommier mit

Verstärkungen, so daß die Engländer einen eiligen Rückzug machen mußten. Nach diesem ersten Erfolge wurde die Berennung des Forts Eguillette mit erhöhtem Muth begonnen. Die Tapferkeit der Belagernden hatte eine furchtbare Prüfung zu überstehen. Ihre Batterien wurden von dem Fort aus mit einem Kugelregen überschüttet, der Verlust an Menschen war bedeutend, und die Artilleristen weigerten sich zuletzt, an dem gefährlichen Orte zu dienen. In dieser schwierigen Lage entfaltete Bonaparte zum ersten Male die bewundernswürdige Kunst, seine Soldaten mit wenigen Worten bis zur Todesverachtung zu begeistern, der er später so viele seiner herrlichen Siege zu verdanken hatte. Er ließ an der gefährlichsten Batterie eine Tafel aufrichten mit der Inschrift: Batterie der tapfern Männer!



und von diesem Augenblick an drängten sich die Artilleristen zu dem Posten. Hier war es auch, wo Bonaparte einen seiner treuesten Diener und besten Offiziere zuerst kennen lernte. Als er eines Tages in der Batterie selbst einen Befehl zu diktiren hatte, rief er nach einem Unteroffizier, der schreiben könne. Ein junger Mann trat vor, die Arbeit begann und war eben vollendet, als eine Bombe in die Batterie schlug, im nächsten Moment platzte und Depesche und Schreiber mit dem aufgewühlten Sand bedeckte. „Gut," sagte der Unteroffizier kalt, „so brauche ich keinen Streusand."



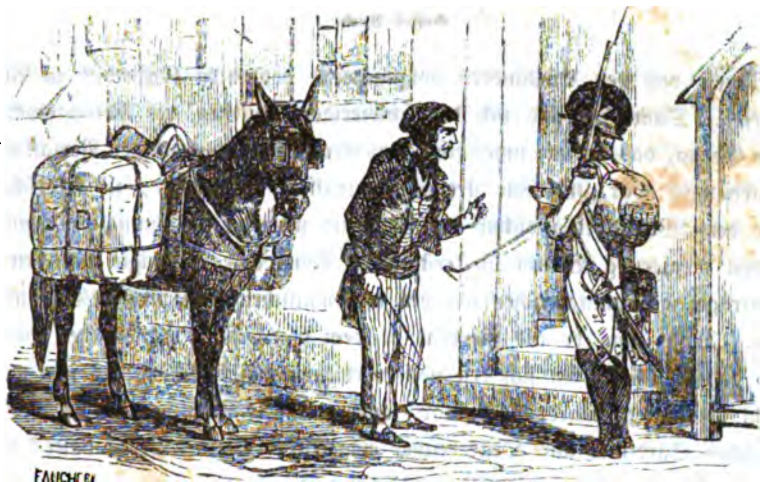
Dieser Mann war Junot, der später zum Marschall von Frankreich und Herzog von Abrantes emporstieg, nachdem aus dem Artilleriekommandanten der Batterie der tapfern Männer ein Kaiser geworden war.

Das Feuer auf Eguillette oder Kleingibraltar dauerte aus Mörsern und Vierundzwanzigpfündern Tag und Nacht ununterbrochen fort. Am 18. December wurde die gelegte Bresche für gangbar erklärt und der Sturm auf dieselbe Nacht festgesetzt. Bonaparte, der Obergeneral Dugommier, die Konventsmitglieder Robespierre der Jüngere und Salicetti befanden

sich bei den Sturmkolonnen. Während sie heranmarschirten, heulte ein furchtbarer Sturm durch die Lüfte, aber die Belagerten waren nichtsdestoweniger auf ihrer Hut und empfingen ihre Feinde mit einem wohlgenährten Feuer. Die durch keine Schanzen gedeckten Stürmenden erlitten große Verluste, sie drangen vor, wurden zurückgeworfen, der Kampf schwankte unentschieden. Da brachte Kapitain Muiron die Entscheidung, indem er die Ungleichheit des Bodens benutzte, eine Höhe erstieg, den Fuß des Forts gewann und mit seiner Mannschaft durch eine Schießscharte eindrang. Die Vorhersagung Bonaparte's ging fast augenblicklich in Erfüllung. Während man in Kleingibraltar noch damit beschäftigt war, die Kanonen auf die andere, nach der Rhede hin gelegenen Seite zu führen, bewerkstelligten die Engländer bereits ihre Flucht aus der Falle, in die sie so plötzlich gerathen waren. Sie gingen dabei so eilig zu Werke, daß sie nicht daran dachten, ihre Bundesgenossen aus Marseille und der Provence an Bord ihrer Schiffe zu retten oder auch nur zu benachrichtigen. Erst als der spanische Admiral Langara diese Unglücklichen, die zu Tausenden im Hafen sich drängten, aufnahm, schickte auch Admiral Hood, durch dieses Beispiel beschämt, Böte, die aber bei weitem nicht ausreichten, die Menge zu fassen. Das menschenfreundliche Werk der Rettung hatten die Engländer versäumt, ihre Rache vergaßen sie nicht. Ehe sie die Stadt verließen, steckten sie die zwanzig noch übrig gebliebenen Linienschiffe und Fregatten der französischen Flotte, die Werften und das Arsenal in Brand. Die hochauflodernden Flammen leuchteten ihrer Flucht. Wie bitter müssen Bonaparte's Gefühle gewesen sein, als er diese Feinde, die seinem Vaterlande noch eben einen unersetzlichen Schaden zugefügt hatten, mit vollen Segeln das Weite gewinnen sah, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, ihnen aus seinen kaum begonnenen Batterien rächende Geschosse nachzusenden! So begann schon hier, im Anfang seiner Laufbahn, der große Schmerz seines Lebens. Dieses England, das seine besten, wie seine selbstsüchtigsten Entwürfe vernichtete, das ihm so oft die Palme des Sieges in dem Augenblick entriß, da er sie schon in der starken Hand zu halten glaubte; dieses England, es sollte ihm stets unerreichbar bleiben! Am flachen Strande von Afrika, in der Wüste von St. Jean d'Acre, auf den Dünen von Boulogne stand er

diesen hölzernen Mauern gegenüber, die dem modernen Europa dasselbe werden sollte, was dem alten Griechenland die hölzernen Mauern der Athener in der Freiheitsschlacht von Salamis waren. Denn der Geist der Freiheit schwebte um die Segel Englands, seine Schiffskolosse waren feste Burgen jener Männerwürde, die Napoleon in demselben Maße mehr verachtete, als er sie in Andern häufiger und häufiger mit Füßen trat.





Zweites Kapitel.

Napoleon erhält seine Entlassung. — Der Kampf des 13. Vendemiaire. — Napoleon General der Armee des Innern. — Heirath mit Josephinen.



Sardinien und Oesterreich, die freilich die günstigste Zeit zu einem Einfall in Frankreich nicht kräftig genug benutzt hatten, nahmen noch immer auf den Höhen der Alpen eine drohende Stellung ein, und da mit der Einnahme von Toulon der entscheidende Schlag gegen den Aufstand des Südens geführt war, konnte das schöne Heer, das gegen die Stadt gefochten hatte, nun gegen die äußeren Feinde gebraucht werden. Bonaparte wurde nicht sogleich auf den Kriegsschauplatz gesandt. Man wollte zuvor von seinen Kenntnissen des Befestigungswesens Nutzen ziehen und gab ihm den Auftrag, die französischen Küsten des Mittelmeeres zu besichtigen und ein Vertheidigungssystem

für diese von den Engländern vorzugsweise bedrohten Gegenden zu entwerfen. Damit verband sich der schwierigere Auftrag, die Festungswerke von Genua, das damals unter einer aristokratisch-republikanischen Verfassung unabhängig war und eine strenge Neutralität beobachtete, zu erforschen und dem Wohlfahrtsausschuß des Konvents über die Gesinnung der genuesischen Regierung Bericht zu erstatten. Bonaparte entledigte sich beider Aufträge, des militairischen wie des diplomatischen, mit großer Gewandtheit. Dann ging er als General zu dem sogenannten italienischen Heere ab, das diesen Namen sich erst noch verdienen mußte, da es bis jetzt noch nicht in Italien eingedrungen war, sondern auf französischem Gebiet stand, zwischen Sardinier und Oesterreicher eingekeilt. Diese letzteren hatten den Col di Tenda, die untern Alpenpässe und die von Turin über Saorgio nach Nizza führende Straße besetzt. Mit Bonaparte's Ankunft hörte die Ueberlegenheit der Feinde auf. Wie bei Toulon, so wußte der außerordentliche Mann auch bei dem Heer von Italien einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen, obgleich er hier wie dort eigentlich eine untergeordnete Stellung bekleidete. Nach seinem Plane griff man die Feinde auf allen Punkten an, vertrieb die Sardinier am 7. Mai 1794 vom Col di Tenda, nahm Saorgio mit vielem Gepäck und Vorräthen aller Art und setzte sich in den Besitz der hohen Alpenkette. In diese Zeit fällt der Sturz Robespierre's, die Revolution vom 9. Thermidor (27. Juli 1794). Es waren ärgere Blutmenschen, als Robespierre's selbst, welche den Sturz des „Tyrannen“ bewirkten, aber das Schreckenssystem hatte in der Nation so ganz seinen Halt verloren, daß mit dem Fall des Mannes, den man mit Recht oder mit Unrecht als den Repräsentanten desselben betrachtete, die Rückkehr zur Milde gleichsam von selbst sich machte. Es lag im Geiste der Zeit, daß diese Umkehr von Gewaltthätigkeiten begleitet wurde. Während das Volk im Süden die Jakobiner ermordete, in Paris über alle Schreckensmänner mit keulenartigen Stöcken herfiel, setzte der Konvent einen seiner früheren Führer nach dem andern in Anklagezustand. Dieselbe Waffe, welche die Männer des Schreckens so oft angewendet hatten, wurde gegen sie gebraucht. Sie sollten Verrath gesponnen haben mit dem Grafen Artois, mit den Ausgewanderten, mit den fremden Heeren — wie oder wann, das hätte Niemand sagen, geschweige denn beweisen können, aber

darauf kam es auch gar nicht an; man brauchte das Wort „Verrath“ für die Anklageakte, das Uebrige war Nebensache. Von Bonaparte wußte man, daß er ein Freund des jüngern Robespierre gewesen sei, und dies genügte, ihn in die widersinnige Anklage zu verflechten. Er hatte vorgeschlagen, das Heer von Italien mit der Armee der Alpen, die seit der Einnahme von Lyon verfügbar geworden war, zu vereinigen, das Thal der Stura zu besetzen und von da in Piemont einzufallen. In diesem kühnen Plane fand man plötzlich die Absicht, die Armee in Piemont der Vernichtung preiszugeben und Toulon den Engländern wieder zu öffnen. Nach einer andern Darstellung, die von Bourrienne herrührt, machte man Bonaparte außerdem seine Thätigkeit in Genua zum Vorwurf und argwöhnte, daß er sich dort mit den Fremden verschworen habe. Er wurde verhaftet und blieb vierzehn Tage in dieser Lage. In einem Schreiben, das sich in Folge eines glücklichen Zufalls erhalten hat, beschwerte er sich bei den Konventsmitgliedern Albille und Salicetti über seine Verhaftung. „Ihr habt mich meines Dienstes entsetzt,“ schreibt er, „mich verhaften lassen und für verdächtig erklärt. Ich bin also gebrandmarkt, ohne gerichtet, oder vielmehr gerichtet, ohne verhört worden zu sein. In einem revolutionairen Staate giebt es zwei Klassen, Verdächtige und Patrioten. Sind die ersten angeklagt, so werden sie der Sicherheit wegen nach allgemeinen Maßregeln behandelt; durch die Unterdrückung der zweiten Klasse wird die öffentliche Freiheit gefährdet. Die Behörde kann nur dann verurtheilen, wenn sie ganz genau unterrichtet ist und eine Reihe von Thatsachen vorliegt. Einen Patrioten verdächtig erklären heißt, ihm sein Theuerstes, Vertrauen und Achtung rauben. In welche Buße will man mich setzen? Habe ich nicht seit dem Ausbruch der Revolution den Grundsätzen derselben gehuldigt? Hat man mich nicht immer im Kampf mit innern oder mit auswärtigen Feinden gesehen? Ich habe um der Republik willen meine Heimath, meine Güter verlassen und Alles verloren. Später habe ich vor Toulon nicht ohne Auszeichnung gedient und dem Heere von Italien die Lorbeern erworben, die es sich bei der Einnahme von Saorgio sammelte. Bei der Verschwörung von Robespierre habe ich gezeigt, daß ich nur nach den Grundsätzen der Freiheit handle. Man kann mir also den Namen eines Patrioten nicht streitig machen.“ Die Freilassung Bonaparte's erfolgte,

„weil sich bei mehren mit ihm angestellten Verhören nichts fand, was den gegen ihn gehegten Verdacht gerechtfertigt hätte, sodann in Betracht, daß die militairischen und örtlichen Kenntnisse besagten Bonaparte's von Nutzen sein könnten," wie es in dem von Albitte und Salicetti unterzeichneten Urtheil heißt. Der Verdacht wirkte jedoch insoweit nach, daß man dem General seine frühere Anstellung beim italienischen Heere nicht zurückgab. Bonaparte ging daher nach Paris, um sich um eine Stelle zu bewerben. Einige einflußreiche Freunde ebneten ihm den Weg, und man bot ihm einen Befehl in der Vendee an. Diese Ernennung lehnte er ab, weil er von seiner Lieblingswaffe, dem Geschütz, zum Fußvolk übergehen sollte, gewiß auch deshalb, weil der fast beendete Krieg ihm nicht als seiner würdig erschien. Dadurch kam er in ein neues Zerwürfniß mit den Gewalthabern und nahm seine Entlassung oder erhielt sie. Arm und fast ohne alle Unterstützung gerieth er in eine drückende Lage. Am meisten quälte ihn, daß er in dieser Zeit des lautesten Kriegslärms unthätig bleiben, daß, wo so viele Waffen blitzten, sein Degen in der Scheide ruhen sollte. Welche Entwürfe mag der rastlos thätige Mann damals in seiner dürftigen Wohnung in der Mail-Straße im Kopfe gerollt, in welche Fernen mögen seine Blicke geschweift sein, um ein Schlachtfeld zu suchen, auf dem er seine Fahne aufpflanzen könne! Von einem seiner Pläne besitzen wir Kenntniß, und in diesem enthüllt sich das ganze Genie des Mannes. Er erwog, daß Frankreich in ganz Europa nur einen Bundesgenossen finden könne, den Sultan, jenen alten Verbündeten der allerchristlichsten Könige. Aber diese Hülfe, so mächtig sie gegen Oesterreich zu wirken vermochte, war für den Augenblick nicht hoch anzuschlagen; denn hatte sich die Türkei im letzten Kriege auch, durch Bodenverhältnisse, Seuchen und grobe Fehler der feindlichen Feldherrn unterstützt, der Waffen Josephs II. erwehrt, so war sie doch viel zu schwach, um einen Angriffskrieg mit irgend einer Aussicht auf Erfolg führen zu können. Auf diese Grundlage baute Napoleon seinen Plan, den er der Regierung vorlegte. Die Türken sind tapfere Soldaten, führte er aus, aber in dem wissenschaftlichen Theile der Kriegskunst noch weit zurück. Sie fühlen dies selbst, denn sie haben von uns mehre Male Lehrmeister verlangt, und ihrem Gesuche ist auch entsprochen worden, aber in ungenügender Weise. Man hat zu wenige Offiziere nach Konstantinopel

geschickt. Billigt die Regierung meinen Vortrag, so gehe ich mit einer größeren Anzahl von Offizieren ab und suche namentlich die Artillerie der Türken auszubilden, diese Waffe, die auf die Entscheidung der Schlachten einen immer größeren Einfluß übt. Es wurde ihm nicht einmal eine Antwort. Es ist im Grunde müßig zu fragen, wie das Schicksal Bonaparte's, wie die Entwicklung der Türkei sich gestaltet haben würde, wenn dieser Antrag die Billigung der Regierung erhalten hätte, denn die Geschichte hat sich nicht mit der überdies unmöglichen Erwägung zu befassen, was unter dieser oder jener Voraussetzung vielleicht geschehen sein könnte, sondern nur mit der Würdigung dessen, was wirklich geschehen ist. Da sich indessen die große Mehrzahl der Schriftsteller über Napoleon in Betrachtungen, wie der Held den Orient umgestaltet haben würde, ergangen haben, so mag hier die Ansicht aufgestellt und mit einigen kurzen Gründen unterstützt werden, daß Bonaparte eben nicht mehr erreicht haben würde, als mancher andere Offizier vor und nach ihm, als Sultan Selim III. selbst. Sein Plan fiel ganz mit dem zusammen, was damals in der Türkei für die Einführung eines europäischen Heerwesens geschah. Dieses Unternehmen scheiterte aber gänzlich, obgleich der denkendste Sultan, Selim III., der größte Vesir, Mustapha Bairaktar, den die Türkei in der Neuzeit hatten, mit entschlossener Kraft es förderten. Selim III. wurde erwürgt, der tapfere Beirattar sprengte sich mit dem Gebäude, das ihm gegen die wüthenden Janitscharen als letzte Zuflucht diente, in die Luft, und es bedurfte der ganzen Zeit bis 1826, um dem verbesserten Heerwesen den Sieg zu verschaffen. Was konnte nun das Schicksal Bonaparte's sein, der als Fremder, als Ungläubiger einer fanatischen Bevölkerung entgegentreten mußte, die selbst den Herrscher der Gläubigen, den Nachfolger des Propheten nicht verschonte, als er ihre Gewohnheit antastete? Gewiß kein anderes, als Selim III. selbst und Mustapha Bairaktar ereilte. In einer Beziehung ist der Vorsatz Bonaparte's indessen wichtig, denn er lenkte seine Blicke auf den Orient und führte ihn zu Studien, die später in Aegypten fruchtbringend wurden.

Bonaparte blieb also als verabschiedeter, in Ungnade gefallener Offizier in dem kleinen Zimmer auf der Mail-Straße und hörte mit Kummer von den Siegen der republikanischen Armeen, horchte mit Verachtung auf

das Geräusch des Parteikampfes, das von der Straße zu ihm drang. Seine einzige Erholung bestand in Unterredungen mit Talma, mit dem



er häufig speiste. Eben dieser Kampf, an dem er nicht Antheil nehmen mochte, sollte ihn wieder zu den Waffen rufen. Der abwärts geneigte Gang der Revolution war nicht minder rasch, als der aufwärts steigende. Nachdem man im Laufe weniger Jahre von der unumschränkten Alleinherrschaft zur konstitutionellen Monarchie, von der konstitutionellen Monarchie zur Republik, von der Republik zur Pöbelherrschaft gelangt war, neigte man sich mit rascher Umkehr dem Ausgangspunkte zu und gedachte den Umsturz der Pöbelherrschaft zur Herstellung der unumschränkten Monarchie zu benutzen. Nach der Hinrichtung Robespierre's hatte der Konvent allerdings noch zweimal gegen die Pöbelherrschaft zu kämpfen, am 1. April (12. Germinal) und am 20. Mai (1. Prairial) 1795, aber beide Male siegreich entwaffnete er das Pöbelheer, und von dieser Seite her war fortan Ruhe. Nun begannen die royalistischen Umtriebe. Seitdem

das Schreckenssystem aufgehört hatte, strömten die Ausgewanderten in hellen Haufen nach Paris, wo sie ihr altes Quartier, die Vorstadt St. Germain, wieder bevölkerten und mit dem Auslande Verbindungen unterhielten. An Anhang in Paris selbst konnte es ihnen nicht fehlen. Tausende von Familien hatten Angehörige unter dem Richtbeil verloren, alle Guten und Gebildeten verabscheueten die Ausschweifungen der Revolution, bei einem großen Theile des Mittelstandes kam noch das weitere Motiv hinzu, daß die Unruhen eine große Stockung in die Geschäfte gebracht hatten. Diese Verhältnisse wußten die Ausgewanderten mit Geschicklichkeit zu benutzen, und ihre Partei schwoll täglich an. Besonders wirkte für sie der Umstand, daß der Konvent selbst im Anfang ihre Hülfe gegen den Pöbel in Anspruch nehmen mußte. Die „vergoldete Jugend", wie man diese Partei nannte, schlug sich mit den Jakobinern in den Straßen, erstürmte zweimal das Lokal des gefürchteten Klubbs und bildete in Paris eine Art von bewaffneter Macht. Die Nationalgarde, deren Pikenbataillons mit der Entwaffnung der Antonsvorstadt verschwanden, zählte zu derselben Partei, und diese beiden Elemente, die vergoldete Jugend und die Nationalgarde waren es, die dem Konvent im Germinal und Prairial seine beiden Siege erfochten. Sie waren sich ihrer Macht bewußt und wollten sie natürlich für ihre eigene Sache, für das Königthum benutzen. Die Weise, in der sie verfuhren, hatten sie den Schreckensmännern abgelernt. Wie jene hatten sie ihre Klubbs, ihre Volksversammlungen, wie jene sprachen sie unaufhörlich von Verschwörungen, die zu bestrafen seien, wie jene beschickten sie den Konvent durch Abordnungen auf Abordnungen, um ihren Forderungen den Nachdruck des Volkswillens zu geben, wie jene hatten sie die Drohung eines allgemeinen Aufstandes in Bereitschaft. Den wirklichen Ausbruch beschleunigte der Konvent selbst durch seine neue Verfassung, die er im Sinne der gemäßigten Republikaner gab, und durch das angehängte Wahlgesetz für die neue gesetzgebende Versammlung. Dieses enthielt nämlich die Bestimmung, daß nur ein Drittheil der neuen Abgeordneten frei zu wählen sei; zwei Drittheile sollten aus den Konventsmitgliedern genommen werden. Diese Bestimmung vernichtete die Hoffnung der Verschworenen in den beiden Räthen, — Rath der Fünfhundert und Rath der Alten. Die Anführer der Royalisten beschlossen nun, einen Aufstand

herbeizuführen, wozu sie in der Sektion der Pariser Bürgerversammlungen alle Mittel besaßen. Am 11. Vendemiaire (3. Oktober) versammelten sich die Sektionen im Theater des Odeons und faßten den Beschluß, den Anordnungen des Konvents Widerstand zu leisten. Eine schwache Abtheilung Dragoner, die sie vertreiben wollte, wurde in die Flucht geschlagen, und dieser erste Erfolg ermuthigte die Menge so sehr, daß auf den folgenden Tag ein allgemeiner Aufstand beschlossen wurde. Auch der Konvent war nicht müssig. Aus dem Lager von Sablons wurden Truppen herbeigezogen, die muthigsten Vorstädter erhielten Waffen und bildeten ein „Bataillon der Patrioten von 1789“. Am nächsten Morgen bot Paris den Anblick eines Lagers dar. Der Generalmarsch ertönte durch die Stra-



ßen, die Sektionen erklärten sich in Aufstand und eilten bewaffnet zu den Sammelplätzen. Den Oberbefehl über die Konventstruppen führte der General Menou, ein schwacher Mann, der den Gefahren des Augenblicks nicht gewachsen war. Statt rasch zu handeln, ließ er den Aufrührern den ganzen 12. Vendemiaire Zeit, ihre Anordnungen zu treffen, und setzte sich erst in der Nacht mit seinen Truppen in Bewegung. Die Entscheidung schien erfolgen zu müssen, denn die Sektionen behaupteten ihre Posten und schickten sich an, auf die Truppen zu feuern. Ihre Festigkeit brachte Menou so sehr in Verwirrung, daß er zu unterhandeln anfing und sich zuletzt zurückzog. Seine Unentschlossenheit hätte der Regierung verderblich werden können, denn dieser Rückzug war so gut wie eine Niederlage und ermuthigte die Rebellen im höchsten Grade. Bonaparte hatte sich um diese Dinge wenig bekümmert. Am Abend des 12. Vendemiaire befand er sich im Theater Feydeau und erfuhr hier, was vorgegangen war. Neugierig, wie Alles weiter verlaufen werde, begab er sich in eine der öffentlichen



Tribünen des Konvents. Man berieth eben darüber, wie der Aufstand zu besiegen sei. Alle Redner waren einig, daß Menou der Oberbefehl genommen werden müsse, nur darüber herrschte Zweifel, durch wen er zu ersetzen sei. Da nannten einige Stimmen den Abgeordneten Barras, der sich bei dem Sturze Robespierre's durch seinen Muth ausgezeichnet hatte, und dieser, sofort durch Zuruf ernannt, erklärte, daß er den General Bonaparte als zweiten Befehlshaber zu haben wünsche. Auch dies wurde genehmigt, und Bonaparte eilte sogleich in den Saal hinab, um seine Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben. Sein nächster Schritt war, sich von Menou eine Liste der Truppen geben zu lassen und danach seine Anordnungen zu treffen.

Die bewaffneten Bürger verfügten über 40,000 Mann, die Regierung nur über 8000. Aber die Aufrührer hatten keine Geschütze, während die Regierung die Kanonen aus dem Lager von Sablons herbeiholen lassen



konnte. Bonaparte ertheilte ohne Verzug die nöthigen Befehle. Murat, damals Major, ritt mit dreihundert Mann nach dem Lager, wohin zu eben dieser Zeit ein Bataillon der Bürger auf dem Wege war. Er kam seinen Gegnern zuvor, ließ die Geschütze bespannen und führte sie nach den Tuilerien. Trotz dieses großen Vortheils, den er vor seinen Gegnern

voraus hatte, mußte sich Bonaparte auf die Vertheidigung beschränken, da er nicht daran denken konnte, mit seinen fünfmal schwächeren Truppen in die engen Straßen von Paris einzudringen. Er besetzte daher alle Posten rings um die Tuilerien und erwartete in dieser Stellung den Angriff. Die Sektionen, geführt von den Generalen Duhour und Danican, von dem Ausgewanderten Lafond und von dem Vendeer Maulevrier zeigten sich am Nachmittag des 13. Vendemiaire von den Tuilerien. Sie marschirten in tiefen Heersäulen, deren Spitzen junge Leute bildeten, die früher im Heere gedient hatten. Ihr erster Angriff fand von der Seite der St. Honoréstraße statt, wo sie die Kirche St. Roch besetzten und ein wohlgenährtes Gewehrfeuer unterhielten. Bonaparte war gegenwärtig. Auf



seinen Befehl wurde die Kirche mit Sturm genommen, die St. Honoréstraße ihrer ganzen Länge nach mit Kartätschen bestrichen, was bald die Folge hatte, daß die Aufrührer in voller Verwirrung die Flucht ergriffen. Heftig war der Kampf bei den Brücken. Hier befehligten Lafond und Maulevrier die zahlreichen Bürger und flößten ihnen ihren eigenen unerschrockenen Muth ein. Bonaparte hatte indessen seine Anordnungen zu gut getroffen. Vom Port Royal aus in der Stirn, von dem Quai der Tuilerien aus in der Seite beschossen, sahen die Aufrührer furchtbare Lücken in ihren Reihen entstehen, schwankten, wichen zurück, flohen. Die Tapfersten führte Lafond noch einmal in den Kampf, aber auch dieses auserlesene Häuflein konnte dem schrecklichen Kartätschenfeuer nicht Stand halten und floh in Verwirrung. Bis jetzt hatte Bonaparte auf die Bürger der Hauptstadt feuern lassen, als wären es österreichische Bataillons, doch nun ließ er die Kanonen bloß mit Pulver laden, um das Bürgerblut zu schonen. Der Erfolg rechtfertigte seine Milde. Die Aufrührer zerstreuten sich, so wie die Regierungstruppen in die Straßen vorrückten; zur Unterwerfung der Sektion Lepelletier, der schlimmsten von allen, genügten wenige Flintenschüsse. Immer war der Kampf blutig genug gewesen, denn man zählte auf beiden Seiten an 500 Todte und Verwundete. Am nächsten Abend war Paris so ruhig wie im tiefsten Frieden. Bonaparte hatte die Todten schnell zur Seite schaffen lassen, und mit ihnen waren auch die letzten Spuren des Kampfes verschwunden. Das Lob des Siegers war in Aller Munde. Als er im Konvent erschien, begrüßte man ihn als den Retter der Versammlung, der Republik und der Revolution. Barras selbst erklärte, daß man den Sieg einzig den vortrefflichen Anordnungen des jungen Generals verdanke. „Vergeßt nicht,“ rief der Abgeordnete Freron auf der Rednerbühne, „daß der General Bonaparte nur eines einzigen Augenblicks bedurfte, um die Anstalten zu treffen, deren Wirkung Ihr gesehen habt.“ Der Präsident gab ihm unter dem Beifallrufen der Versammlung den Bruderkuß.

Der Tag des 13. Vendemiaire wurde für Bonaparte entscheidend. Man erkannte nicht allein die Geistesüberlegenheit an, von der er an diesem Tage ein so glänzendes Zeugniß abgelegt hatte, sondern ging auch in seine Vergangenheit zurück und erinnerte sich seiner glänzenden Thaten vor



Toulon. Am 16. Oktober erhielt er seine Ernennung zum Divisionsgeneral, zehn Tage später als Obergeneral der Armee des Innern, damals der höchste Posten, den die Regierung zu vergeben hatte. Junot, Marmont, Lemarrois, Ludwig Bonaparte, Murat und Muiron waren seine ersten Adjutanten, später kam Eugen Beauharnais dazu. Alle standen in einem jugendlichen Alter; der älteste zählte achtundzwanzig, der jüngste funfzehn Jahre. Es geschah daher häufig, daß die Pariser diese Jugend, der das Heil des Vaterlandes anvertraut sei, verspotteten. Wenn der Generalstab in den Straßen sich zeigte, bildete sich stets ein Gefolge von Knaben, die das militairische Benehmen der Reiter nachahmten.

Zehn Jahre später spottete Niemand mehr. Da war Napoleon Kaiser von Frankreich, sein Bruder König von Holland, Eugen Beauharnais Vicekönig von Italien, Murat König von Neapel, Junot Gouverneur von Paris, Marmont Marschall, Lemarrois Divisionsgeneral.



Seine Stellung als General der Armee des Innern brachte Bonaparte mit allen Volksklassen in Berührung und verschaffte ihm Gelegenheit, sich jene Beliebtheit zu erwerben, die sich später bis zur Begeisterung steigerte. Mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe in Paris beauftragt, mußte er sich oft dem Volke zeigen, die Märkte und Vorstädte besuchen, und häufig zu der Menge reden, auf die er Einfluß zu gewinnen anfing. Die Schwierigkeiten, die er dabei zu bekämpfen hatte, waren nicht gering. Es herrschte eben eine außerordentliche Theurung, wodurch oft Unruhen und Volksaufläufe veranlaßt wurden. Eines Tags, als es an Lebensmitteln gemangelt hatte, belagerte die Menge die Thüren der Bäcker. Napoleon ritt wie gewöhnlich durch die Stadt, um sich zu überzeugen, ob seine Befehle zur Aufrechthaltung der Ruhe auch befolgt worden seien, als er plötzlich von einem lärmenden Volkshaufen umringt wurde. Männer und Weiber aus den untersten Klassen drängten sich an ihn heran, die Weiber schrieen nach Brot, die Männer stießen Drohungen aus. Als Rednerin der Masse trat eine Frau von sehr bedeutendem Körperumfange auf. „Ihr Säbelschlepper seid das eigentliche Unglück des Volks," rief sie aus; „Ihr mästet Euch auf unsere Kosten und es ist Euch gleichgültig, daß wir unterdessen verhungern." Bonaparte, damals sehr mager, fand das glück-

lichste Wort zur Stillung des Aufstandes. „Meine gute Frau," antwortete er, „seht mich doch nur an und sagt selbst, wer von uns Beiden am meisten sich mästet."



Eine der Maßregeln, deren Ausführung ihm als General der Armee des Innern oblag, brachte ihn mit seiner Gemahlin in Verbindung. Nach dem Aufstande vom 13. Vendemiaire war die allgemeine Entwaffnung der Pariser Bürger anbefohlen worden, und Bonaparte hatte sich demnach alle Arten von Waffen ausliefern lassen. Die Wittwe des Generals Beauharnais wünschte den Degen ihres Gemahls zurück zu haben und beauftragte ihren Sohn, Eugen Beauharnais, diese Bitte an den General zu stellen. Der funfzehnjährige Knabe gefiel Bonaparte so sehr, daß er die Mutter kennen zu lernen wünschte, und so knüpfte sich die Bekanntschaft an. Bonaparte zählte damals siebenundzwanzig Jahre, Josephine dreiunddreißig. Sie war Fräulein von Geburt und gehörte der Adelsfamilie der Tascher de la Pagerie an. Ihr erster Gemahl, Graf Alexander Beauharnais, hatte sich als Abgeordneter der konstituirenden Versammlung für die Volkssache erklärt und später einen Befehl bei der Rheinarmee geführt. Während der Schreckenszeit wurde er als Adeliger verdächtigt und glaubte die Verleumdungen am besten widerlegen zu können, wenn er seine Stelle



niederlege. Gerade dies führte ihn ins Gefängniß und auf das Blutgerüst. Die Verfolgung der Machthaber erstreckte sich sogar auf seine Frau. Josephine wurde eingekerkert und verlebte achtzehn peinvolle Monate in verschiedenen Gefängnissen. Man schien sie vergessen zu haben und sie glaubte sich gerettet, als plötzlich ein Beamter mit der Anklageakte erschien. Zum Glück war sie eben gefährlich erkrankt, und ihr Arzt hatte den Muth, ihre Freilassung zu fordern, weil sie sonst die nächsten vierundzwanzig Stunden nicht überleben könne. Dies rettete sie.

Nach ihrer Freilassung knüpfte Josephine ihre alten Verbindungen wieder an und wurde stets in der elegantesten Gesellschaft von Paris gesehen. Die beiden berühmtesten Frauen jener Zeit, die Damen Recamier und Tallien, waren ihre vertrautesten Freundinnen, und alle drei bildeten den schönsten Schmuck der glänzenden Feste, zu denen Barras die Pariser Gesellschaft in Chaillot versammelte. Bonaparte gewann daher die Unter-





stützung der beiden einflußreichsten Konventsmitglieder, Tallien und Barras, indem er sich mit Josephinen vermählte. Beide waren unter den Heiraths-zeugen. Die Ceremonie war nach damaliger Sitte gänzlich formlos. Die kirchliche Trauung fiel weg. Bonaparte und Josephine erschienen blos vor einem öffentlichen Notar und ließen zu Protokoll nehmen, daß sie sich ehelich verbänden. Es war spät Abends, als sie bei dem Beamten sich meldeten, und Bonaparte mußte den würdigen Mann erst wecken, ehe der Akt vorgenommen werden konnte.





Drittes Kapitel.

Bonaparte bei dem Heere von Italien. — Die Schlachten von Montenotte und Lodi. — Waffenstillstand mit Piemont. — Eroberung der Lombardei. — Unruhen an der Etsch. — Schlachten von Lonato und Castiglione.



orbeeren und glänzenden Feldherrnruhm auf der italienischen Halbinsel zu erringen, verließ Napoleon schon acht Tage nach seiner Hochzeit Paris. Josephine hatte ihrem Gemahl den Oberbefehl über das Heer von Italien als Mitgift zugebracht, sie selbst hatte ihm den Befehl des Direktoriums, wodurch ihm der wichtige Posten übertragen wurde, überreicht. Am 21. März 1796 reiste er zur Armee ab.

Es war der fünfte Feldzug der Republik. Von den alten Feinden hatten zwei die Waffen niedergelegt, Spanien und Preußen. Gegen Frankreich kämpften noch England, Oesterreich und Sardinien. Rußland, Neapel und der Papst, die ebenfalls den

Krieg erklärt hatten, waren wenig zu rechnen, noch weniger Portugal, dessen Theilnahme an dem allgemeinen europäischen Bunde blos dem Namen nach bestand. Nach dem Feldzugsplane, den Carnot für das Direktorium entworfen hatte, sollten Sardinien und Oesterreich auf das heftigste angegriffen werden. Im Innern hatte man nichts mehr zu befürchten. Die Vendee, die mehre Jahre ganze Heere beschäftigt hatte, war ruhig, seitdem die letzten Führer der Royalisten, Stofflet und Charette, gefangen genommen und erschossen worden waren. Die neue Verfassung hatte allgemeine Billigung gefunden, denn sie war in der That die beste, die Frankreich noch gehabt hatte. Früher hatte es nur eine Kammer gegeben, in der die leidenschaftliche Partei immer die stärkste gewesen war, jetzt bestanden zwei Kammern, die sich gegenseitig beaufsichtigten und jeden übereilten Beschluß unmöglich machten. Die Regierung lag in den Händen eines Direktoriums, dessen Mitglieder, Barras, Rewbell, Lesourneur, Reveillère-Lépaux und Carnot das allgemeine Vertrauen besaßen. Aber es fehlte an Geld. Das Papiergeld, das man in allzugroßer Menge hatte ausgeben müssen, war fast werthlos. Das Pfund Zucker kostete 400 Livres (100 Thaler), Seife 230, Licht 140, und für einen Louisd'or gab man zuerst 3000, später 7000 Livres. Dieser entsetzliche Geldmangel war auch bei der Entwerfung des Feldzugsplans berücksichtigt worden. Da man die Heere nicht zu ernähren wußte, so sollten sie auf das feindliche Gebiet vordringen und dort auf Kosten des Landes leben. Die beiden Heere am Rhein, deren Befehlshaber Jourdan und Moreau waren, hatten die Weisung, Mainz zu nehmen, die Reichsfürsten, die noch im Felde standen, zum Frieden zu zwingen und wo möglich in die österreichischen Erbstaaten vorzudringen. Der Armee von Italien war die Hauptrolle zugewiesen. Sie sollte den König von Sardinien zum Frieden nöthigen, über den Po gehen und Oesterreich seiner lombardischen Besitzungen berauben. Dies war also die Aufgabe, die Bonaparte zu erfüllen hatte. Sie war um so schwieriger, als seine Armee von allen die schwächste war. Die beiden Heere am Rhein zählten das eine 70,000, das andere 80,000 Mann; Bonaparte hatte nur 30,000 Soldaten. Die Feinde waren doppelt so stark. Die Sardinier zählten 22,000 Mann, die bei Ceva in einem verschanzten Lager standen, die Oesterreicher 38,000. Diese große Ueberlegenheit der Streitkräfte wurde jedoch dadurch sehr gemindert, daß zwischen

den Sardiniern und Oesterreichern Uneinigkeit herrschte. Die Sardinier dachten an nichts, als Piemont zu decken, während der Befehlshaber der Oesterreicher Beaulieu vor allen Dingen die Verbindung mit Genua und den Engländern sichern wollte.

Als Bonaparte bei dem Heere eintraf, stand dasselbe längs den Alpen und hatte eine Divisionen bis jenseits der Appeninen vorgeschoben. Die Truppen befanden sich materiell im übelsten Zustande. Sie waren ohne Kleider, ohne Schuhe, ohne Geld, häufig ohne Lebensmittel, die sie sich auf feindlichem Gebiet holen mußten. Der Artillerie fehlte es an Pferden, die Reiterei hatte hinter die Rhone zurückverlegt werden müssen, weil kein Futter vorhanden war. Dagegen ließ die Tüchtigkeit der Truppen nichts zu wünschen übrig. Die meisten waren Soldaten des Aufgebots von 1793, jung, unterrichtet, tapfer, im Lagerleben abgehärtet, durch lange Kämpfe in den Pyrenäen und in den Alpen an den Krieg gewöhnt. Die befehligenden Generale, Massena, Nissard, Augereau, Laharpe, Serrurier, Berthier, hatten sich alle als tüchtig bewährt. Bonaparte fand unter ihnen eine kalte Aufnahme. Seine Thaten vor Toulon und in Paris schienen ihn nicht zu berechtigen, über alte Krieger den Oberbefehl zu führen. Man fand ihn zu jung, seine kleine magere Gestalt würde Spott hervorgerufen haben, wenn das feurige Auge nicht verrathen hätte, welch' ein Geist in dieser unscheinbaren Hülle wohne. Auch darin täuschte man sich, daß man geglaubt hatte, er werde mit Mitteln versehen sein, dem Elend ein Ende zu machen. Er brachte nichts mit als zweitausend Louisd'or in baarem Gelde und eine Million Franken in Wechseln, worunter viele schlechte waren. Den Generalen konnte nicht mehr als vier Louisd'or jedem von dem rückständigen Solde ausgezahlt werden. Nur der Sieg allein konnte diesem Zustande ein Ende machen, und auf diesen Zahlmeister verwies Bonaparte seine Truppen. „Soldaten," rief er ihnen zu, „Ihr seid schlecht genährt und beinahe nackt. Die Regierung ist Euch viel schuldig und kann nichts bezahlen. Eure Geduld, Euer Muth machen Euch Ehre, verschaffen Euch aber weder Vortheile noch Ruhm. Ich werde Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen, wo Ihr große Städte findet, reiche Provinzen, Ehre, Ruhm, Geld. Soldaten der Armee von Italien, Ihr werdet es an Muth nicht fehlen lassen."



Die nächste Aufgabe war, die Oesterreicher und Sardinier von einander zu trennen. Bonaparte hatte seinen Feind überraschen wollen, aber dazu ließ es Beaulieu nicht kommen. Er war schon auf dem Marsche, als die Franzosen aufbrachen. Der österreichische General beging nur den Irrthum, den eigentlichen Angriff auf seinem linken Flügel zu erwarten, der sich an das Meer anlehnte, während Bonaparte die Mitte des feindlichen Heeres zu sprengen und dadurch die Trennung der Sardinier und Oesterreicher herbeizuführen beabsichtigte. Am 11. April stießen beide Heere aufeinander. Beaulieu kämpfte gegen Laharpe, der Genua beunruhigen sollte, und trieb ihn mit leichter Mühe zurück. Das Centrum des österreichischen Heeres unter Argenteau befand sich auf den Höhen von Montenotte, wo französischer Seits blos erst der Obrist Rampon eingetroffen war. Die Streitkräfte waren unverhältnißmäßig ungleich, denn Rampon hatte nicht mehr als 1200 Mann bei sich, aber der tapfere Mann sah ein, wie wichtig es sei, wenn er die Feinde aufhalte, und beschloß einen verzweiflungsvollen Widerstand. Er zog sich in die alte Schanze von Montelegino zurück, welche die Straße von Montenotte beherrscht, und trotzte allen Versuchen Argenteau's, der dreimal mit seinem gesammten Fußvolk angriff, aber stets zurückgeworfen wurde. Mitten im heftigsten Feuer ließ

Rampon seine Soldaten schwören, daß sie eher sterben als die Schanze räumen wollten. — Sie leisteten den Eid mit Begeisterung und blieben die ganze Nacht unter Waffen. Diese Heldenthat sicherte den Plan Bonaparte's und entschied vielleicht das Schicksal des ganzen Feldzugs.

Bonaparte befand sich noch etwas rückwärts in Savona, wo er die Kämpfe des 11. April erfuhr. Sogleich ertheilte er der Division Laharpe Befehl, nach Montenotte vorzurücken und im Verein mit Augereau anzugreifen; Massena sollte auf Unwegen auf der andern Seite des Gebirgs Argenteau in den Rücken kommen. Am Morgen des 12. April setzten sich alle diese Heersäulen in Bewegung. Bonaparte sah von der Höhe aus, wo er mit seinem Stabe hielt, wie Laharpe und Augereau gegen die Oesterreicher gerade aus vorrückten, wie Massena ihnen nach und nach in den Rücken kam. Das österreichische Fußvolk widerstand mit großer Tapferkeit, aber, von allen Seiten umringt, mußte es zuletzt fliehen und verlor zweitausend Gefangene und mehre Hundert Todte. Bonaparte verfolgte sie bis Carcare, wo er einhielt, weil er hier seiner Absicht gemäß mehr in der Mitte zwischen den beiden feindlichen Heeren war. Vor ihm im Barmidathale bei Dego, auf der Straße von Acqui nach der Lombardei, standen die Oesterreicher, links von ihm, in den Schluchten von Millesimo die Piemontesen. Vertrieb er beide aus diesen Stellungen, so hatte er sie für immer getrennt, da er dann im Besitz der Gebirgsstraßen war. Am nächsten Morgen griff Augereau Millesimo an, rückten Laharpe und Massena gegen Dego vor. Augereau drang so rasch vor, daß General Provera, der auf einer Höhe stand, sich den Rückzug abgeschnitten sah. Oben befanden sich die Ruinen eines alten Schlosses, und in diesen setzte Provera sich fest. Die stürmenden Franzosen empfing ein Regen von Steinen und Felsstücken, ganze Reihen von ihnen wurden niedergeschmettert. Trotzdem erklimmten sie, von Joubert geführt, die Höhen, als ihr tapferer General von einer Kugel durchbohrt fiel und mit seinem Tode die Reihen sich lösten. Damit endete auf dieser Seite der Kampf, denn Provera konnte nicht zum Angriff übergehen und die Franzosen beschränkten sich darauf, am Fuße der Höhe Verhaue anzulegen, damit ihr Feind ihnen nicht entschlüpfe. Inzwischen hatten auf der andern Seite Augereau und Laharpe vor Dego sich festgesetzt, ohne eindringen zu können. Der entscheidende Kampf wurde auf den nächsten Tag verschoben.

Bonaparte war des Sieges sicher, denn in Folge seiner Stellung konnte er sich bald auf die Sardinier, bald auf die Oesterreicher werfen und auf den Punkt, wo eben gekämpft wurde, überlegene Massen führen. Den Verbündeten blieb der Ruhm, daß sie den Sieg lange streitig machten. Bei Millesimo machte General Colli Angriffe auf Angriffe, um den eingeschlossenen Provera zu befreien, und zog sich erst nach dem heftigsten Kampfe zurück, der den ganzen Tag über dauerte. Provera mußte nun mit den funfzehnhundert Mann, die ihm noch geblieben waren, die Waffen strecken. Gleich heftig entbrannte der Kampf bei Dego. Die Franzosen stürmten mehrmals vergeblich, bis ein letzter Angriff sie in den Besitz des Ortes setzte, wo die Oesterreicher einen Theil ihres Geschützes und viertausend Gefangene zurückließen. Der Kampf war beendigt, die ermatteten Soldaten suchten die Ruhe, als plötzlich neuer Waffenlärm ertönte. Es war Wukassovich, der mit 6000 Grenadieren über die Gebirge gestiegen war, plötzlich die Franzosen zwischen sich und seinen Waffengefährten erblickte und sich mit blanker Waffe den Weg zu bahnen suchte. Dego ging nun abermals verloren und Bonaparte mußte selbst herbeieilen, um die Schlacht zum Stehen zu bringen. Seine Gegenwart ermuthigte die weichenden Franzosen, Wukassovich wurde zurückgedrängt, aber es gelang ihm doch, sich durchzuschlagen, wenn schon mit dem Verlust von ein Paar Hundert Menschen.

In Folge dieser Gefechte, die nach Dego und Millesimo benannt werden, war Bonaparte Herr des Bormidathales und aller Straßen, auf denen die Sardinier und Oesterreicher ihre Vereinigung hätten bewerkstelligen können. Sollte er nun die Oesterreicher oder die Sardinier verfolgen? Er wählte das Letztere, obgleich der von Carnot entworfene Feldzugsplan ihm das Gegentheil vorschrieb. Für diesen Entschluß hatte er gute Gründe. Das sardinische Heer war zu bedeutend, als daß er es hätte in seinem Rücken lassen können. Griff er es jetzt an, wo es durch seine Niederlage geschwächt und entmuthigt war, so stand zu erwarten, daß es durch einen neuen Schlag vernichtet werden konnte. Er wandte sich daher links auf der Straße von Piemont und ließ im Bormidathale blos die Division Laharpe zurück, um die Oesterreicher zu beobachten. Von den Höhen des Monte Zemoto sah das Heer die schönen Ebenen von Piemont sich entfalten, während im Hintergrunde, den Franzosen im Rücken, die majestätische

Kette der Alpen sich hinzog. Hier war es, wo Bonaparte seinen staunenden Soldaten das Räthsel dieses Feldzugs mit wenigen Worten löste. „Hannibal hat die Alpen überstiegen,“ sagte er ihnen, „wir haben sie umgangen.“



Colli zog sich Schritt für Schritt zurück, um den Oesterreichern Zeit zu geben, ihm auf Umwegen zu Hülfe zu kommen. Vor Mondovi nahm er eine Stellung, die durch die Cursaglia, einen tiefen und reißenden Fluß, gedeckt war. Die Franzosen hatten es zu bereuen, daß sie ihn hier anzugreifen wagten. Colli ließ sie über die Brücken des Flusses vorrücken, um sie plötzlich mit seinen besten Truppen anzugreifen und in Unordnung zurückzuwerfen. Am nächsten Morgen war er verschwunden, stellte sich aber in Mondovi wieder zum Kampfe. Diese Schlacht, die Serrurier durch die Wegnahme der Hauptschanze für die Franzosen entschied, kostete die Sardinier wieder dreitausend Todte oder Gefangene und hatte die wichtige Folge, daß Bonaparte die Festung Cherasco, am Zusammenfluß der Stura und des Tanaro, zehn Stunden von Turin entfernt, besetzen konnte. Am Hofe von Turin herrschte die größte Verwirrung, als die Unglücksbotschaften eine nach der andern ankamen. Der König wollte nicht

nachgeben, weil er befürchtete, daß Frankreich Piemont fordern würde, und die Gesandten von Oesterreich und England bestärkten ihn in seinem Entschlusse. Sie riethen ihm, mit einem Theil seines Heeres sich in Turin einzuschließen und den andern Theil zu den Oesterreichern stoßen zu lassen. Sie versprachen, daß der Krieg mit neuem Nachdruck geführt werden solle, falls der König Beaulieu drei seiner Festungen am Po einräumen wolle. Diese Forderung erschreckte den mißtrauischen Herrscher. Zwei dieser Festungen, Tortona und Allessandria, waren die Hauptwaffenplätze seines Reichs, deren Besitz die Oesterreicher zu Herren seines eigenen Landes machte. Er verwarf daher diese Anträge und beauftragte seinen General Colli, mit Bonaparte zu unterhandeln. Im französischen Hauptquartier entstand lebhafter Streit, als der sardinische Friedensbote ankam. Die meisten Generale waren der Ansicht, daß man die Unterhandlungen zurückweisen und den Kampf fortsetzen müsse, um Savoyen und Piemont für Frankreich zu erobern. Bonaparte war aus militairischen Rücksichten anderer Meinung. Um Piemont zu unterwerfen, mußte er erst das stark befestigte Turin erobern, wozu es ihm an Material fehlte. Ihm lag Alles daran, die Oesterreicher aus Piemont zu vertreiben, und so schloß er am 28. April 1796 zu Cherasco einen Waffenstillstand mit Sardinien. Die Bedingungen waren so, wie sie ein Sieger aufzuerlegen pflegt. Der König von Sardinien mußte den Franzosen die Festungen Coni, Tortona und Alessandria übergeben, ihnen alle Straßen des Landes einräumen und seine eigenen Truppen zerstreuen.

Bonaparte wollte seine Erfolge auf eine neue, Ehrfurcht gebietende Art anmelden und sandte Murat nach Paris, um dem Direktorium einundzwanzig dem Feinde abgenommene Fahnen feierlich zu überreichen. An sein Heer richtete er folgenden Aufruf:

„Soldaten!“

„Ihr habt in vierzehn Tagen sechs Siege erfochten, einundzwanzig Fahnen, fünfundfunfzig Geschütze, mehre Festungen erobert und den schönsten Theil von Piemont besetzt; Ihr habt funfzehntausend Gefangene gemacht, mehr als zehntausend Mann getödtet oder verwundet. Bis jetzt hattet Ihr Euch um unfruchtbare Felsen geschlagen, die durch Euren Muth berühmt wurden, aber dem Vaterlande keinen Nutzen brachten. Jetzt habt

Ihr Euch durch Eure Dienste den Armeen vom Rhein und von Holland gleichgestellt. Von Allem entblößt, mußtet Ihr Euch Alles selbst verschaffen. Ihr habt Schlachten ohne Geschütze gewonnen, Flüsse ohne Brücken überschritten, Gewaltmärsche ohne Schuhe gemacht, ohne Branntwein und oft ohne Brot die Nächte im Freien zugebracht. Die Kerntruppen der Republik, die Soldaten der Freiheit waren allein fähig, das zu dulden, was Ihr erduldet habt. Nehmt meinen Dank dafür, Soldaten! Das dankbare Vaterland schuldet Euch sein Glück, und wenn Ihr durch Euren Sieg über Toulon verkündetet, was Ihr in dem unsterblichen Feldzuge von 1793 leisten würdet, so versprachen Eure jetzigen Erfolge eine noch schönere Zukunft. Die beiden Heere, die Euch noch eben mit Wuth angriffen, fliehen bestürzt vor Euren Waffen, die verderbten Menschen, die Euer Elend verhöhnten und in Gedanken Triumphe über Euch feierten, sind beschämt worden und zittern jetzt. Aber, Soldaten, noch habt Ihr nichts gethan, denn Ihr habt noch eine Aufgabe zu erfüllen. Weder Turin noch Mailand sind in Euren Händen, die Mörder Basseville's treten die Asche der Besieger des Tarquinius noch mit Füßen. Man sagt, daß es Leute unter



Euch gebe, deren Muth erschlaffe, die am liebsten über die Apenninen und Alpen zurückgingen. Nein, ich kann es nicht glauben. Die Sieger von Montenotte, Millesimo, Dego, Mondovi brennen vor Verlangen, den Ruhm des französischen Volks weiter zu tragen.“

Die französische Revolution hatte bei ihrem Beginn in Italien wie überall große Erwartungen erregt. Später war die günstige Stimmung in Folge der Greuel der Schreckensregierung so ziemlich verschwunden, doch erinnerte man sich noch immer der schönen Grundsätze, in deren Namen die Bewegung begonnen hatte. Die Rückkehr der Ordnung gewann Frankreich unter den Gebildeten wieder manche Freunde, die gedankenlose Masse freute sich, daß ihre Beherrscher wiederholte Niederlagen erlitten. Zu allen Zeiten ist in Italien die Stimmung vorherrschend gewesen, die Nationalunabhängigkeit zu erhalten. Dieses Verlangen ist dadurch nur stärker geworden, weil es nie seine Befriedigung erhalten hat. Das Volk ist zu uneinig und darum zu schwach, seine Grenzen gegen die Fremden zu schützen. Die Geschichte lehrt, daß von dem Sturze des römischen Reichs an stets auswärtige Herrschaft in Italien gewesen ist. Zuerst die Völkerschwärme, die aus den deutschen Urwäldern hervorbrachen, dann unsere glorreichen alten Kaiser, später Franzosen, Spanier und Deutsche in buntem Wechsel. Wir Deutschen sind unter allen Fremden die verhaßtesten, weil unsere Herrschaft am längsten gedauert und sich am meisten befestigt hat. In dem Augenblicke, als Bonaparte in Piemont den Meister spielte, war die österreichische Herrschaft in Italien die eigentliche Fremdherrschaft. Zwar herrschten in Neapel, in Parma, Piacenza und Guastalla Bourbons, in Toskana ein Habsburger, aber alle diese fremden Fürsten hatten sich mit Italienern umgeben und wurden daher wie einheimische betrachtet, um so mehr, als sie außer ihren italienischen Staaten keine Länder weiter besaßen. Anders war es in der Lombardei, die von Deutschen und von Wien aus beherrscht wurde. Der Nationalstolz, der Fremdenhaß der Italiener mußten mithin Bonaparte's natürliche Verbündete in seinem Kampfe mit Oesterreich sein. Der französische General besaß noch einen andern Hebel, auf die Italiener zu wirken. Die meisten italienischen Staaten waren weit hinter der Zeit zurückgeblieben, und es herrschten Mißbräuche, die überall drückend, in einzelnen Reichen fast unerträglich waren. Die Republik

Genua war in den Händen des Adels, der den Handel allerdings sehr begünstigte, aber den Bürgerstand von allen Aemtern ausschloß und die Vertheilung der öffentlichen Lasten so einzurichten wußte, daß er selbst dabei frei ausging. Es war darüber noch jüngst zu Unruhen gekommen, in deren Folge viele bürgerliche Familien Stadt und Gebiet von Genua hatten räumen müssen. Noch schlimmer sah es in der zweiten großen Republik Oberitaliens aus, in Venedig. Der Freistaat besaß noch immer ein stattliches Gebiet mit fast drei Millionen Einwohnern, allein die alte Kraft war dahin, der Handel an die Engländer übergegangen. Ueberdies herrschte in Venedig ein stolzer Stadtadel, der sich königliche Ehren erweisen ließ und Jeden, dessen Name nicht im goldenen Buche verzeichnet stand, als ein untergeordnetes Wesen betrachtete. Das schrecklichste Uebel war die Staatsinquisition, deren Mitglieder, von Niemand gekannt, auf die geringste Anschwärzung hin Schuldige wie Unschuldige in die berüchtigten Bleikammern schickte oder noch kürzer Nachts im großen Kanal ersäufen ließen. Das Volk schwieg, da es täglich sah, wie dieser oder jener, der ein freies Wort gesprochen hatte, plötzlich verschwand und nie wieder kam, die Unzufriedenheit blieb, wenn sie sich auch nicht Luft machen konnte. Toskana lebte unter dem Erzherzog Ferdinand, dem Nachfolger des trefflichen Leopold, glücklich. Die Verwaltung war die beste der Halbinsel, selbst die Geistlichkeit hatte der Bischof von Pistoja zeitgemäß reformirt. Dennoch hatte Frankreich hier viele Freunde, die eine freie Verfassung wünschten. Modena, wo noch der letzte Sprößling des berühmten Hauses Este lebte, bot wieder ein trüberes Bild dar. Der Herzog, ein ängstlicher und engherziger Mann, fürchtete nicht allein die französische Revolution, sondern auch den Geist des Jahrhunderts, und gedachte ihn durch Mönche bannen zu lassen. Von dem Mißvergnügen, das sein Fanatismus unter seinen Unterthanen erregte, genau unterrichtet, häufte er Schätze auf Schätze, weil er seine dereinstige Vertreibung voraussah, und drückte seine Staatsangehörigen also auf doppelte Weise, geistig und materiell. Der Kirchenstaat befand sich im allertraurigsten Zustande. Priester bekleideten alle Aemter, die ganze Verwaltung war eitel Verwirrung, das Heer, die sogenannten Schlüsselsoldaten, erregte den Spott aller Welt. Die gebildete Bevölkerung der Städte verwünschte die Priesterwirthschaft und war zu

Aufständen bereit, das fanatische Landvolk ließ sich von den Mönchen leiten. Ganz ähnlich war das Verhältniß in Neapel. Der König war der Abgott des Pöbels, weil er mit den Lazzaroni auf den Fischfang fuhr und seine Beute auch wohl selbst auf dem Markte verkaufte, die gebildeten Klassen litten entsetzlich unter der Willkürherrschaft, welche die Königin Karoline, eine Schwester der hingerichteten Marie Antoinette, und ihr Günstling, der Minister Acton, ausübten. Das neapolitanische Heer, auf dem Papiere aus 60,000 Mann bestehend, betrug in der Wirklichkeit kaum dreitausend und war nicht im Stande, sich gegen ein einziges österreichisches oder französisches Regiment zu schlagen. Ueberhaupt gab es in ganz Italien keinen tüchtigen Soldaten, die Oesterreicher ausgenommen. Feig waren die Italiener darum nicht, aber es fehlte die militairische Ordnung und Leitung, und der Soldat hatte darum kein Zutrauen zu sich selbst.

Bonaparte kannte alle diese Verhältnisse genau und benutzte sie. Um eine förmliche Revolution hervorzurufen, war er mit seinem Heer zu schwach, aber er konnte unbestimmte Hoffnungen erwecken, und das that er. Zu gleicher Zeit, als er seinen Aufruf an das Heer richtete, sprach er auch zu den Italienern: „Völker Italiens, das französische Heer kommt zu Euch,



um Eure Ketten zu brechen; das französische Volk ist der Freund aller Völker. Naht unsern Fahnen mit Vertrauen. Eure Religion, Euer Eigenthum, Eure Gewohnheiten werden geachtet werden. Wir führen den Krieg als edelmüthige Feinde, wir bekämpfen nur die Tyrannen, die Euch knechten."

Im Mai setzte sich das französische Heer in Bewegung, um die Oesterreicher anzugreifen. Als man aber über die Trebbia setzte, kamen Abgesandte des Herzogs von Parma, um auf einen Waffenstillstand anzutragen. Bonaparte wies diesen Antrag nicht zurück, stellte aber harte Bedingungen, um Parma, wie er sagte, dafür zu bestrafen, daß es sich nicht an Spanien angeschlossen habe, als dieses in Basel seinen Frieden mit der Republik machte. Was er vorschrieb, darin mußte das kleine Land sich fügen. Parma zahlte zwei Millionen Franken in baarem Gelde, lieferte sechszehnhundert Pferde, eine große Menge Korn und Hafer und endlich zwanzig der schönsten Gemälde, wie die französischen Bevollmächtigten sie auswählen würden. Diese letzte Bedingung erschien den kunstliebenden Italienern als die härteste. Sie boten eine Million in Gelde mehr, wenn sie ein einziges Bild, einen heiligen Hieronymus von Domenichino, zurückbehalten dürften, aber Bonaparte war unerbittlich. „Diese Million würden wir bald ausgegeben haben," sagte er seinen murrenden Generalen, „und es findet sich schon eine andere Gelegenheit, zu Geld zu kommen. Ein Meisterwerk der Kunst dauert ewig und wird unser Vaterland herrlich schmücken."

Beaulieu erwartete die Franzosen am Po und gedachte ihnen den Uebergang streitig zu machen. Bonaparte überlistete ihn. Indem er den Haupttheil des Heeres den Oesterreichern gegenüber stehen ließ, brach er plötzlich mit 3500 Grenadieren, mit seiner Reiterei und vierundzwanzig Geschützen von Tortona auf, zog den Po abwärts und erreichte am 7. Mai Piacenza. Die Reiterei hatte unterwegs alle Schiffe in Beschlag genommen und nach Piacenza geschafft. Zugleich waren große Heu- und Arzneivorräthe in ihre Hände gefallen. Barras setzte zuerst mit seinen Grenadieren über den Fluß. Einige österreichische Husarenschwadronen wollten den Uebergang streitig machen, wurden aber mit dem Bayonnet zurückgeworfen.



Die andern Truppen folgten rasch nach, und sofort begann man den Bau einer Brücke für das ganze Heer, das inzwischen nachgerückt war. So hatte Bonaparte mittelst eines herrlichen Marsches das andere Ufer des Po's gewonnen und zugleich den Tessino umgangen, über den er weiter oben hätte gehen müssen, der aber bei Piacenza schon mit dem Po vereinigt ist. Beaulieu eilte herbei, sobald er seines Irrthums inne geworden war. Sein Vortrab, aus der Division Liptai bestehend, erreichte am 18. Mai Fombio, das auf der Straße nach Pizzighetone liegt, und nahm dort eine Stellung. Bonaparte konnte sie hier nicht dulden, denn behauptete sie sich bis zum Eintreffen des Hauptkorps, so mußte er in einer sehr ungünstigen Lage, den tiefen Po im Rücken, eine Schlacht annehmen. Er griff die Oesterreicher daher an und zwang sie nach einem heftigen Kampfe, ihre Verschanzungen zu verlassen und sich nach Pizzighetone zurückzuziehen. Am Abend desselben Tages traf Beaulieu ein Er kannte das Schicksal seines Vortrabs noch nicht und gerieth unvermuthet mitten in die französischen Posten. Die Verwirrung, in die seine überraschten Truppen geriethen, zwang ihn zum Rückzuge. Auch die Franzosen erlitten bei diesem Gefecht einen schwer zu ersetzenden Verlust. Der General Laharpe, ein Flüchtling aus der Schweiz und einer ihrer besten Offiziere, wurde von österreichi-

schen Reitern angegriffen und trieb sie zurück. Da Alles sogleich still wurde, vermuthete er einen Hinterhalt und wollte sich persönlich überzeugen, ob die Feinde wirklich den Rückzug genommen hätten. Er ging daher mit einem Piket vor, erfuhr von den Einwohnern, daß die Oesterreicher wirklich verschwunden seien, und kehrte dann zu seinen Leuten zurück, aber nicht auf der großen Straße, sondern auf einem näheren Fußwege, den er zu seinem Unglück gefunden hatte. So kam es, daß die französischen Posten, die ihn hier nicht erwarteten, seinen Trupp für einen feindlichen hielten und Feuer gaben. Eine ihrer Kugeln streckte den General todt nieder.



Die Straße nach Mailand lag vor Bonaparte offen da, aber Beaulieu zählte noch immer bedeutende Streitkräfte, die nicht im Rücken gelassen werden durften. Ihn nicht blos schlagen, sondern umgehen, abschneiden und mit allen seinen Leuten gefangen nehmen, das war es, was Bonaparte

wollte. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte er ihm an den Uebergangspunkten der Flüsse zuvorzukommen. Viele Flüsse rinnen von den Alpen nieder und durchströmen die Lombardei, um sich mit dem Po oder mit dem adriatischen Meere zu vereinigen. Nach dem Po und dem Tessino kommen die Adda, der Oglio, der Mincio, die Etsch und mehre kleinere. Bonaparte hatte jetzt die Adda vor sich, und es kam Alles darauf an, wer den Uebergangspunkt bei Lodi früher erreiche, er oder Beaulieu. Der österreichische General kam früher. Lodi liegt auf dem Ufer des Flusses, auf dem die Franzosen heranzogen, und hinter der Stadt liegt die Brücke, die über die Adda führt. Sobald Bonaparte die Stadt von den Oesterreichern besetzt sah, befahl er den Sturm und drang im ersten Anlaufe siegreich ein. Nun kam die eigentliche Schwierigkeit. Beaulieu hatte auf dem andern andern Ufer 12,000 Mann Fußvolk und viertausend Reiter; zwanzig Geschütze bestrichen die Brücke, und das ganze Flußufer war mit Schützen bedeckt. Solche Stellungen greift man im Kriege gewöhnlich nicht an; eine offene Brücke, von 12,000 Soldaten und zwanzig Geschützen vertheidigt, gilt für unüberwindlich. Wenn Bonaparte trotzdem zum Angriffe sich entschloß, so geschah es, weil er wußte, daß die beiden österreichischen Divisionen Colli und Wukassovich von dem Hauptkorps getrennt waren. Nahm er die Brücke von Lodi, so konnte er hoffen, diese beiden Divisionen abzuschneiden. Das Feuer dauerte ununterbrochen fort, seit die Franzosen die Stadt eingenommen hatten, aber sie litten wenig Schaden, da sie von den Stadtmauern gedeckt waren. Sie erwarteten in dieser Stellung die Befehle ihres Generals, der bald die Stadt verließ und unter einem Hagel von Kugeln und Kartätschen die Flußufer untersuchte. Sein Plan war gemacht. Die Reiterei mußte die Adda aufwärts gehen, um eine Furth zu suchen, das Fußvolk erhielt Befehl, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Bonaparte bildete nun eine Sturmkolonne von sechstausend Grenadieren und eilte selbst durch die Reihen, um den Soldaten seine Kampfbegeisterung einzuflößen. Das Stadtthor wurde geöffnet, und die Grenadiere drangen im Laufschritt vor. An der Brücke empfing sie ein furchtbares Feuer, so daß ganze Reihen niederstürzten. In der Mitte der Brücke schwankte die Kolonne, aber sogleich stürzten mehrere Generale vor und stellten sich an die Spitze. So erreichte man die feindlichen Geschütze und tödtete die

Artilleristen. In diesem Augenblicke kam das österreichische Fußvolk heran, und es begann ein neuer Kampf. Die französische Reiterei, die glücklich über den Fluß gekommen war, entschied dieses Gefecht zum Nachtheil der



Oesterreicher, die sich mit einem Verlust von 6000 Gefangenen zurückzogen. Ueber den Glanz, den dieses Gefecht um die französischen Fahnen verbreitete, hat man vergessen, daß es unnütz war. Colli und Wukassowich, die Bonaparte abschneiden wollte, waren nämlich bereits auf der Straße von Brescia in Sicherheit.

Bei Lodi soll Bonaparte zuerst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er zu Außerordentlichem berufen sei. Die Begeisterung des Heeres für ihn, die ihm bis Waterloo treu blieb, zeigte sich hier zum ersten Male. Nach der Schlacht versammelten sich die alten Graubärte des Heeres und beriethen, welche Auszeichnung dem jungen General zu gewähren sei. In dieser Versammlung wurde ihm die Würde eines Korporals zuerkannt, und daher rührt der Titel des kleinen Korporals, den der Soldat auch noch dem Kaiser gab. Selbst die Feinde bewunderten ihren großen Gegner, und ihr Lob [illegible]ßte Bonaparte am schmeichelhaftesten

sein. Als er nach der Schlacht unerkannt unter die Gefangenen trat, um die moralische Wirkung seines Siegs zu beobachten, sagte ihm ein alter Hauptmann: „Es geht Alles schlecht bei uns, und Gott weiß, wie es noch enden wird. Wir haben mit einem jungen General zu thun, der bald vor uns ist, bald hinter uns, der uns rechts, links, von vorn, von hinten angreift. Ich weiß nicht, wie er das nur anfängt.“

Augereau besetzte Pavia, Serrurier Pizzighitone, Lodi, Cremona und Cassano, Bonaparte selbst brach nach Mailand auf. Die Oesterreicher waren in vollem Rückzuge nach Tyrol, und mit ihnen flüchteten viele italienische Familien, welche die Franzosen für eben so barbarisch als tapfer hielten. Die große Mehrzahl der Bevölkerung erwartete die Franzosen mit überspannten Hoffnungen. Viele Vaterlandsfreunde eilten nach Mailand und sandten von da den Grafen von Melzi zu dem Sieger von Lodi, um ihm ihre Wünsche vorzutragen. In Mailand trat eine Nationalgarde zusammen, man nahm die italienischen Farben grün roth und weiß an und bildete eine Regierung. Der Jubel wollte nicht enden, als Bonaparte am 16. Mai seinen Einzug in Mailand hielt. In der Citadelle lag noch eine österreichische Besatzung von 2000 Mann, doch diese wenigen Soldaten machten Bonaparte keine Sorge. Der Befehlshaber versprach außerdem, auf die Stadt nicht zu schießen, und so konnte man die Belagerungsarbeiten mit aller Ruhe vornehmen. Die Hoffnungen der Italiener zu erfüllen, war nicht entfernt Bonaparte's Absicht. Selbst mit dem besten Willen hätte er es nicht gekonnt, da die Befehle des Directoriums ihm die Hände banden. In Paris dachte man zu jener Zeit nicht an die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien. Daß man ihnen Mailand entriß, geschah nur deshalb, um sie durch diesen Verlust geneigter zu machen, in die Abtretung von Belgien einzuwilligen. Um diesen Preis wollte das Direktorium dem Kaiserhause die Lombardei zurückgeben. Unter diesen Umständen mußte Bonaparte die begeisterten Italiener mit unbestimmten Hoffnungen vertrösten. Das französische Interesse hatte er allein im Auge. „Wollt Ihr die Freiheit erringen,“ sagte er den Mailändern, „so macht Euch durch Anstrengungen ihrer würdig.“ Und nun forderte er, daß sie eine Nationalgarde und eine ordentliche Verwaltung errichten, vor allen Dingen aber eine Kriegssteuer von zwanzig Millionen Franken zahlen sollten. Für die

Bedürfnisse des Heeres war fast ganz gesorgt. Piemont, Parma, die eroberten österreichischen Magazine lieferten Mehl und Pferdefutter, die Requisitionen Fleisch und Wein. Der Soldat war trefflich genährt, jedoch schlecht gekleidet. Er trug noch seine alte Uniform, mit der er in den Alpen gekämpft hatte; die Armee von Italien, die beste Europa's, ging



in Lumpen. Bonaparte fand bald neue Hülfsquellen. Der Herzog von Modena, dessen Staaten zunächst bedroht waren, schickte Abgeordnete und bat um dieselben Bedingungen, die dem Herzog von Parma bewilligt worden waren. Bonaparte bewilligte ihm einen Waffenstillstand und erhielt dafür zehn Millionen Franken, Lebensmittel und Vorräthe aller Art, Pferde und eine Anzahl Gemälde. Diese Gelder und die zwanzig Millionen der

Mailänder gaben ihm die Mittel, für alle Bedürfnisse des Heeres zu sorgen, die Soldaten zu kleiden, Magazine einzurichten und Hospitäler für funfzehntausend Kranke anzulegen. Es blieb ihm noch so viel, daß er dem Directorium mehre und der Rheinarmee unter Moreau eine Million überschicken konnte.



Ueber den Feldzugsplan, der nun zu befolgen sei, herrschte zwischen dem Direktorium und Bonaparte Zwiespalt. Der letztere wollte die italienischen Fürsten, selbst den Papst und Neapel, gänzlich unbeachtet lassen oder höchstens eine Division aufstellen, um sie im Zügel zu halten, und seine ganze Macht gegen die Oesterreicher wenden, Mantua, Tyrol nehmen und vor den Thoren von Wien den Frieden vorschreiben. Carnot fand diesen Plan zu kühn und wollte vielmehr, daß Bonaparte sein Heer theile, die eine Hälfte in der Lombardei zur Beobachtung der Oesterreicher stehen lasse, mit der andern den Papst und den König von Neapel entthrone. Dieser Plan, der jenem Bonaparte's an Kühnheit weit nachstand, war dennoch der gefährlichere. Nach dem Abmarsch des gegen Rom und Neapel bestimmten Heertheils konnten die Oesterreicher der zurückgebliebenen Hälfte

leicht Herr werden, und in diesem Falle war auch die erste Abtheilung in großer Gefahr, abgeschnitten und geschlagen zu werden. So ist es den Franzosen in Italien oftmals ergangen. In ihrer Hast, gleich in den Besitz des schönsten Landes der Halbinsel zu gelangen, sind sie mehrmals in einem Zuge bis Neapel vorgedrungen. Dann haben die Völker Oberitaliens sich gesammelt, die Bergpässe verlegt, die Flußübergänge gesperrt, und es hat die Franzosen mehr Kämpfe gekostet, sich den Rückweg frei zu machen, als zu ihrer Eroberung sich Bahn zu brechen. In diesen Fehler wollte Bonaparte nicht verfallen. Er schrieb dem Direktorium ehrfurchtsvoll aber fest, daß er seinen Abschied nehmen müsse, wenn man ihm nicht gestatten wollte, daß er seinen eigenen Plan ausführe. Der Billigung seiner Ansichten gewiß, traf er die nöthigen Vorbereitungen, um Mantua zu belagern, und richtete an das Heer folgenden Aufruf:

„Soldaten!“

„Ihr habt Euch wie ein Bergstrom von der Höhe der Apenninen gestürzt, Ihr habt Alles zerstreut und niedergeworfen, was sich Eurem Marsch entgegensetzte. Piemont, von der österreichischen Gewaltherrschaft befreit, hat sich seinen natürlichen friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen gegen Frankreich überlassen. Mailand ist Euer und die republikanische Fahne weht in der ganzen Lombardei. Die Herzoge von Parma und Modena verdanken ihr Dasein nur Eurer Großmuth. Die Feinde, die Euch so stolz bedrohten, finden jetzt keine Schutzmauer mehr, die sie gegen Euren Muth sicher stellte. Der Po, der Tessino, die Adda konnten Euch nicht einen Tag aufhalten, diese berühmten Wälle Italiens waren gegen Euch unzureichend; Ihr habt sie eben so rasch überstiegen wie die Apenninen. Eure Siege haben im Schooße des Vaterlandes Freude verbreitet. Die Volksabgeordneten haben wegen Eurer Siege ein Fest angeordnet, das in jeder Gemeinde des Vaterlandes gefeiert werden wird. Dort werden Eure Väter, Mütter, Gattinnen, Schwestern, Bräute, Eurer Siege sich freuen und sich mit Stolz rühmen, daß sie Euch angehören. Ja, Soldaten, Ihr habt viel gethan, aber bleibt Euch darum nichts mehr zu schaffen übrig? Soll man von uns sagen, daß wir zu siegen wußten, aber den Sieg nicht zu benutzen verstanden? Soll Euch die Nachwelt den Vorwurf machen, daß die Lombardei Euer Capua wurde? Nein, ich sehe Euch bereits zu

den Waffen eilen. Wohlan denn, laßt uns aufbrechen. Wir haben noch Gewaltmärsche zu machen, Feinde zu unterwerfen, Lorbeern zu pflücken, Beleidigungen zu rächen. Sie mögen zittern, die Elenden, die in Frankreich die Dolche des Bürgerkriegs schliffen, Toulon in Brand steckten, unsere Gesandten feig ermordeten! Die Stunde der Rache hat geschlagen. Doch die Völker mögen ohne Unruhe sein. Wir sind die Freunde aller Völker, namentlich desjenigen, das Brutus erzeugte, die Scipionen, jene großen Männer alle, die wir uns zu Mustern nahmen. Daß wir das Kapitol wieder herstellen, die Statuen der römischen Helden neu aufrichten, das römische Volk aus seinem Schlummer erwecken — das wird die Frucht unserer Siege sein. Sie werden bei der Nachwelt Epoche machen; Euch wird der unsterbliche Ruhm bleiben, daß Ihr das schönste Land Europa's umgewandelt habt. Das französische Volk, frei und von der ganzen Welt geehrt, wird Europa einen glorreichen Frieden geben, der es entschädigt für die Opfer aller Art, die seit sechs Jahren gebracht werden mußten. Ihr werdet dann zu Euren Herden zurückkehren, und Eure Mitbürger werden mit Stolz auf Euch zeigen und sagen: Er gehörte zu der Armee von Italien.“

Der neue Feldzug gegen die Oesterreicher sollte eben eröffnet werden, als plötzlich ein Aufstand ausbrach. Das österreichische Kaiserhaus hatte sich durch seine väterliche Regierung viele Freunde erworben, die Geistlichkeit, der Adel fürchteten den Verlust aller ihrer Rechte, die Bürger, die Landleute murrten, weil man ihnen unerschwingliche Lasten auflegte, weil der französische Soldat als ein roher Sieger sich erwies. Ein Ausfall der österreichischen Besatzung der Citadelle von Mailand gab das Zeichen zu einem Aufstande. In allen Dörfern ertönten die Sturmglocken, und wenn auch Mailand selbst durch die zurückgebliebene französische Division behauptet wurde, so spielten dagegen die Aufrührer auf dem flachen Lande die Meister und nahmen in Pavia eine feindliche Abtheilung gefangen. Bonaparte behandelte diesen Aufstand mit großer Strenge. Das Dorf Binasco, wo die bewaffneten Bauern Widerstand zu leisten versuchten, wurde in Brand gesteckt, Pavia erstürmt und drei Stunden lang geplündert. Größeres Unheil wendete der ehrwürdige Erzbischof von Mailand ab, der für die Stadt bat. Den flüchtigen Bauern setzten 300 französische



Reiter nach und richteten unter ihnen ein furchtbares Blutbad an. Bonaparte mochte die Härte, womit er verfuhr, für nothwendig halten, in Wahrheit war sie unnütz. Die Italiener waren eines kräftigen Aufschwungs für ihre Volksthümlichkeit durchaus unfähig, zumeist durch die Schuld ihrer Regierungen, die einen Alles ertödtenden Schlendrian hatten einreißen lassen und Alles vermieden, was einer Abweichung von den veralteten Formen nur entfernt ähnlich sah. Dies gilt vorzüglich von der Adelsrepublik Venedig, die noch immer große Streitkräfte besaß, aber eine wahrhaft lächerliche Furcht verrieth, davon Gebrauch zu machen, weil eine der kriegführenden Mächte, sei es nun Oesterreich oder Frankreich, eine solche Machtentwickelung übel aufnehmen könnte. Es mit keinem von beiden zu verderben und nach der Entscheidung sich auf die Seite des Siegers zu stellen, das war die Politik, welche die alten Herrn des venetianischen Raths befolgten. So kam es, daß weder Oesterreich noch Frankreich den Löwen von St. Markus, der längst Zähne und Klauen verloren hatte, achteten. Die beiderseitigen Heere tummelten sich auf dem neutralen venetianischen Gebiete, nahmen die Städte weg und schrieben die Kriegssteuern aus. Was man in Venedig dazu sage, darum kümmerte sich kein Mensch.

Beaulieu hatte nach dem Verlust von Mailand den Mincio besetzt. An allen Punkten, wo Uebergänge befindlich sind, standen Abtheilungen der Oesterreicher, aber in Folge dieser Zersplitterung der Streitkräfte konnte Bonaparte auf einen bestimmten einzelnen Punkt überlegene Massen werfen und sich dadurch den Sieg sichern. Um Beaulieu in der Täuschung zu erhalten, als beabsichtige er den Mincio in dessen oberen Lauf zu überschreiten, schickte er schwache Heeresabtheilungen nach Peschiera und Lonato vor und griff inzwischen Borghetto wirklich an. Die dort befindlichen Oesterreicher, 4000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter, waren ihm nicht gewachsen. Sie räumten den Ort und mußten, da die Zerstörung der Brücke nur theilweise gelang, auch den Uebergang freigeben (28. Mai 1796). Hier wäre Bonaparte auf ein Haar in Gefangenschaft gerathen. Als der Kampf beendigt war und die französischen Truppen ihr Essen zu kochen anfingen, brach ein österreichisches Husarenregiment, das sich durchschlagen wollte und seinen Zweck auch glücklich erreichte, so plötzlich in den Ort, daß Bonaparte nur eben noch sein Pferd besteigen konnte. Für die französische Armee erhielt dieses sonst unbedeutende Gefecht von Borghetto eine gewisse Wichtigkeit. Die Reiterei war bis dahin nie zum Angriff zu bringen gewesen, weil sie die Ueberlegenheit der deutschen Reiter fürchtete. Bei Borghetto zwang sie Bonaparte aber dazu, indem er hinter ihren Reihen Geschütze auffahren ließ, und der glückliche Erfolg erhöhte ihren Muth. Als Muster für die Andern wurde jetzt eine auserlesene Reiterschaar gebildet, die sogenannten Führer oder Guiden. Den Oberbefehl über die Reiterei bekam Murat, dessen ungestümer Muth immer Alles mit sich fortriß, Obrist der Führer wurde Bessieres, der eben so ruhig als tapfer war. Durch beide Wahlen bewies Bonaparte seine unvergleichliche Gabe, für jede Stelle den am besten geeigneten Mann ausfindig zu machen.

Beaulieu räumte Peschiera und zog sich nach Tyrol zurück. Der junge Obergeneral der Franzosen erlangte dadurch einen großen Vortheil, den er allein richtig zu schätzen wußte. Von allen Flüssen, die durch Oberitalien strömen, ist die Etsch am leichtesten zu vertheidigen und eignet sich daher am besten zu einem Stützpunkt für Angriff und Abwehr, was in der Kriegssprache mit dem Namen einer Operationslinie bezeichnet zu werden pflegt. Die Etsch ist so tief, daß sie nicht durchwatet werden kann,

wird in ihrem oberen Lauf durch zwei feste Plätze, Verona und Porto-Legnago, gedeckt und fließt weiter unten durch unzugängliche Sümpfe. Indem Bonaparte diese Linie besetzte, sicherte er sich den Besitz seiner Eroberungen und gewann freie Hand, gegen Rom und Neapel, unbehindert von den Oesterreichern, Unternehmungen ausführen zu können. Zu diesem Zwecke mußte er noch Mantua einschließen, das am Mincio, hinter der Etsch, liegt. Mantua verdient den großen Ruf, den es als Hauptbollwerk Italiens erworben hat, nur zum Theil. Von einem See umgeben, den der Mincio bildet, ist es allerdings uneinnehmbar, aber dieser große Vorzug wird durch zwei Nachtheile aufgewogen. Der erste liegt in den ungesunden Ausdünstungen der die Stadt umgebenden stehenden Gewässer. Es herrschen beständig Fieber; von der damaligen österreichischen Besatzung von 14,000 Mann lagen 4000, also beinahe der dritte Theil, im Spital. der zweite Nachtheil ist der, daß Mantua von einer viel schwächeren Macht, als in der Stadt selbst ist, eingeschlossen werden kann. Die Verbindung mit dem festen Lande bilden nämlich fünf Dämme, die durch den See führen. Nimmt nun ein Feind die Endpunkte dieser Dämme zunächst am festen Lande und besetzt sie, so kann er mit einer viel geringern Macht alle Angriffe zurückweisen, die von der Stadt ausgehen, und die Besatzung förmlich einschließen. Danach entwarf Bonaparte seinen Plan. Serrurier nahm am 3. Juni die fünf Dämme und hielt von nun an mit seinen 8000 Mann die 14,000 Oesterreicher eingeschlossen.

Beaulieu erwartete die Verstärkungen, die man ihm versprochen hatte, ehe er entscheidende Bewegungen ausführte. Bonaparte war von der Schwäche der Oesterreicher unterrichtet und hielt daher für angemessen, die neuen Weisungen des Directoriums auszuführen. Diese schrieben ihm vor, den Regierungen von Rom und Neapel die Macht der Republik fühlbar zu machen und die Bewegungen im Rücken des französischen Heeres zu unterdrücken. Venedig war einen geheimen Vertrag mit den Franzosen eingegangen. Ein Lieferant kaufte alle der französischen Armee nothwendigen Bedürfnisse, und die venetianische Regierung bezahlte diesem Manne seine Guthaben, so daß sie es in Wahrheit war, die das Heer ernährte. Von dieser Seite war mithin nichts zu fürchten. Anders benahm sich der zweite Freistaat Oberitaliens, Genua. Der dortige Adel sammelte alle

Ausreißer der piemontesischen Armee, alle österreichische Gefangene, die sich frei gemacht hatten, bewaffnete sie und schickte sie in Banden in die Apenninen, wo diese Menschen sehr lästig wurden. In Toskana hatten die Engländer Stadt und Hafen von Livorno besetzt, Neapel, der Kirchenstaat rüsteten. Diesen Feindseligkeiten sollte jetzt ein Ende gemacht werden. 15,000 Mann wurden vor Mantua und vor der Citadelle von Mailand aufgestellt, mit 20,000 Mann, dem Rest der Armee brach Bonaparte nach dem Po auf. Die bloße Drohung entwaffnete zwei seiner Feinde, Neapel und Genua. Neapel sandte in der Person des Fürsten von Belmonte-Pignatelli einen Unterhändler und schätzte sich glücklich, einen Waffenstillstand bewilligt zu bekommen unter den leidlichen Bedingungen, daß es seine Häfen den Franzosen öffne, seine Schiffe von der englischen Flotte trenne und die 2400 Reiter zurückrufe, die bei den Oesterreichern dienten. Das schwächere Genua erhielt ungünstigere Bedingungen. Nachdem Lannes bereits auf eigene Faust Rache genommen, das Schloß Augustin Spinola's niedergebrannt und eine Menge der Plänkler im Gebirge aufgeknüpft hatte, mußte der Senat von Genua noch den Gouverneur von Novi absetzen, den österreichischen Gesandten fortschicken und die Bewachung der Gebirgsstraßen auf eigene Kosten und Gefahr übernehmen. Nunmehr kam die Reihe an den Kirchenstaat. Während Bonaparte in Modena einen kurzen Besuch machte, um die Hoffnungen der dort besonders starken Adels- und Priesterpartei niederzuschlagen, rückte Augereau am 19. Juni in Bologna ein, ohne den geringsten Widerstand zu erfahren. Die päpstliche Regierung hatte ihren feindseligen Gesinnungen Raum gegeben, ohne irgend zureichende Mittel zur Kriegsführung zu besitzen, die Bevölkerung war den Franzosen günstig gestimmt, denn sie hoffte von ihnen die Abstellung langjähriger, drückender Mißbräuche. Bonaparte, der bald darauf in Bologna eintraf, legte der Begeisterung des Volks kein Stillschweigen auf. Da er sich in einem feindlichen Staate befand, gegen den keine Rücksichten genommen zu werden brauchten, so duldete er, daß die beiden Legationen Ferrara und Bologna sich für unabhängig erklärten. In Rom war die Angst groß, denn man fürchtete, daß diese erste Lossagung vom heiligen Stuhle das Vorspiel von vielen andern bilden würde, bis die Hauptstadt der Christenheit von allem weltlichen Besitz entblößt dastände. Der spanische Gesandte

Azara, in seinem Vaterlande wegen mancher Verbesserungen geliebt und ein Freund einer vernünftigen Volksfreiheit, bot sich zum Vermittler an. Bonaparte nahm ihn freundlich auf. Seine Bedindungen wurden angenommen. Sie lauteten: Ferrara und Bologna bleiben unabhängig, Ankona nimmt eine französische Besatzung auf, der Papst zahlt 21 Millionen Franken, liefert 100 Gemälde oder Bildsäulen aus und stellt der Armee Mehl und Schlachtvieh nach Bedarf. Nachdem dieser Vertrag unterzeichnet war, zog Bonaparte nach Livorno. Seine Truppen erschienen ganz unerwartet, besetzten ohne Widerstand die englische Faktorei, nahmen den Platzbefehlshaber Spannochi gefangen und übersandten ihm den Großherzog von Toskana, damit er dafür Strafe erleide, daß er Stadt und Hafen den Engländern geöffnet habe. Livorno bekam wie Ankona französische Besatzung; der Großherzog billigte Alles und bereitete dem Obergeneral in Florenz den glänzendsten Empfang. So hatte eine einzige französische Division nur zwanzig Tage gebraucht, um Genua, Modena, Toskana, Rom und Neapel zu schrecken und sich unterwürfig zu machen. Piemont hatte inzwischen mit der Republik Frieden geschlossen. Kraft dieses Vertrags trat der König das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza an Frankreich ab, versprach das Schleifen von zwei Festungen und nahm in Coni, Tortona und Alessandria für die Dauer des Krieges französische Besatzungen auf.

Als Bonaparte nach Mailand zurückkehrte, war die Citadelle gefallen. Dadurch erhielt er freie Hand über seine Streitkräfte, die durch Zuzüge aus Frankreich bis auf 45,000 Mann gestiegen waren. Auf der andern Seite hatten sich die Oesterreicher noch mehr verstärkt, denn vom Rhein war der alte Wurmser mit 30,000 Mann herbeigeeilt, wodurch der ganze Bestand des Heeres, die Truppen unter Beaulieu und die Besatzung von Mantua mitgerechnet, auf etwa 70,000 Mann gebracht wurde.

Wurmser, bei der Eröffnung dieses Feldzugs ein Greis von zweiundsiebenzig Jahren, hatte sich schon im siebenjährigen Kriege hervorgethan, in dem baierischen Erbfolgekriege — den der Volkswitz den Kartoffelkrieg zu nennen pflegt — die einzige bedeutende Waffenthat österreichischer Seits ausgeführt, bei den späteren Kämpfen gegen die Franzosen der Revolution zu der Erstürmung der Weißenburger Linie mitgewirkt, und bei allen diesen Gelegenheiten eine große Begabung und eine ritterliche Tapferkeit an den

Tag gelegt. Seine bekannte Kühnheit ließ ihn als den würdigsten Gegner des jungen Obergenerals der Franzosen erscheinen, der durch Ueberraschungen zu siegen gewohnt war, seine Soldaten hatten das größte Vertrauen zu ihm, und so konnte man auch in dieser Beziehung der feindlichen Armee, die ihrer Begeisterung für Bonaparte die meisten Siege verdankte, die Wage halten. Die Erwartung war groß. Wochen zuvor, ehe Wurmser wirklich aus den Alpen hervorbrach, hatte man seine Ankunft und die Gewißheit nahen Siegs den Italienern verkündet. Was nur immer den Franzosen feindlich gesinnt war, das glühte vor Ungeduld. Venedig zog aus Slavonien Regimenter heran, der Papst hielt die Wagen zurück, welche den ersten Theil der Kriegssteuer nach Mailand bringen sollten, Neapel ließ ein Heer an die Grenzen rücken. An allen Orten, die sie besetzt hielten, könnten die Franzosen das alte Sprüchwort hören: „Italien ist das Grab der Fremden.“ Ein entscheidender Sieg Wurmsers, und dieses Grab öffnete sich wirklich.

Der greise deutsche Held hatte sein Hauptquartier in Trient und Roveredo genommen. Von dort führen drei Straßen nach Italien: eine um den Gardasee auf Brescia, die zweite am rechten Seeufer hin in die Ebene zwischen Etsch und Mincio, die dritte auf dem linken Seeufer hin nach den Flächen, die Verona begrenzen. Bonaparte hatte alle drei mit vorgeschobenen Abtheilungen besetzt. Wurmser ließ auf der ersten Quasdanovich mit 20,000 Mann vorrücken und vertheilte seine übrigen 40,000 Mann auf die beiden andern Straßen. Er griff auf diese Weise die Franzosen von vorn und von hinten zugleich an und schnitt ihnen den Rückzug ab, während er sie aus ihren Stellungen vertrieb. Am 29. Juli zeigten sich die Oesterreicher vor den feindlichen Posten und überraschten sie sämmtlich. Auf der ersten Straße, die um den See führt, wurde General Sauret zurückgeworfen, General Guyeux genöthigt, sich in ein altes Schloß zu werfen, wo er weder Brot noch Wasser hatte. Auf der zweiten Straße ging den Franzosen die wichtige Stellung der Corona zwischen dem See und dem Mincio verloren, auf der dritten gelangten die Oesterreicher bis in die Nähe vor Verona. In dem französischen Hauptquartier zu Castel-Nuovo folgte ein Unglücksbote auf den andern. Der eine meldete, daß die Oesterreicher auf Brescia marschirten und den Rückzug nach Mailand

abschnitten, ein zweiter, daß auch die wichtige Stellung von Rivoli verloren sei, ein dritter, daß die Feinde aller Orten sich anschickten, über die Etsch zu gehen. Es war die erste Prüfung durch das Unglück, die Bonaparte zu bestehen hatte. Bot er ihr männlich die Stirn, so erschien ihm doch die Verantwortlichkeit zu groß, als daß er ohne den Beirath seiner Generale hätte handeln mögen. In dem Kriegsrath waren fast alle Stimmen für den Rückzug. „Die Oesterreicher haben unsere Operationslinie genommen," sagten die Generale, „sie stehen uns im Rücken, und es bleibt uns nur noch eine einzige Verbindungsstraße mit Frankreich, die wir ebenfalls verlieren werden, wenn wir länger verweilen." Blos Augereau war anderer Meinung, weil er im Vertrauen auf sich und seine Grenadiere nie einen andern Rath wußte, als daraufzugehen und loszuschlagen. Seiner Meinung gesellte sich Bonaparte zu, freilich aus ganz anderen Gründen. So ungünstig seine Lage anscheinend war, so gab sie ihm doch einen großen Vortheil über die Oesterreicher. Die Oesterreicher waren getheilt und konnten sich erst an der Spitze des Gardasees vereinigen. Kam ihnen Bonaparte dort zuvor, so verhinderte er die Vereinigung und konnte die Abtheilungen einzeln schlagen. Zu diesem Behufe mußte er seine Streitkräfte vereinigen, und dies konnte nicht anders geschehen, als wenn er ein schweres Opfer brachte. Die Belagerung von Mantua, seit zwei Monaten geführt, mußte aufgegeben werden, was nicht ohne bedeutenden Verlust an Material geschehen konnte. Allein die Nothwendigkeit gebot, und Bonaparte zögerte nicht, ihrer Stimme zu gehorchen. In der Nacht des 31. Juli verbrannte Serrurier seine Laffetten, vernagelte seine Geschütze, warf sein Pulver in das Wasser und zog in der Stille ab, um sich mit dem Hauptheere zn vereinigen. Zwei Tage später kam Wurmser mit zwei Divisionen Fußvolk und zahlreicher Reiterei. Als er das verlassene Lager, die vernagelten Geschütze sah, zweifelte er nicht mehr, daß sein Feldzugsplan vollkommen gelungen sei, und hielt triumphirend seinen Einzug in die befreite Stadt. In derselben Zeit hatte aber der bessere Feldzugsplan Bonaparte's schon seine ersten Früchte getragen. Am 31. Juli war der französische Obergeneral mit dem größeren Theile seines Heeres rückwärts marschirt, um Quasdanovich aufzusuchen. Er fand ihn bei Lonato, und es entspann sich ein lebhafter Kampf. Von dieser Schlacht wird ein

interessanter Zug erzählt. Als ein französisches Regiment bei Bonaparte vorüberzog, trat ein junger Jäger aus den Reihen. „Bürger-General,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „Sie müssen hier, wo Sie halten, einige Geschütze aufpflanzen, und dorthin, nach dem rechten Flügel unserer Reiterei, eine Halbbrigade absenden, sonst sind wir verloren und Sie mit uns.“



„Schweig' und kehre in Deine Reihen zurück,“ war Bonaparte's strenge Antwort. Die beiden Bewegungen, die der junge Soldat anrieth, waren genau dieselben, die Bonaparte eben angeordnet hatte und die den Kampf zu seinen Gunsten entschieden. Nach der Schlacht ritt er vor jenes Regiment und fragte nach dem Jäger, der aus den Reihen getreten sei und mit ihm gesprochen habe. Lange Zeit antwortete Niemand, endlich sagte eine dumpfe Stimme: „Bürger-General, er fehlt beim Appell, er war mein Nebenmann, eine Kugel hat ihn zerrissen.“ Bonaparte wandte sich bewegt ab. „Wenn ich es war, den diese Kugel traf,“ sagte er, „dann konnte dieser Jäger heute Abend mich im Oberbefehl ersetzen.“

Der Kampf war kaum beendet, als eine österreichische Division vor Lonato erschien und die Stadt von allen Seiten umzingelte. Ein Parlamentair verlangte die Uebergabe. „Nicht ich, mein Herr, habe mich zu

übergeben, sondern Sie müssen die Waffen strecken," antwortete Bonaparte, Sie stehen vor dem Obergeneral des französischen Heeres, der Ihnen zwanzig Minuten zur Ueberlegung bewilligt." Der Parlamentair ging bestürzt fort, und seine Meldung, daß das ganze feindliche Heer in der Stadt sei, fand bald eine Art von Bestätigung durch einen lebhaften Angriff, den ein französisches Regiment und die Guiden machten. Der österreichische Befehlshaber schickte nun seinen Parlamentair zurück, dieses Mal mit dem dem Auftrage, zu kapituliren. „Ich ändere meine Meinung nie," sagte ihm Bonaparte. „Ich bewilligte Ihnen zwanzig Minuten; sie sind abgelaufen. Sehen Sie selbst!" „Wir ergeben uns auf Gnade und Ungnade!" war die Antwort des Oesterreichers.



Aber wie groß war die Beschämung der Gefangenen, als sie die Entdeckung machten, daß sie sich mit 5000 Mann Fußvolk und 300 Reitern einer beinahe zehnmal schwächern Anzahl ergeben hatten. Denn um Bonaparte befand sich nur ein sehr unvollzähliges Regiment nebst einigen Guiden; Massena mit dem Hauptheer war so weit entfernt, daß er seinem Obergeneral nicht zu rechter Zeit hätte zu Hülfe kommen können. Mit

diesen Vortheilen begnügte sich Bonaparte vor der Hand. Sein Zweck, Quasdanovich zu schrecken und zum Stillstehen zu bringen, war erreicht. verfolgte er seinen Sieg noch weiter, so gab er Wurmser Zeit, mit seinen Divisionen herbeizukommen, und gerieth zwischen zwei Feuer. Wurmser war noch in Mantua, aber zwei seiner Unterbefehlshaber, Bayalitsch und Liptai, befanden sich ganz in der Nähe, hinter Lonato und bei Castiglione, Die Aufgabe war, sie zu schlagen, ehe Wurmser selbst da sei. Zum Glück für Bonaparte suchten sie selbst die Schlacht, um sich mit Quasdanovich zu vereinigen, den sie in unmittelbarer Nähe wußten. Gegen diesen stellte Bonaparte den General Guyeux in Salo auf, er selbst wandte sich gegen Lonato, Augereau erhielt Befehl, die Höhen von Castiglione zu besetzen. Die Franzosen waren bereits im Besitz dieser beherrschenden Stellung gewesen, aber der General Valette hatte sich von der Division Liptai daraus vertreiben lassen. Dafür entsetzte ihn Bonaparte vor versammeltem Heere seiner Stelle. Es waren drei getrennte Schlachten, die am 3. August ausgefochten wurden. Bei Salo kämpfte Quasdanovich gegen Guyeux, so nahe seinen Gefährten, daß sie den Donner seiner Geschütze rollen hörten, bei Lonato stand Bayalitsch gegen Bonaparte selbst, weiter hin, bei Castiglione stritt Liptai gegen Augereau, Bei Salo blieben die Franzosen im Vortheil, bei Castiglione schwankte die Schlacht, bei Lonato machten die österreichischen Truppen Fortschritte. Sie hatten den französischen Vortrab geworfen, mehre Geschütze genommen und den General Pigeon zum Gefangenen gemacht, als sie auf Bonaparte selbst stießen. Unglücklicher Weise beging Bayalitsch den Fehler, seine beiden Flügel zu weit auszudehnen, um Quasdanovich die Hand zu bieten und die Franzosen zugleich zu umzingeln. Dies wurde sein Verderben. Bonaparte ließ diese Bewegung ruhig geschehen, bildete dann aus zwei Halbbrigaden und einem Regiment Dragoner eine geschlossene Heersäule und stürzte sich damit auf den Mittelpunkt der französischen Schlachtstellung. In Folge der Ausdehnung der Flügel war das österreichische Centrum zu sehr geschwächt, um dem furchtbaren Andrang widerstehen zu können. Er wich zurück, löste sich auf, und die Oesterreicher waren nun in zwei abgesonderte Heerhaufen getheilt. Der eine Theil zog sich rasch nach dem Mincio zuück, der andere wollte sich zu Quasdanovich retten, gerieth zwischen zwei Feuer und löste sich in wilder

Flucht auf. Das Geschützfeuer von Castiglione her belehrte den Sieger, daß dort noch immer mit Erbitterung gekämpft werde. Rasch sammelte er, was von Truppen bei der Hand war, eilte Augereau zu Hülfe und fand Alles beendigt. Die Division Liptai hatte eben einem letzten Angriff der Franzosen weichen und die so lange behaupteten Höhen räumen müssen.



Die Resultate dieser Schlacht, die nach Lonato benannt wird, waren bedeutend. Die Franzosen hatten etwa 4000 Gefangene gemacht, 3000 Mann getödtet, 20 Geschütze genommen, die Divisionen Bayalitsch und Liptai in Unordnung gebracht und entmuthigt. Die Trümmer derselben stießen zu Wurmser, der in diesem Augenblicke mit 16,000 Mann herbeikam und sich in der Ebene von Castiglione in Schlachtordnung aufstellte.

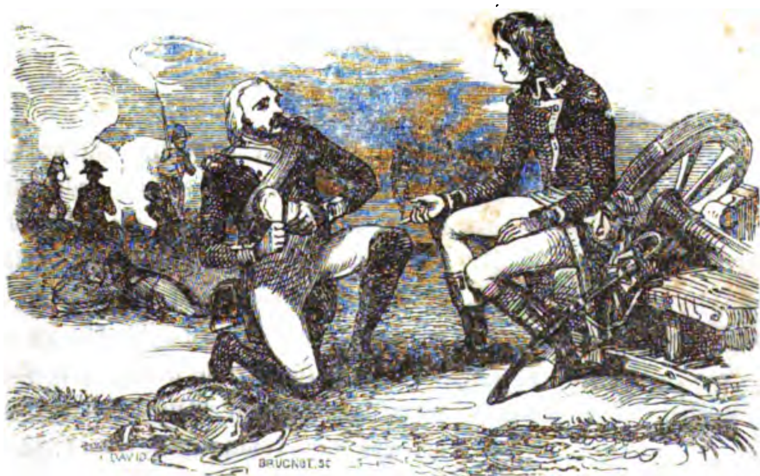
Bonaparte wollte, daß diese Schlacht eine entscheidende sei, und zog daher alle seine Truppen herbei. Darüber verging ein Tag, so daß die

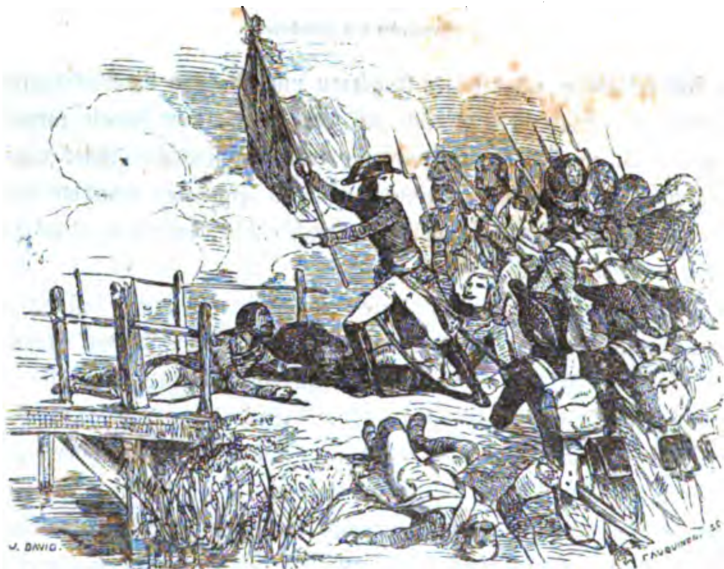
Schlacht erst am 5. August stattfinden konnte. Die Ebene von Castiglione grenzt auf der einen Seite an die letzten Höhenzüge der Alpen, die über Lonato, Castiglione und Solferino streichen. An diese Höhen lehnte jedes Heer einen seiner Flügel, Wurmser den rechten, Bonaparte den linken. Wurmser hatte noch den Vortheil, daß sein linker Flügel durch eine starke Schanze gedeckt wurde. Er hatte 30,000 Mann unter seinem Befehl, Bonaparte nur 22,000. Dagegen war auch auf Seiten der Franzosen ein großer Vortheil. Serrurier, der nach der Aufhebung der Belagerung von Mantua vor Wurmser immer hatte fliehen müssen, befand sich bei Cauriana im Rücken der Oesterreicher. Im Uebrigen zählte Bonaparte auf den Muth seiner Truppen und auf seine Kriegskunst. Er setzte voraus, daß Wurmser denselben Fehler machen würde, wie zwei Tage zuvor Bayalitsch, nämlich sich auf seinem rechten Flügel zu weit auszudehnen, um die Verbindung mit Quasdanovich zu suchen. Er seiner Seits wollte angreifen, sobald er den Kanonendonner von Serrurier's Abtheilung hörte.

Seit Tagesanbruch begann das Gefecht. Wurmser zog sich wirklich zu weit rechts und Bonaparte begünstigte diese Bewegung, indem er seinen linken Flügel etwas zurücknahm. Sein Centrum blieb unbeweglich, bis der Lärm von Serrurier's Kampf sich hören ließ. Jetzt nahm Verdier in raschem Angriff die Schanze bei Medolano, und da gleichzeitig Serrurier mit Nachdruck vordrang, so gerieth der linke Flügel der Oesterreicher in die größte Gefahr. Die Anstrengungen Wurmser's, ihm zu Hülfe zu kommen, waren vergeblich. Sobald er sich in Bewegung setzte, sah er sich seiner Seits von Massena und Augereau angegriffen und mußte weichen. Die Angriffe der Franzosen verdoppelten sich nach diesem ersten Erfolge mit solcher Heftigkeit, daß Wurmser, um nicht gänzlich geschlagen zu werden, das Zeichen zum Rückzuge gab. Er würde bei einer nachdrücklichen Verfolgung schwere Verluste erlitten haben, aber daran konnten die Franzosen, die seit sechs Tagen unausgesetzt auf dem Marsche oder im Gefecht gewesen waren, nicht denken. Ihre Ermattung war so groß, daß Bonaparte sie auf dem Schlachtfelde selbst übernachten lassen mußte. Dazu fehlte es an Lebensmitteln; Bonaparte selbst würde ungesättigt sein hartes Lager haben suchen müssen, wenn nicht ein alter Grenadier sein Brot mit ihm getheilt hätte.

Am folgenden Tage setzten Augereau und Massena die Verfolgung des Feindes fort. Wurmser zog sich auf der Straße von Rivoli zurück und erreichte glücklich Tyrol. Dornenvoller war der Rückzug Quasdanovich's. Bei dem Engpaß von Rocca d'Anfo von den Franzosen eingeholt und mit Verlust von 1200 Mann geschlagen, erreichte mit Mühe seine alten Standquartiere hinter dem Gardasee.

Das merkwürdige Resultat dieses sechstägigen Feldzugs bestand darin, daß Wurmser, der mit 60,000 gegen 32,000 kämpfte, 20,000 Mann verloren und sein Ziel, die Befreiung Italiens, gänzlich verfehlt hatte. Wem verdankten die Franzosen dieses Resultat? Etwa ihrer überlegenen Tapferkeit, ihrer besseren Kriegszucht? Nein, gewiß nicht. Die österreichischen Soldaten, die seit Jahren am Rhein gekämpft und manchen Sieg erfochten hatten, waren eben so tapfer und mindestens eben so kriegsgeübt, wie ihre Gegner. Die Ueberlegenheit der Franzosen lag allein in dem Genie ihres großen Führers, der stets den Umständen gemäß und mit einer Schnelligkeit handelte, die seine bedächtigeren Feinde in Verwirrung brachte.





Viertes Kapitel.

Der Kampf um Mantua — Schlachten von Roveredo und Bassano. — Wurmser zieht sich nach Mantua zurück. — Friede mit Neapel und Genua. — Unterhandlungen mit dem Papst. — Gründung der cispadanischen Republik. — Ein neues österreichisches Heer unter Alvinzy zieht heran. — Schlacht von Arcole. — Siege von Rivoli und der Favorite. — Wurmser übergiebt Mantua. — Schluß des Feldzugs von 1796.



Je mehr Siege die französische Republik in diesem kurzen Feldzuge errang, desto feindseliger war die Stimmung der italienischen Höfe geworden. Venedig setzte seine Rüstungen fort, Neapel unterhielt Verbindungen mit den Engländern, denen der Großherzog von Toskana Porto-Ferrajo überließ, der Papst sandte den Kardinal Mattei nach Ferrara, um von den Legationen wieder Besitz zu nehmen, der König von Sardinien duldete die aus genuesischem Gebiet vertriebenen Banden in seinen Staaten. Um so größer war die Bestürzung,

als Wurmser geschlagen nach Tyrol zurückwich. Doch Bonaparte zeigte sich gemäßigt, denn er wußte sehr wohl, daß der greise deutsche Held mit den 40,000 Mann, die ihm noch blieben, nicht unthätig in Tyrol verharren, sondern sogleich wieder aus den Engpässen hervorbrechen würde, sobald er seine Schaaren nur wieder geordnet und verstärkt hätte. In einem solchen Augenblicke durfte man sich keine neuen Feinde machen. Bonaparte begnügte sich daher, den Venetianern zu schreiben, daß er ihre Rüstungen kenne, den Großherzog von Toskana durch einen Wechsel der Besatzung von Livorno zu schrecken, dem König von Sardinien zu drohen. Dem Hof von Neapel begegnete er mit einer Verachtung, die den republikanischen Feldherrn verräth. „Die Engländer," schrieb er an Azara, „haben dem König von Neapel eingeredet, daß er etwas bedeutet, ich werde ihm aber beweisen, daß er gar nichts ist. Wenn er dabei beharrt, trotz des Waffenstillstandes zu rüsten, so verpflichte ich mich feierlichst, gegen seine angeblichen 70,000 Mann mit 6000 Grenadieren, 4000 Pferden und 50 Geschützen zu Felde zu ziehen." Der Papst, der am weitesten vorgegangen war, fürchtete auch am meisten. Der Kardinal Mattei, der Ferrara wieder für den heiligen Stuhl beansprucht hatte, mußte sich Bonaparte vorstellen und alle Schuld auf sich nehmen. Er fiel dem Obergeneral zu Füßen mit dem Ausruf: „Peccavi!" (Ich habe gesündigt.)

Seine Strafe war, daß er in einem Seminar Buße thun mußte. Die Mailänder verriethen die größte Freude über den Sieg der Franzosen. Zum Lohn ließ ihnen Bonaparte etwas mehr die Zügel schießen und erlaubte ihnen, daß sie sich (für ihn) bewaffnen und eine italienische Legion errichten durften. Das ist die gerechte Strafe aller Völker, die von außen ihre Befreiung erwarten, daß der stolze Sieger sie mit schönen Worten warnt und Opfer auf Opfer fordert.

Wurmser hatte inzwischen seine Truppen neu geordnet und durch Zuzüge, die von Wien kamen, wie durch Tyroler Schützen verstärkt. Von Wien war ihm ein anderer Feldzugsplan zugeschickt worden, der aber wieder den Fehler hatte, daß er das Heer in zwei Theile trennte. Nach diesem Plan sollte Davidovich Tyrol mit 20,000 Mann besetzt halten, Wurmser mit 30,000 durch die Brenta-Schluchten in die Ebenen von Vicenza und Padua herabsteigen. Wurmser setzte sich in demselben Augenblicke in Marsch,



als Bonaparte in seiner Ungeduld aufbrach, um ihn aufzusuchen. Er trat mithin in Tyrol bloß noch Davidovich. Am 4. September begannen die Kämpfe bei der Schlucht von San Marco. Aus dieser Stellung vertrieben, warfen sich die Oesterreicher in Roveredo, wurden auch hier durch Umgehung zum Rückzuge genöthigt und faßten nun in der Schlucht von Calliano festen Fuß. Diese Stellung war fast unangreifbar. Die Gebirge treten hier auf beiden Seiten so nahe an die Etsch heran, daß an ihrem Fuße bloß Raum für eine schmale Straße bleibt, die noch dazu von dem Schloß de la Pietra verschlossen wird. Demnoch befahl Bonaparte den Angriff. Die französischen Jäger kletterten von Fels zu Fels, und eröffneten von oben ein tödliches Feuer auf den Feind, andere stiegen am Flußufer um das Schloß, auf das zu gleicher Zeit eine französische Batterie schoß. So wurde la Pietra genommen, worauf das Fußvolk in geschlos-

sener Heersäule in die Schlucht stürzte, wo die Oesterreicher, Fußvolk, Reiterei und Geschütze durcheinander, eine verworrene Masse bildeten. Der Erfolg war vorauszusehen. Die wirren Haufen der Oesterreicher hielten nicht lange Stand und ergriffen mit Hinterlassung von mehren tausend Gefangenen die Flucht. Die Franzosen nennen diese Reihenfolge von Kämpfen die Schlacht von Roveredo. Am folgenden Tage hielt Bonaparte seinen Einzug in Trient. Wurmser, den er suchte, war verschwunden. Durch die Gefangenen erfuhr er, daß der österreichische Oberfeldherr nach Italien gezogen sei und zwei Tage Vorsprung habe. Wie immer war Bonaparte's Entschluß schnell gefaßt und eben so rasch erfolgte die Ausführung. Folgte er Wurmser nicht auf der Stelle nach, so war fast gewiß, daß die 11,000 Mann, die er in Verona und vor Mantua gelassen hatte, verloren gingen, daß die italienischen Höfe, durch diese Siege ermuthigt, die Feindseligkeiten begannen. Es handelte sich für ihn abermals um Sein und Nichtsein, und da durfte nicht gezaudert werden, wenn ein Zug hinter Wurmser drein auch große Gefahren hatte. Diese bestanden darin, daß Wurmser, wenn ihm Bonaparte's Zug gemeldet wurde, umkehren und ihn in die Schluchten der Brenta einschließen konnte. Doch die Schlacht von Roveredo, in der seine Truppen die festesten Stellungen erstürmten, hatte Bonaparte Vertrauen eingeflößt. Nicht daß Wurmser ihm begegnen, nein, daß er ihm entgehen könne, war seine einzige Sorge. Am 6. September brach er mit 20,000 Mann auf, um Wurmser's 30,000 in Gewaltmärschen einzuholen. Vaubois blieb mit 6000 Mann in Tyrol als Wache, daß Davidovich nicht aus den Pässen hervorbreche.

Der erste Tagemarsch blieb ungestört. Am zweiten Tage traf man bei Primolano auf eine Division, die Wurmser dort zurückgelassen hatte. Die Oertlichkeiten waren wie bei Roveredo, ein Fluß, hohe Berge auf beiden Seiten, ein die Straße beherrschendes Schloß. Wie bei Roveredo siegten die Franzosen durch ungestümen Muth und 3000 Gefangene belohnten ihre Anstrengungen. Am Abend dieses Tages hatten sie, von Trient an gerechnet, bereits zwanzig Wegstunden zurückgelegt und befanden sich unfern von Wurmser. Dieser lagerte sich in Bassano, wo er sich zu halten beschloß, weil er dann Bonaparte in die Schluchten der Brenta einschloß. Bassano liegt am linken Ufer der Brenta, auf deren rechtes Ge-

stade eine Brücke führt. Wurmser besetzte beide Ufer zunächst vor der Stadt und schob seine Vorposten bis zu den Schluchten vor, die vorwärts von der Stadt das Thal abschließen. Hier geschah am 8. September Morgens früh der erste Angriff der Franzosen. Die Stellung wurde genommen, worauf Massena und Augereau auf beiden Flußufern zugleich gegen Bassano vorrückten. In dem entstehenden Kampfe verließ die Oesterreicher der Muth, den sie bisher allen Unfällen zum Trotz sich bewahrt hatten. Sie flohen nach kurzem Kampfe und machten den Feinden selbst den Uebergang über die Brentabrücke nicht ernstlich streitig. Wurmser behielt kaum Zeit, sich selbst aus der Stadt zu retten; sein unermeßliches Material und 4000 Gefangene mußte er den Franzosen überlassen. Bonaparte konnte die Schlacht von Bassano mit vollem Recht als entscheidend für den ganzen Feldzug betrachten. Wurmser, von der Division Quasdanovich und von der Straße nach Friaul abgeschnitten; war eingeklemmt zwischen dem französischen Heer und der Etschlinie, die er nicht zu überschreiten vermochte, wenn die dort aufgestellten Franzosen gute Wache hielten. In dieser Voraussetzung verfolgte Bonaparte ihn rastlos. Wurmser hatte noch 8000 Fußgänger und 6000 Reiter, mit denen er die Etsch glücklich erreichte. Das Schicksal, seit dem Beginn der italienischen Feldzüge immer feindlich, wollte ihm auch einmal wohl. Indem er rathlos an der Etsch hinzog, nach einem Uebergang suchend, entdeckte er, daß Leguago vermöge eines glücklichen Zufalls von den Franzosen geräumt worden war. So hatte er denn einen Uebergangspunkt gefunden, der ihm den Rückzug nach Mantua sicherte. Am 13. September zog er in die Festung ein, nachdem er Murat und Pigeon bei Cerna, Charton in der Vorstadt San Giorgio von Mantua geschlagen hatte. Am folgenden Tage war auch schon Bonaparte da, wüthend, daß der Feind ihm entgangen sei, aber noch hoffend, daß Wurmser sich werde aus der Festung locken und von ihr abdrängen lassen. In der That nahm der alte Krieger die Herausforderung an und stellte sich zwischen der Citadelle und San Giorgio in Schlachtordnung. Die Hoffnung Bonaparte's erfüllte sich indessen nicht. Wurmser hatte nicht sobald erkannt, daß er es mit der ganzen Macht des Feindes zu thun habe, als er die Schlacht abbrach und hinter seine Wälle zurückzog. Die Franzosen mochten sich nun auf eine langwierige Belage-

rung gefaßt machen, denn der Platz war mit Kriegsvorräthen reichlich versehen und den Mangel an Lebensmitteln stellte Wurmser dadurch ab, daß er alle seine Pferde schlachten und einsalzen ließ. Der Feldzug war wieder zum größten Nachtheil der Oesterreicher ausgefallen. Von ihrem schönen Heer waren 7000 Mann erschlagen, 14,000 verwundet, der Rest zerstreut, einige Tausend mit Davidovich in Tyrol, eben so viele mit Quasdanovich in Friaul, 14,000 mit Wurmser in Mailand. Die Zahl dieser letzteren wurde bald durch Fieber sehr herabgebracht.

Bonaparte zeigte einen tiefen Scharfblick, daß er eben jetzt, da er die zweite feindliche Armee vernichtet hatte, bei dem Direktorium unablässig darauf drang, daß man ihm Verstärkungen sende und mit den italienischen Regierungen Frieden schließe. Seine Truppen hatten durch Schlachten und Märsche sehr gelitten, die Kriegssteuern waren ausgegeben, das Heer darbte in den reichen Gefilden Oberitaliens. „Wenn Ihr General nicht der Mittelpunkt von ganz Italien ist, so geht Alles schlecht," schrieb er den Direktoren. „Es ist nicht schwer, mich des Ehrgeizes anzuklagen, aber ich habe bloß zu viel Ehrgefühl. Ich bin krank, kann mich kaum auf dem Pferde halten, mir bleibt nichts als mein Muth, und das reicht nicht aus für den Posten, den ich bekleide. Man fängt an, uns zu zählen, der Glaube an unsere Macht verschwindet. Truppen, oder Italien ist verloren." In Paris erfüllte man seine Wünsche nur zum Theil. Mit zwei Mächten, Neapel und Genua, machte man Frieden. Neapel versprach, den Feinden Frankreichs alle Unterstützung zu entziehen und den Engländern seine Häfen zu verschließen. Genua bekam dieselben Bedingungen und zahlte überdies eine Million Thaler, halb als Entschädigung, halb als Darlehn. Mit Rom wollte das Direktorium nicht unterhandeln. Zu jener Zeit herrschte in Paris noch immer jene Verachtung der katholischen Religion, die in der Schreckenszeit den sogenannten Dienst der Vernunft hervorgerufen hatte, und man hegte ein fast unbezwingliches Gelüste, den Papst abzusetzen oder, wie man sich ausdrückte, den Kirchenstaat zu verweltlichen (säkularisiren). Bonaparte dachte aber anders. Er wußte als geborener Italiener, daß die Religion keineswegs ihre Macht verloren hatte, daß der Papst im Gegentheil einen furchtbaren Glaubenskrieg anfachen könne. Er schlug daher einen Mittelweg ein. Da er ohne das Direktorium keinen

wirklichen Frieden schließen konnte, Krieg nicht anfangen wollte, so suchte er den Papst durch friedliche Worte zu kirren und zugleich durch Drohungen zu schrecken. „Ich muß den alten Fuchs überlisten,“ waren seine Worte. Um zum Zweck zu gelangen, entließ er den Kardinal Mattei, den er in ein Kloster eingeschlossen hatte, und richtete ein Schreiben an ihn, in dem Schmeicheleien und Unglücksprophezeihungen bunt gemischt waren, zum beliebigen Gebrauch in Rom. Was der Papst von den friedlichen Gesinnungen der Franzosen zu halten hatte, trat bald in einem Gewaltstreiche Bonaparte's zu Tage. Wir wissen schon, daß er mit Modena unter sehr lästigen Bedingungen Waffenstillstand geschlossen hatte. Nun war der Herzog von Wurmser gezwungen worden, eine Abtheilung Oesterreicher bei sich aufzunehmen und Lebensmittel nach Mantua zu liefern. Daß der Herr des kleinen Ländchens unmöglich hatte widerstehen können, wußte Bonaparte so gut wie Jedermann. Dessenungeachtet nahm er plötzlich einen drohenden Ton an, sprach von Bruch des Waffenstillstands, von Verrath und jagte den armen Herzog von Land und Leuten. Es paßte so in seinen Plan, er hatte die Macht, so zu handeln, nach etwas Weiterem, z. B. nach seinem Recht, fragte er nicht. Aus Modena und Reggio, ferner aus den päpstlichen Gebieten Ferrara und Bologna wurde eine cispadanische Republik gemacht (16. Oktober 1796). Daß alle Einrichtungen französischen Zuschnitt bekamen, versteht sich von selbst. Die neue Schöpfung war der Anfang eines Verhaltens, das Bonaparte bis zu seinem Sturze inne gehalten hat. Das Verfahren bestand darin, in allen fremden Gebieten, welche die Franzosen besetzten, kleine Staaten einzurichten, die vermöge der Einrichtungen, die man ihnen gab, wie vermöge ihrer Schwäche von Frankreich abhängig blieben und also gleichsam Fortsetzungen des französischen Gebiets bildeten. Bei dieser ersten Schöpfung, die Bonaparte ganz eigenmächtig vornahm, entstand eine gewisse Verlegenheit. Die Lombarden fragten nämlich an, weshalb denn sie, die weit größere Opfer gebracht hätten, nicht eben so gut eine Republik bilden sollten, wie die Modenesen. Doch Bonaparte wußte Rath. „Macht Euch der Freiheit erst würdig,“ antwortete er, „kämpft mit uns, liefert uns Vorräthe, Waffen, Geld; dann wollen wir sehen.“

Das dritte österreichische Heer war im Anzuge. Davidovich hatte

seine Truppen in Tyrol auf 18,000 Mann gebracht, Alvinzy kam aus dem Friaul mit etwa 40,000 heran. Bonaparte seiner Seits hatte 12,000 Mann in dem italienischen Tyrol unter Vaubois, 17,000 unter Massena und Augereau an der Brenta, 9000 vor Mantua, im Ganzen also 38,000 Mann. Die ersten Anstrengungen der Oesterreicher wurden vom Erfolg gekrönt. Vaubois wurde von Davidovich gänzlich geschlagen, dann in der Stellung von Calliano umgangen und mit einem Verlust von 4000 Mann auf Rivoli zurückgeworfen. Bonaparte gerieth dadurch in die übelste Lage. Er war Alvinzy entgegengegangen und in einem Gefecht bei Bassano im Vortheil geblieben, als er die Niederlage seines Generals erfuhr. Blieb er stehen, so konnten Alvinzy und Davidovich ihn zwischen zwei Feuer nehmen, und es blieb daher nichts übrig, als ein Rückzug nach Verona. Alvinzy folgte langsam nach und nahm am 10. November eine Stellung auf den Höhen vor Caldiero, wo er Batterien anlegte und sich verschanzte. Die Stellung war sehr stark, der Regen fiel in Strömen nieder, und doch beschloß Bonaparte, durch das Glück verwöhnt, den Angriff. Er war unglücklich. Nur an einem einzigen Punkte erstürmten seine Truppen die Höhen, konnten sich aber auch hier nicht behaupten und mußten sich bei Einbruch der Nacht aller Orten zurückziehen. Die Lage der Franzosen war eine verzweifelte. Sie hatten zwei Schlachten verloren, eine Menge



Menschen eingebüßt, waren im höchsten Grade erschöpft und zu alle dem bedroht, von den beiden österreichischen Heeren in dem feindlich gesinnten Verona eingeschlossen zu werden. Zum ersten Male murrten die Soldaten. Man sah sie in Gruppen beisammenstehen und ihr Schicksal beklagen, daß sie jetzt, nachdem sie zwei Armeen aus Italien verjagt, selbst fliehen müßten, weil das Direktorium sie im Stich lasse.

Bonaparte schwieg, und es fiel auf, daß er am Tage nach der Schlacht nicht einmal einen Tagesbefehl erließ, wie doch sonst seine Sitte war. Nur seine unerschütterliche Ruhe hielt den Muth der Soldaten noch aufrecht. Sie sagten sich, daß er nach einem Auswege sinne, daß sein Genie gewiß eine außerordentliche Maßregel finden werde. Und so war es. In der Nacht des 14. Novembers wurde plötzlich der Befehl zum Aufbruch gegeben und dabei die tiefste Stille vorgeschrieben. Man zog aus dem nach Mailand führenden Thore, mithin schien der Rückzug angeordnet zu sein. Aber in einiger Entfernung von Verona ließ Bonaparte links abschwenken und auf Ronco marschieren, wo das Heer auf einer erst an diesem Tage geschlagenen Schiffbrücke über die Etsch zurückging. Jetzt wurde Allen deutlich, daß man den Oesterreichern in den Rücken ziehe, und das Vertrauen kehrte in die Reihen zurück. Das Heer befand sich zwischen Sümpfen, durch die zwei Dämme nach der Stellung Alvinzy's führten. Dieser Boden war klug gewählt. Auf schmalen Dämmen entscheidet nicht die Zahl, in der die Oesterreicher den Vortheil hatten, sondern die Tapferkeit der Truppen, und in dieser Beziehung übertrafen die französischen Veteranen ihre Feinde. Für den Hauptangriff hatte Bonaparte den Damm rechts gewählt, der nach Arcole führt, auf dem Damm links, der zwischen Verona und Caldiero mündet, wollte er mehr vertheidigungsweise verfahren, wenn die Oesterreicher vorrücken sollten. Als Augereau am frühen Morgen vor Arcole erschien, fand er den Ort und die Brücke, die dort über den Alpore führt, von Kroaten besetzt. Die Franzosen stürmten mehre Male, Augereau stellte sich selbst an ihre Spitze, aber sie wurden immer zurückgeworfen, das feindliche Feuer war zu mörderisch. Alvinzy hatte bis zu diesem Augenblicke geglaubt, das Feuern, das er in seinem Rücken hörte, rühre von Plänklern und kleineren Trupps her. Jetzt wurde er durch Boten benachrichtigt, daß große französische Truppenmassen bei Arcole kämpften, und

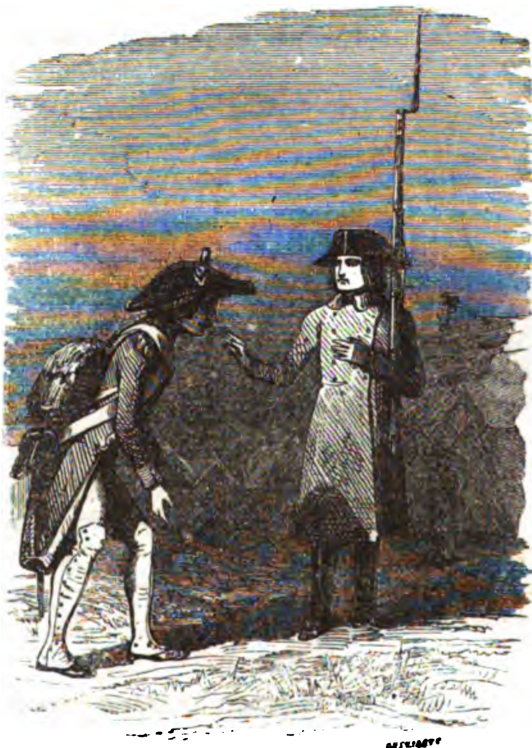
eilte mit seinem ganzen Heere herbei. Auch Bonaparte kam herbei, der Kampf mußte zur Entscheidung kommen. Die Brücke von Arcole blieb der Angriffspunkt. Alle Anstrengungen der Franzosen scheiterten an dieser furchtbaren Schranke. Bonaparte eilte selbst herbei, um die Fliehenden zu ermuthigen. „Seid Ihr nicht mehr die Sieger von Lodi?“ rief er ihnen zu, ergriff eine Fahne und stellte sich an die Spitze.

Einige Kompagnieen folgten ihm, die Brücke war halb überschritten, als eine letzte Salve der Oesterreicher ganze Reihen niederwarf und die Ueberlebenden in die Flucht trieb. Bonaparte wurde mit fortgerissen. In der Verwirrung stürzte er vom Damm in den Morast, und er wäre hier ertrunken oder von den nachstürmenden Oesterreichern gefangen genommen, wenn nicht einige Grenadiere ihn bemerkt und herausgezogen hätten. Dieser ganze Kampf, der die Franzosen viele Leute kostete und mit einer Niederlage endete, war unnütz. Arcole konnte umgangen werden. Bonaparte hatte dazu auch Befehl gegeben, und da es dem General Guyeur gelang,



unterhalb des Orts eine Fuhrt zu finden, so räumte Alvinzy Arcole ohne Kampf. Am folgenden Tage erneuerte sich die Schlacht mit zweifelhaftem

Erfolge. Wurde die französische Division Robert in die Flucht geschlagen, so gelang es auf der andern Seite Bonaparte, dreitausend Kroaten in einen Hinterhalt zu locken und beinahe ganz aufzureiben. Am dritten Tage drangen die Franzosen in die Ebene vor. Eine Kriegslist entschied zu ihren Gunsten. Während die ganze Linie angriff, sandte Bonaparte eine schwache Abtheilung Reiterei mit einer Menge von Trompetern den Feinden in den Rücken, wo sie in einem mit Gebüsch bedeckten Sumpf ihren Posten nahmen. Im entscheidenden Augenblicke brachen sie plötzlich unter lautem Trompetengeschmetter hervor, so daß Alvinzy, der ein ganzes Heer hinter sich zu haben glaubte, den Rückzug anbefahl. Die Ermattung der Truppen nach den dreitägigen Gefechten war entsetzlich. Nur Bonaparte allein fühlte keine Ermüdung. Während seine Soldaten ruhten, empfing er Eilboten, fertigte Berichte ab oder besuchte die Posten, um sich zu überzeugen, daß



Jedermann seine Schuldigkeit thue. Auf einem dieser Gänge stieß er auf eine Schildwache, die der Ermüdung erlegen war und auf der harten Erde sanft schlummerte. Ruhig nahm Bonaparte das Gewehr des Schlafenden und schilderte statt seiner. Bald darauf erwachte der Soldat. „Ich bin verloren!“ rief er aus, als er den General mit seinem Gewehre auf- und abgehen sah.

„Beruhige Dich!“ antwortete Bonaparte. „Nach so vielen Mühen ist einem Tapferen die Ruhe wohl zu gönnen, indessen wähle in Zukunft Deine Zeit besser.“ Alvinzy wurde wegen der Ermattung des Heeres nicht verfolgt. Er zog sich mit den 40,000 Mann, die ihm noch blieben, nach Tyrol zurück, um zu neuen Kämpfen Kraft zu sammeln. Bonaparte blieb an der Etsch stehen, die er bis zum Meere besetzte.

Oesterreichs Kaiserhaus verzagte trotz aller Unfälle nicht. Alvinzy hatte viel weniger gelitten, als seine Vorgänger, in Mantua blieb der edle Wurmser unerschüttert, obgleich seine Soldaten bloß gesalzenes Pferdefleisch zur Nahrung hatten. Nach den neuen, von Wien ihm zugekommenen Befehlen sollte er, wenn die Hungersnoth überhand nehme, mit so viel Soldaten, namentlich aber mit so viel Offizieren als möglich sich nach dem Kirchenstaat durchschlagen, um die unzufriedenen Einwohner zu einem Heer zu ordnen. Doch hoffte man ihn früher zu entsetzen, da die Vervollständigung der Truppen in Tyrol mit großem Eifer betrieben wurde. Gelang es, Bonaparte in den Kirchenstaat zu locken, so konnte man seine Stellungen nehmen, Mantua entsetzen und ihn selbst zwischen Truppen- und Volksmassen einschließen. Aber der Obergeneral war auf seiner Hut und entfernte sich nie so weit von der Etschlinie, daß er nicht im Fall einer Gefahr sogleich dorthin hätte zurückkehren können. Seine Truppen befanden sich jetzt in der besten Verfassung. Die Soldaten waren gut gekleidet, gut genährt und hatten Geld in Menge. Die Offiziere begannen Schätze zu sammeln. Ihnen sah Bonaparte durch die Finger, wie er es später immer machte, die Lieferanten aber, die sich auf Kosten der Armee bereichern wollten, verfolgte er mit unerbittlicher Strenge. Er selbst war so leidend, daß er kaum das Pferd besteigen konnte. Ein altes Hautübel, das er sich bei der Belagerung von Toulon zugezogen hatte, indem er die Protzstange eines gefallenen, mit der Krätze behafteten Stückknechts ergriff, machte ihm viel

zu schaffen, da es schlecht behandelt worden war. Er magerte furchtbar ab, doch das Feuer seiner Augen verrieth, daß seine Seele unter allen Körperleiden ihre wunderbare Kraft bewahrte. Die Oesterreicher sollten diese Erfahrung bald machen.

Am 8. Januar 1797 wurden alle Vorposten der Franzosen angegriffen. Alvinzy zeigte sich mit 40,000 Mann an der oberen Etsch, Provera zog mit 20,000 nach dem untern Laufe des Flusses, um Mantua zu entsetzen und dem päpstlichen Heer die Hand zu bieten. Die Entscheidung erfolgte bei Rivoli. Die große Straße von Tyrol verläßt hier das Ufer der Etsch und steigt steil zu der Hochebene von Rivoli empor, die im Hintergrunde von den Bergspitzen des Monte Baldo eingefaßt wird. Von dort, vom Monte Baldo her, führen ebenfalls einzelne Straßen nach der Hochebene, die aber weder von Geschütz noch von Reiterei benutzt werden können, bloß für Fußvolk zugänglich sind. Alvinzy glaubte seiner Sache ganz sicher zu sein. Er kämpfte mit 15,000 Mann gegen 10,000, denn mehr hatte Joubert bei Rivoli nicht unter seinem Befehl, und kannte nur die eine Sorge, daß die Franzosen ihm entschlüpfen möchten. Alle seine Vorkehrungen waren darauf berechnet, dies zu verhüten. Während er selbst auf der Hauptstraße mit dem größten Theil des Heeres heranzog, um die steile Straße zu den Hochebenen zu erstürmen, schickte er drei Kolonnen Fußvolk den Franzosen vom Monte Baldo in den Rücken und gab einem dritten Korps unter Lusignan den Auftrag, Joubert von Verona abzuschneiden. Ein viertes Korps unter Wukassovich ging am andern Ufer der Etsch abwärts. Dies war ein großer Fehler, denn der Fluß lag zwischen dem Schlachtfelde und Wukassovich und hinderte ihn an dem Kampfe Theil zu nehmen.

Der Kampf war schon im vollen Gange, als Bonaparte mit der ganzen Division Massena und mit drei der besten Regimenter (Halbbrigaden, wie sie damals bei den Franzosen hießen) das Schlachtfeld erreichte.

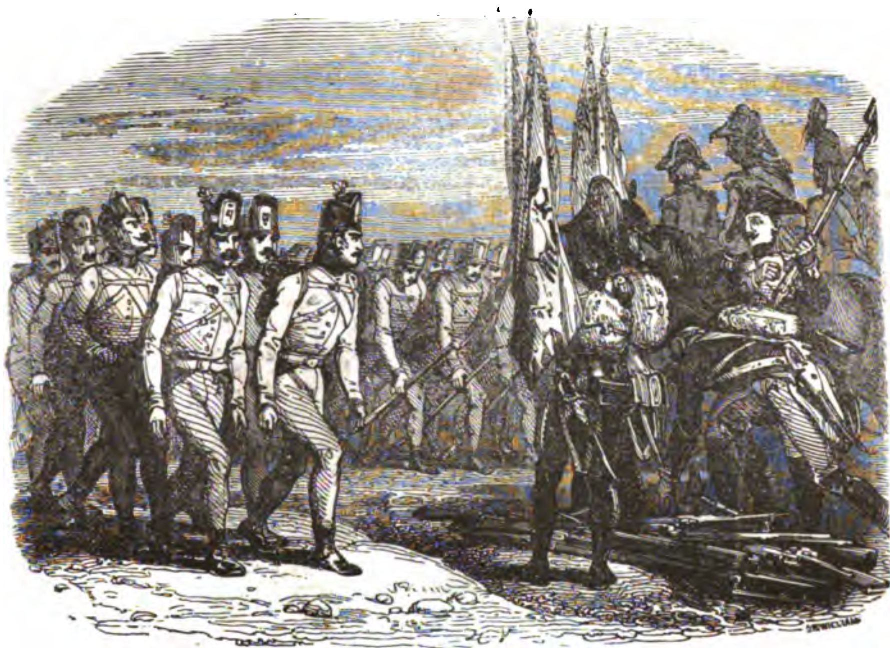
Mit einem Blick übersah er alle Vortheile die ihm seine Stellung gewährte, wie den Nutzen, den er aus Alvinzy's Fehler ziehen konnte. Die Oesterreicher kämpften in drei gänzlich von einander getrennten Heerestheilen. Das kleine Korps unter Lusignan war durch seinen Marsch im



Rücken der Franzosen ganz außer aller Verbindung mit den übrigen Kolonnen gekommen, und mußte sich ergeben, wenn die Franzosen ernstlich angriffen, Alvinzy konnte in dem Hohlwege, der zur Hochebene führt, aufgehalten werden, die vom Monte Baldo heranziehenden Oesterreicher waren wenig zu fürchten, da sie weder Geschütz noch Reiterei hatten. Es kam ein Augenblick, wo die beiden Hauptkolonnen der Oesterreicher nahe daran waren, sich zu vereinigen. Die Grenadiere Alvinzy's erstürmten mit heldenmäßiger Ausdauer den Hohlweg, Reiterei und Geschütze folgten und zu gleicher Zeit zog das Fußvolk Monte Baldo, obgleich von einem Kartätschenhagel überschüttet, den Waffenbrüdern entgegen. Im Augenblicke war Bonaparte auf der bedrohten Stelle. Seine raschen Befehle führten Truppenmassen herbei. Die wenigen Oesterreicher, die aus dem Hohlwege auf die Ebene vorgedrungen waren, wurden dahin zurückgeworfen. Unten



drängten sich Grenadiere, Reiter, Geschütze, und es entstand eine entsetzliche Verwirrung, in der die Franzosen über zweitausend Gefangene machten. Von dieser Seite frei, wandte sich Bonaparte gegen die Fußregimenter vom Monte Baldo. Dieser zweite Kampf war rasch entschieden. Ohne Geschütz und ohne Reiterei konnten diese unglücklichen Truppen den Angriff des ganzen französischen Heeres nicht bestehen und flohen nach tapferm Widerstande zerstreut in die Gebirge. Zuletzt kam die Reihe an Lusignan, der zwischen das feindliche Heer und dessen Nachhut eingeklemmt wurde und keine andere Wahl hatte, als sich mit seinen 4000 Mann zu ergeben. Um fünf Uhr Abends (14. Januar) war die Schlacht von Rivoli beendet, das österreichische Heer zur Hälfte vernichtet. Die Verfolgung des Ueberrestes übertrug er an Joubert, er selbst eilte an die untere Etsch, um Provera zu bekämpfen. Dieser war oberhalb Legnago über den Fluß gegangen und eilte unter fortwährenden Kämpfen mit Augereau Mantua zu. Am 15. Januar erreichte er die Vorstadt St. Georg, wollte stürmend eindringen und wurde zurückgewiesen. Als er am andern Morgen den



Kampf erneuerte, hatte er es zugleich mit Bonaparte, Victor, Massena, Augereau und Miollis zu thun. Der tapfere Wurmser kämpfte wie ein Löwe, um sich aus der Festung durchzuschlagen, aber seine ausgehungerten, vom Fieber geschüttelten Soldaten vermochten nichts gegen die Wälle der Belagerer. Provera wurde nun bei dem Schlosse Favorite umzingelt und mit seinem ganzen Korps gefangen genommen.

Die letzte Hoffnung Wurmser's war vernichtet. Seine letzten Pferde waren verzehrt, die Gesundheit seines Heeres zerrüttet, auf Entsatz keine Hoffnung mehr. Da that der alte, hartgeprüfte Krieger den schwersten Schritt seines Lebens und sandte den General Klenau an die Belagerer, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Klenau wurde an Serrurier gewiesen. Während beide sich besprachen, trat ein Offizier, in einen Mantel gehüllt, in das Zimmer, setzte sich an einen Tisch, nahm das Schreiben Wurmser's zur Hand und schrieb einige Zeilen darunter. Klenau wollte

schon sein Befremden ru erkennen geben, als der Offizier den Mantel von sich warf. Es war Bonaparte.



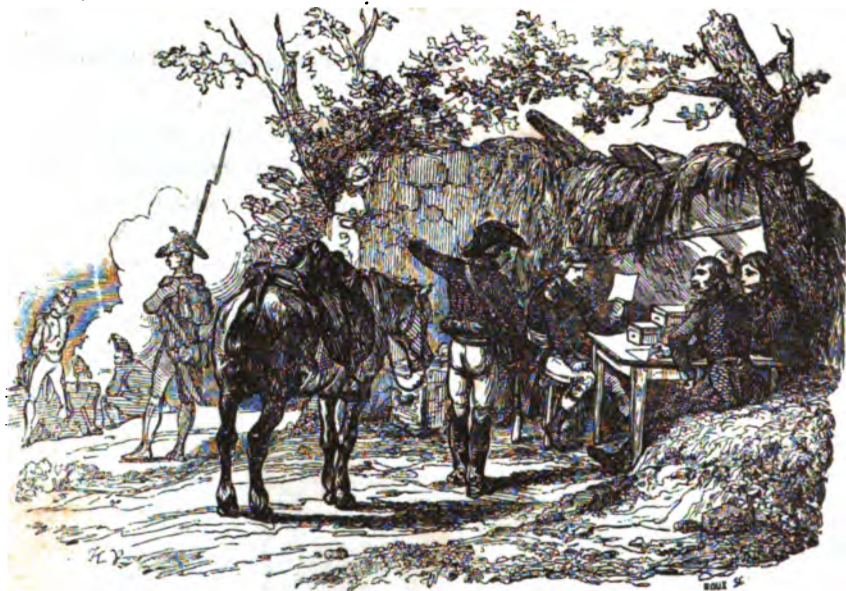
„Nehmen Sie,“ sagte er dem österreichischen General; „hier sind die Bedingungen, die ich Wurmser bewillige. Hätte er selbst nur auf vierzehn Tage Lebensmittel und spräche von Uebergabe, so verdiente er keine ehrenvolle Kapitulation. Da er Sie schickt, so muß er zum Aeußersten gebracht sein. Ich ehre sein Alter, seine Tapferkeit und sein Unglück. Uebergeben Sie ihm die Bedingungen, die ich ihm bewillige; er mag den Platz morgen, in einem Monat oder in sechs räumen, er wird darum weder eine bessere noch eine schlechtere Kapitulation bekommen. Er mag so lange bleiben, als er seiner Ehre angemessen erachtet.“

Die Bedingungen bestanden darin, daß Wurmser mit seinem Generalstabe, mit sechs Geschützen, 200 Reitern und noch 500 Mann nach seiner Wahl Mantua frei verlassen konnte. Die Besatzung sollte nach Triest geführt werden, wo man sie gegen französische Kriegsgefangene austauschen wollte. Die Uebergabe erfolgte am 2. Februar. Bonaparte hatte edel

genug gedacht, sich vorher zu entfernen, um nicht Zeuge von der Demüthigung seines Gegners zn sein.

Das war das Ende des Riesenkampfs um Mantua, bei dem Oesterreich mit allen seinen Anstrengungen, mit seinen herrlichen Kriegern, seinen bewährten Feldherrn gegen das Genie *eines* Mannes erlegen war.





Fünftes Kapitel.

Bonaparte zieht gegen den Papst. — Vertrag von Tolentino. — Neuer Feldzug gegen die Oesterreicher. — Marsch auf Wien. — Friedenspräliminarien von Leoben. — Untergang der Republik Venedig. — Gründung der cisalpinischen Republik. — Friede von Campo-Formio. — Bonaparte kehrt nach Paris zurück und wird festlich empfangen.



Als Bonaparte die Kapitulation von Mantua eben unterzeichnet hatte brach er sofort nach Bologna auf, um den Papst zum Abfall von Oesterreich zu zwingen. Dem Direktorium wäre am liebsten gewesen, wenn er den Papst verjagt und den Kirchenstaat in eine Republik verwandelt

hätte. Sein eigener Plan war praktischer. Er wollte dem Papst noch eine oder zwei Provinzen nehmen, hauptsächlich aber Geld von ihm erpressen, um den nächsten Feldzug eben so wie den letzten auf fremde Kosten führen zu können. Anfangs Februar war er in Bologna und sammelte die Division Victor nebst den neuen italienischen Truppen um sich. Der Papst seiner Seits rüstete nach Möglichkeit. Die Schlüsselsoldaten schienen ausnahmsweise etwas zu versprechen, da ihre österreichischen Offiziere ihnen einen besseren Geist eingeflößt hatten. Zu ihnen gesellte man noch Landsturm, fanatische Bauern, die mit ihren Priestern an der Spitze in den Kampf zogen, um die bedrohte Religion zu retten. Das erste Zusammentreffen zeigte, wie wenig auf alle diese Truppen zu rechnen war. Die italienischen Rekruten Bonaparte's stürmten im ersten Anlaufe die Brücken und Verschanzungen am Senio, hinter denen die Päpstlichen sich sicher glaubten, und machten mehr Gefangene, als sie bewachen mochten. Bonaparte ließ den Bauern, die darunter waren, Essen reichen, hielt eine italienische Rede an sie, daß er nicht der Religion, sondern den schlechten Rathgebern des Papstes an den Leib wolle, und entließ sie in die Heimath, damit sie überall verkünden möchten, wie gut es doch die Franzosen mit den Römern meinten. Dieses Verfahren konnte mehrmals wiederholt werden, denn so oft die Päpstlichen den Franzosen begegneten, rissen sie aus, und es gab Gefangene, die man mit väterlichen Lehren heimschickte. So zog Bonaparte über Faenza, Forli, Cesena, Rimini, Pesaro und Sinigaglia nach Ankona, wo General Colli zum letzten Male standhielt, aber alle seine Leute davonlaufen sah, so daß ihm nur die Offiziere blieben, mit denen er nach Rom reiste. Der etwas sonderbare Weg, den die Franzosen bei diesem Feldzuge einschlugen, hatte seinen guten Grund. Unfern von Ankona liegt der Wallfahrtsort Loretto mit einer Kapelle, von der die Sage behauptet, daß sie das Haus sei, das die Mutter Maria in Nazareth bewohnt habe. Engel, so sagt der gläubige Katholik, trugen 1291 dieses Haus nach Loretto, um es vor den Beschimpfungen der Mohamedaner zu bewahren. Dieser kindliche Glaube hatte der Kapelle durch Geschenke unermeßliche Reichthümer verschafft, unter anderm eine Thür und ein Gitter von gediegenem Silber. Um diese Reichthümer zu erbeuten, zogen die Franzosen nach Ankona und von da nach Loretto. Zu ihrem

großen Verdrusse war der kostbare Vogel ausgeflogen. Sie fanden nicht mehr als etwa 200,000 Thaler, das Uebrige hatten die Priester gerettet. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese Frommen in ihrer Noth der Reichthümer, die sie doch verachten sollen, sich erinnert, dagegen das Muttergottesbild, den Gegenstand ihrer Verehrung, vergessen hatten. Bonaparte ließ dieses Bild nach Paris schaffen. Indem er nach Tolentino weiter zog, kamen Abgeordnete des Papstes. Die Unterhandlungen gingen leicht von statten, denn wenn nur die Religion gesichert werde, sollten die päpstlichen Abgeordneten Alles zugestehen. Die Religion wollte Bonaparte den Römern aber lassen und ihnen blos etwas Land und viel Geld nehmen. Am 19. Februar war man fertig. Der Papst trat an Frankreich die Grafschaft Venaissin für immer, Stadt und Festung Ankona bis zum Frieden ab, an die cispadanische Republik Bologna, Ferrara und die Romagna. Außerdem zahlte er 8 Millionen Thaler und lieferte Pferde, Büffel und andere nützliche Thiere oder Dinge in Menge. Das verlohnte wohl einen vierzehntägigen Feldzug, der im Grunde ein bloßer Marsch gewesen war.

In Bonaparte's Seele arbeitete ein großer Gedanke. Nachdem Sardinien, Genua, Neapel und der Kirchenstaat nach einander zum Frieden gezwungen, die Oesterreicher unter schweren Verlusten aus Italien vertrieben waren, konnte man das Werk krönen, wenn man über die Alpen stieg und vor die Thore von Wien zog, das noch nie ein französisches Heer gesehen hatte. Die Uebermacht war jetzt entschieden auf Seiten der Franzosen. Oesterreich hatte seine Verluste nicht wieder ersetzen können, zu Bonaparte waren zwei der stärksten und besten Divisionen der Rheinarmee gestoßen. Die ungünstige Jahreszeit, das größte Hinderniß, achtete Bonaparte seinem hohen Ziel gegenüber gering. Sein Entwurf wurde dadurch noch mehr gesichert, daß die Uebermacht ihm gestattete, sein Heer in drei Theile zu trennen. Joubert sollte in Tyrol bis zum Brenner vordringen und dann durch das Pusterthal nach Krain ziehen, Massena den Paß von Pontafell (Ponteba) nehmen, während er selbst über den Tagliamento setzen und sich in Kärnthen mit beiden Heerestheilen vereinigen wollte. Sein großer Gegner, der Erzherzog Karl, hatte mit zwei Schwierigkeiten zu kämpfen, mit Mangel an Truppen und fehlerhaften Weisungen

des Hofkriegsraths in Wien. Dieser schrieb ihm vor, Triest zu decken, wodurch er von seinen Haupthülfsquellen getrennt wurde.

Am 13. März 1797, bei strenger Kälte, welche die Berge drei Fuß hoch mit Schnee bedeckte, begannen die Franzosen ihre Bewegungen. Am 16. März hatte Bonaparte den Tagliamento erreicht. Eine Kriegslist erleichterte ihm den Uebergang. Da der Fluß scharf bewacht war, ließ er seine Leute die Gewehre zusammenstellen und abbrechen, als ob er an kein Gefecht denke. Kaum hatten aber die österreichischen Vorposten sich dadurch täuschen lassen, so ging er mit der ganzen Linie vor und erzwang durch Bernadotte's Dragoner den Uebergang.

Die Ueberzahl, die wetteifernde Tapferkeit der Divisionen vom Rhein und von Italien verschafften den Franzosen den vollständigsten Sieg. An demselben Tage stürmte Massena den Paß von Pontafell und trieb die Divisionen Lusignan und Orkscay in Unordnung zurück. Dem Erzherzog Karl mußte Alles daran liegen, diesen wichtigen Paß wieder zu gewinnen. Er vereinigte mit den Trümmern der geschlagenen Divisionen 6000 Grenadiere, griff an und setzte sich in den Besitz des Passes. Inzwischen kam auch Massena mit Verstärkungen herbei und es entstand ein furchtbarer Kampf, der durch den Schauplatz, auf dem er stattfand, wahrhaft schauerlich wurde. Man schlug sich auf dem Berge Tarwis, auf Felsen, die über die Wolken emporragen, auf Schnee und Eis, vom wildesten Gestein umgeben. Da entglitt mancher erstarrenden Hand das Gewehr, da stürzten ganze Reihen Reiterei im Ansprengen auf dem glatten Eise, aber doch entbrannte der Kampf immer wieder aufs Neue. Auf beiden Seiten kämpften die Feldherrn selbst, hier Erzherzog Karl, dort Massena, an der Spitze ihrer Kerntruppen. Zuletzt siegte der Franzose. Mit gleicher Heftigkeit und gleichem Erfolg wurde in Tyrol gekämpft. Joubert warf die Oesterreicher über den Brenner zurück und wandte sich dann rechts durch das Pusterthal nach Krain. Joubert, Massena, Bonaparte konnten sich nunmehr die Hände reichen.

Nachdem die Gipfel der Alpen in seiner Gewalt waren, zögerte Bonaparte nicht, in das Thal der Muhr hinabzusteigen. Am 31. März war er in Klagenfurth, Joubert in Begriff, sich mit ihm zu vereinigen, Bernadotte im Besitze von Triest, der reichen Quecksilberwerke von Idria und

Laibachs. In Klagenfurth konnten in kurzer Zeit 45,000 Franzosen versammelt werden, gegen die der Erzherzog nicht den vierten Theil Oesterreicher aufzubringen vermochte. Dennoch war die Lage Bonaparte's durchaus nicht so günstig, als sie es zu sein schien. Er stand in den Alpen vereinzelt, vor sich den Feind, hinter sich ein racheschnaubendes Volk. Die Bedrückungen der Franzosen hatten ihre Früchte getragen, ein Theil Oberitaliens befand sich in offenem Aufruhr und der Brand konnte sich leicht über das ganze Land verbreiten. Am 12. März stand Bergamo auf, am 17. Brescia, am 24. Salo, am 28. Crema. Diesen Aufständen der Liberalen folgte eine entgegengesetzte Bewegung im Gebirge, Priester versprachen dem Volke irdische und himmliche Schätze.

Die Adeligen Venedigs ermuthigten den Aufstand, in Venedig selbst waren Regimenter Slavonier bereit zu marschiren. Für Bonaparte waren diese Unruhen in seinem Rücken bedenklicher, da er vom Rhein aus ohne Unterstützung blieb. Er hatte erwartet, daß die beiden Rheinarmeen unter Moreau und Hoche vorgehen würden, und beide blieben unbeweglich. Die Armuth des Direktoriums war so groß, daß man Morean nicht so viel Geld schicken konnte, als nöthig war, um eine Brücke über den Rhein zu schlagen. Hoche war im Besitz von zwei Brücken, aber ihn allein vorrücken zu lassen, wagte man nicht. Bonaparte war stark genug, den Erzherzog Karl vor sich herzutreiben, Steiermark, Ober- und Unterösterreich zu besetzen, Wien zu nehmen. Allein mit dem Allen war nichts entschieden, wenn Oesterreich standhaft blieb. Je mehr Länder die Franzosen besetzen mußten, um so mehr schwächten sie ihr Heer, und wenn dann der Landsturm sich erhob, so wurde ihre Lage höchst gefährlich. Dies erwog Bonaparte, als er den Entschluß faßte, dem Erzherzog Karl in einem Briefe Friedensvorschläge zu machen. „Tapfere Soldaten führen Krieg, wünschen aber doch Frieden," schrieb er ihm von Klagenfurth aus am 31. März. „Dauert dieser Krieg nicht schon sechs Jahre? Haben wir nicht genug Menschen getödtet und der leidenden Menschheit nur zu viel Uebel zugefügt? Ueberall ertönen Klagen. Europa hat die Waffen niedergelegt, die es gegen die französische Republik erhoben hatte. Ihre Nation steht allein, und doch fließt das Blut noch immer in Strömen. Dieser sechste Feldzug kündigt sich unter düstern Vorbedeutungen an. Wie auch der Aus-

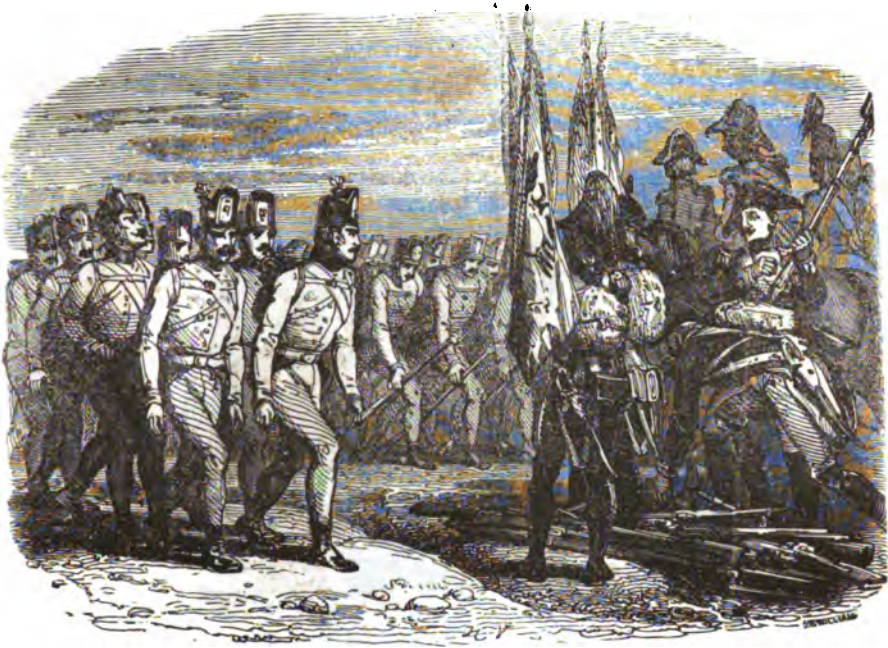
fall sein möge, Tausende von Menschen werden noch sterben, und zuletzt muß man sich doch verständigen, denn Alles hat ein Ende, selbst die Leidenschaft des Hasses.“ —

„Das ausübende Direktorium der französischen Republik hat Sr. Majestät dem Kaiser den Wunsch zu erkennen gegeben, dem verderblichen Kriege ein Ziel zu setzen. Die Dazwischenkunft Englands hat jede Verständigung unmöglich gemacht. Giebt es denn keine Hoffnung, uns zu verständigen, und müssen wir fortfahren uns zu erwürgen, weil ein Volk es so will, das den Leiden des Kriegs fremd bleibt? Sie, Herr Obergeneral, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe stehen und erhaben sind über die kleinlichen Leidenschaften, durch die Minister und Regierungen sich so oft bestimmen lassen, sind Sie entschlossen, den Namen eines Wohlthäters der gesammten Menschheit und eines Retters Deutschlands zu verdienen? Ich verstehe dies nicht so, Herr General, als wäre Deutschland nicht auch durch die Waffen zu retten, aber selbst bei der günstigsten Wendung des Kriegs würde das Land doch immer sehr verwüstet werden. Wenn der Schritt, den ich jetzt thue, auch nur einem Menschen das Leben rettet, so wird die Bürgerkrone, die ich mir dadurch verdiene, mich stolzer machen als alle Lorbeern der Schlachten.“

Der Erzherzog Karl konnte natürlich für sich allein keinen Frieden schließen und mußte nach Wien berichten. Bonaparte wollte keinen Waffenstillstand bewilligen und drang unaufhaltsam vorwärts. Am 1. April kam es zu einem neuen Treffen bei Neumark. Die starke Stellung der Oesterreicher wurde mit dem Bajonnet genommen. Am 7. April erreichten die Vorposten der Franzosen Leoben. An demselben Tage trafen im französischen Hauptquartier Abgesandte des Kaisers ein — die Generale Merfeld und Bellegarde, um über einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Bonaparte bewilligte ihn auf fünf Tage, nach deren Verlauf er sogleich angreifen würde. In der That hatte er am letzten Tage bereits Befehl zum Angriff gegeben, als kaiserliche Gesandte erschienen, Merfeld und Gallo. Bonaparte hatte gar keine Vollmachten zum Unterhandeln, wozu Clarke bestimmt war, der seine Reise noch nicht vollendet hatte, doch das kümmerte ihn weiter nicht. Er unterhandelte frischweg, überzeugt, daß das Direktorium und die öffentliche Meinung seine Handlungsweise nachträglich



drängten sich Grenadiere, Reiter, Geschütze, und es entstand eine entsetzliche Verwirrung, in der die Franzosen über zweitausend Gefangene machten. Von dieser Seite frei, wandte sich Bonaparte gegen die Fußregimenter vom Monte Baldo. Dieser zweite Kampf war rasch entschieden. Ohne Geschütz und ohne Reiterei konnten diese unglücklichen Truppen den Angriff des ganzen französischen Heeres nicht bestehen und flohen nach tapferm Widerstande zerstreut in die Gebirge. Zuletzt kam die Reihe an Lusignan, der zwischen das feindliche Heer und dessen Nachhut eingeklemmt wurde und keine andere Wahl hatte, als sich mit seinen 4000 Mann zu ergeben. Um fünf Uhr Abends (14. Januar) war die Schlacht von Rivoli beendet, das österreichische Heer zur Hälfte vernichtet. Die Verfolgung des Ueberrestes übertrug er an Joubert, er selbst eilte an die untere Etsch, um Provera zu bekämpfen. Dieser war oberhalb Legnago über den Fluß gegangen und eilte unter fortwährenden Kämpfen mit Augereau Mantua zu. Am 15. Januar erreichte er die Vorstadt St. Georg, wollte stürmend eindringen und wurde zurückgewiesen. Als er am andern Morgen den



Kampf erneuerte, hatte er es zugleich mit Bonaparte, Victor, Massena, Augereau und Miollis zu thun. Der tapfere Wurmser kämpfte wie ein Löwe, um sich aus der Festung durchzuschlagen, aber seine ausgehungerten, vom Fieber geschüttelten Soldaten vermochten nichts gegen die Wälle der Belagerer. Provera wurde nun bei dem Schlosse Favorite umzingelt und mit seinem ganzen Korps gefangen genommen.

Die letzte Hoffnung Wurmser's war vernichtet. Seine letzten Pferde waren verzehrt, die Gesundheit seines Heeres zerrüttet, auf Entsatz keine Hoffnung mehr. Da that der alte, hartgeprüfte Krieger den schwersten Schritt seines Lebens und sandte den General Klenau an die Belagerer, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Klenau wurde an Serrurier gewiesen. Während beide sich besprachen, trat ein Offizier, in einen Mantel gehüllt, in das Zimmer, setzte sich an einen Tisch, nahm das Schreiben Wurmser's zur Hand und schrieb einige Zeilen darunter. Klenau wollte

schon sein Befremden ru erkennen geben, als der Offizier den Mantel von sich warf. Es war Bonaparte.



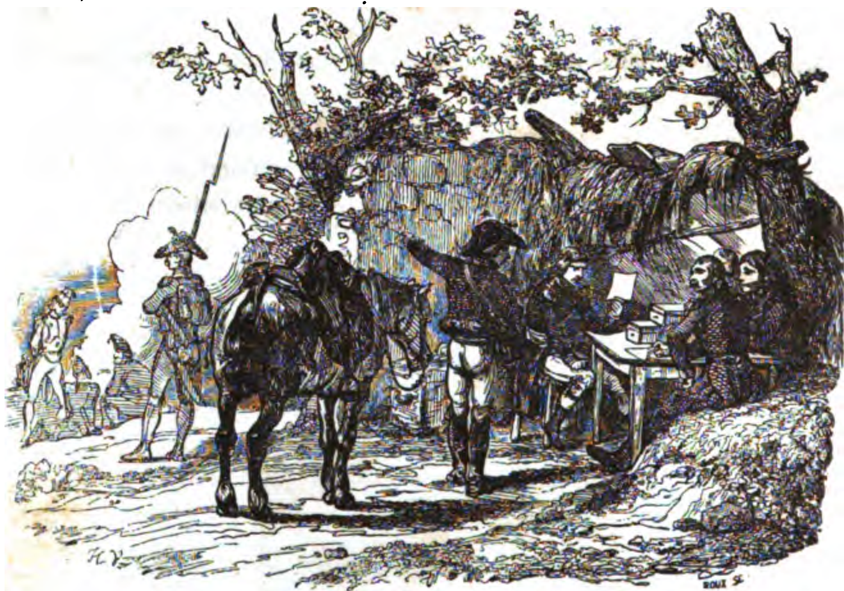
„Nehmen Sie,“ sagte er dem österreichischen General; „hier sind die Bedingungen, die ich Wurmser bewillige. Hätte er selbst nur auf vierzehn Tage Lebensmittel und spräche von Uebergabe, so verdiente er keine ehrenvolle Kapitulation. Da er Sie schickt, so muß er zum Aeußersten gebracht sein. Ich ehre sein Alter, seine Tapferkeit und sein Unglück. Uebergeben Sie ihm die Bedingungen, die ich ihm bewillige; er mag den Platz morgen, in einem Monat oder in sechs räumen, er wird darum weder eine bessere noch eine schlechtere Kapitulation bekommen. Er mag so lange bleiben, als er seiner Ehre angemessen erachtet.“

Die Bedingungen bestanden darin, daß Wurmser mit seinem Generalstabe, mit sechs Geschützen, 200 Reitern und noch 500 Mann nach seiner Wahl Mantua frei verlassen konnte. Die Besatzung sollte nach Triest geführt werden, wo man sie gegen französische Kriegsgefangene austauschen wollte. Die Uebergabe erfolgte am 2. Februar. Bonaparte hatte edel

genug gedacht, sich vorher zu entfernen, um nicht Zeuge von der Demüthigung seines Gegners zu sein.

Das war das Ende des Riesenkampfs um Mantua, bei dem Oesterreich mit allen seinen Anstrengungen, mit seinen herrlichen Kriegern, seinen bewährten Feldherrn gegen das Genie eines Mannes erlegen war.





Fünftes Kapitel.

Bonaparte zieht gegen den Papst. — Vertrag von Tolentino. — Neuer Feldzug gegen die Oesterreicher. — Marsch auf Wien. — Friedenspräliminarien von Leoben. — Untergang der Republik Venedig. — Gründung der cisalpinischen Republik. — Friede von Campo-Formio. — Bonaparte kehrt nach Paris zurück und wird festlich empfangen.



Als Bonaparte die Kapitulation von Mantua eben unterzeichnet hatte brach er sofort nach Bologna auf, um den Papst zum Abfall von Oesterreich zu zwingen. Dem Direktorium wäre am liebsten gewesen, wenn er den Papst verjagt und den Kirchenstaat in eine Republik verwandelt

hätte. Sein eigener Plan war praktischer. Er wollte dem Papst noch eine oder zwei Provinzen nehmen, hauptsächlich aber Geld von ihm erpressen, um den nächsten Feldzug eben so wie den letzten auf fremde Kosten führen zu können. Anfangs Februar war er in Bologna und sammelte die Division Victor nebst den neuen italienischen Truppen um sich. Der Papst seiner Seits rüstete nach Möglichkeit. Die Schlüsselsoldaten schienen ausnahmsweise etwas zu versprechen, da ihre österreichischen Offiziere ihnen einen besseren Geist eingeflößt hatten. Zu ihnen gesellte man noch Landsturm, fanatische Bauern, die mit ihren Priestern an der Spitze in den Kampf zogen, um die bedrohte Religion zu retten. Das erste Zusammentreffen zeigte, wie wenig auf alle diese Truppen zu rechnen war. Die italienischen Rekruten Bonaparte's stürmten im ersten Anlaufe die Brücken und Verschanzungen am Senio, hinter denen die Päpstlichen sich sicher glaubten, und machten mehr Gefangene, als sie bewachen mochten. Bonaparte ließ den Bauern, die darunter waren, Essen reichen, hielt eine italienische Rede an sie, daß er nicht der Religion, sondern den schlechten Rathgebern des Papstes an den Leib wolle, und entließ sie in die Heimath, damit sie überall verkünden möchten, wie gut es doch die Franzosen mit den Römern meinten. Dieses Verfahren konnte mehrmals wiederholt werden, denn so oft die Päpstlichen den Franzosen begegneten, rissen sie aus, und es gab Gefangene, die man mit väterlichen Lehren heimschickte. So zog Bonaparte über Faenza, Forli, Cesena, Rimini, Pesaro und Sinigaglia nach Ankona, wo General Colli zum letzten Male standhielt, aber alle seine Leute davonlaufen sah, so daß ihm nur die Offiziere blieben, mit denen er nach Rom reiste. Der etwas sonderbare Weg, den die Franzosen bei diesem Feldzuge einschlugen, hatte seinen guten Grund. Unfern von Ankona liegt der Wallfahrtsort Loretto mit einer Kapelle, von der die Sage behauptet, daß sie das Haus sei, das die Mutter Maria in Nazareth bewohnt habe. Engel, so sagt der gläubige Katholik, trugen 1291 dieses Haus nach Loretto, um es vor den Beschimpfungen der Mohamedaner zu bewahren. Dieser kindliche Glaube hatte der Kapelle durch Geschenke unermeßliche Reichthümer verschafft, unter anderm eine Thür und ein Gitter von gediegenem Silber. Um diese Reichthümer zu erbeuten, zogen die Franzosen nach Ankona und von da nach Loretto. Zu ihrem

großen Verdrusse war der kostbare Vogel ausgeflogen. Sie fanden nicht mehr als etwa 200,000 Thaler, das Uebrige hatten die Priester gerettet. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese Frommen in ihrer Noth der Reichthümer, die sie doch verachten sollen, sich erinnert, dagegen das Muttergottesbild, den Gegenstand ihrer Verehrung, vergessen hatten. Bonaparte ließ dieses Bild nach Paris schaffen. Indem er nach Tolentino weiter zog, kamen Abgeordnete des Papstes. Die Unterhandlungen gingen leicht von statten, denn wenn nur die Religion gesichert werde, sollten die päpstlichen Abgeordneten Alles zugestehen. Die Religion wollte Bonaparte den Römern aber lassen und ihnen blos etwas Land und viel Geld nehmen. Am 19. Februar war man fertig. Der Papst trat an Frankreich die Grafschaft Venaissin für immer, Stadt und Festung Ankona bis zum Frieden ab, an die cispadanische Republik Bologna, Ferrara und die Romagna. Außerdem zahlte er 8 Millionen Thaler und lieferte Pferde, Büffel und andere nützliche Thiere oder Dinge in Menge. Das verlohnte wohl einen vierzehntägigen Feldzug, der im Grunde ein bloßer Marsch gewesen war.

In Bonaparte's Seele arbeitete ein großer Gedanke. Nachdem Sardinien, Genua, Neapel und der Kirchenstaat nach einander zum Frieden gezwungen, die Oesterreicher unter schweren Verlusten aus Italien vertrieben waren, konnte man das Werk krönen, wenn man über die Alpen stieg und vor die Thore von Wien zog, das noch nie ein französisches Heer gesehen hatte. Die Uebermacht war jetzt entschieden auf Seiten der Franzosen. Oesterreich hatte seine Verluste nicht wieder ersetzen können, zu Bonaparte waren zwei der stärksten und besten Divisionen der Rheinarmee gestoßen. Die ungünstige Jahreszeit, das größte Hinderniß, achtete Bonaparte seinem hohen Ziel gegenüber gering. Sein Entwurf wurde dadurch noch mehr gesichert, daß die Uebermacht ihm gestattete, sein Heer in drei Theile zu trennen. Joubert sollte in Tyrol bis zum Brenner vordringen und dann durch das Pusterthal nach Krain ziehen, Massena den Paß von Pontafell (Ponteba) nehmen, während er selbst über den Tagliamento setzen und sich in Kärnthen mit beiden Heerestheilen vereinigen wollte. Sein großer Gegner, der Erzherzog Karl, hatte mit zwei Schwierigkeiten zu kämpfen, mit Mangel an Truppen und fehlerhaften Weisungen

des Hofkriegsraths in Wien. Dieser schrieb ihm vor, Triest zu decken, wodurch er von seinen Haupthülfsquellen getrennt wurde.

Am 13. März 1797, bei strenger Kälte, welche die Berge drei Fuß hoch mit Schnee bedeckte, begannen die Franzosen ihre Bewegungen. Am 16. März hatte Bonaparte den Tagliamento erreicht. Eine Kriegslist erleichterte ihm den Uebergang. Da der Fluß scharf bewacht war, ließ er seine Leute die Gewehre zusammenstellen und abbrechen, als ob er an kein Gefecht denke. Kaum hatten aber die österreichischen Vorposten sich dadurch täuschen lassen, so ging er mit der ganzen Linie vor und erzwang durch Bernadotte's Dragoner den Uebergang.

Die Ueberzahl, die wetteifernde Tapferkeit der Divisionen vom Rhein und von Italien verschafften den Franzosen den vollständigsten Sieg. An demselben Tage stürmte Massena den Paß von Pontafell und trieb die Divisionen Lusignan und Orkscay in Unordnung zurück. Dem Erzherzog Karl mußte Alles daran liegen, diesen wichtigen Paß wieder zu gewinnen. Er vereinigte mit den Trümmern der geschlagenen Divisionen 6000 Grenadiere, griff an und setzte sich in den Besitz des Passes. Inzwischen kam auch Massena mit Verstärkungen herbei und es entstand ein furchtbarer Kampf, der durch den Schauplatz, auf dem er stattfand, wahrhaft schauerlich wurde. Man schlug sich auf dem Berge Tarwis, auf Felsen, die über die Wolken emporragen, auf Schnee und Eis, vom wildesten Gestein umgeben. Da entglitt mancher erstarrenden Hand das Gewehr, da stürzten ganze Reihen Reiterei im Ansprengen auf dem glatten Eise, aber doch entbrannte der Kampf immer wieder aufs Neue. Auf beiden Seiten kämpften die Feldherrn selbst, hier Erzherzog Karl, dort Massena, an der Spitze ihrer Kerntruppen. Zuletzt siegte der Franzose. Mit gleicher Heftigkeit und gleichem Erfolg wurde in Tyrol gekämpft. Joubert warf die Oesterreicher über den Brenner zurück und wandte sich dann rechts durch das Pusterthal nach Krain. Joubert, Massena, Bonaparte konnten sich nunmehr die Hände reichen.

Nachdem die Gipfel der Alpen in seiner Gewalt waren, zögerte Bonaparte nicht, in das Thal der Muhr hinabzusteigen. Am 31. März war er in Klagenfurth, Joubert in Begriff, sich mit ihm zu vereinigen, Bernadotte im Besitze von Triest, der reichen Quecksilberwerke von Idria und

Laibachs. In Klagenfurth konnten in kurzer Zeit 45,000 Franzosen versammelt werden, gegen die der Erzherzog nicht den vierten Theil Oesterreicher aufzubringen vermochte. Dennoch war die Lage Bonaparte's durchaus nicht so günstig, als sie es zu sein schien. Er stand in den Alpen vereinzelt, vor sich den Feind, hinter sich ein racheschnaubendes Volk. Die Bedrückungen der Franzosen hatten ihre Früchte getragen, ein Theil Oberitaliens befand sich in offenem Aufruhr und der Brand konnte sich leicht über das ganze Land verbreiten. Am 12. März stand Bergamo auf, am 17. Brescia, am 24. Salo, am 28. Crema. Diesen Aufständen der Liberalen folgte eine entgegengesetzte Bewegung im Gebirge, Priester versprachen dem Volke irdische und himmliche Schätze.

Die Adeligen Venedigs ermuthigten den Aufstand, in Venedig selbst waren Regimenter Slavonier bereit zu marschiren. Für Bonaparte waren diese Unruhen in seinem Rücken bedenklicher, da er vom Rhein aus ohne Unterstützung blieb. Er hatte erwartet, daß die beiden Rheinarmeen unter Moreau und Hoche vorgehen würden, und beide blieben unbeweglich. Die Armuth des Direktoriums war so groß, daß man Moreau nicht so viel Geld schicken konnte, als nöthig war, um eine Brücke über den Rhein zu schlagen. Hoche war im Besitz von zwei Brücken, aber ihn allein vorrücken zu lassen, wagte man nicht. Bonaparte war stark genug, den Erzherzog Karl vor sich herzutreiben, Steiermark, Ober- und Unterösterreich zu besetzen, Wien zu nehmen. Allein mit dem Allen war nichts entschieden, wenn Oesterreich standhaft blieb. Je mehr Länder die Franzosen besetzen mußten, um so mehr schwächten sie ihr Heer, und wenn dann der Landsturm sich erhob, so wurde ihre Lage höchst gefährlich. Dies erwog Bonaparte, als er den Entschluß faßte, dem Erzherzog Karl in einem Briefe Friedensvorschläge zu machen. „Tapfere Soldaten führen Krieg, wünschen aber doch Frieden," schrieb er ihm von Klagenfurth aus am 31. März. „Dauert dieser Krieg nicht schon sechs Jahre? Haben wir nicht genug Menschen getödtet und der leidenden Menschheit nur zu viel Uebel zugefügt? Ueberall ertönen Klagen. Europa hat die Waffen niedergelegt, die es gegen die französische Republik erhoben hatte. Ihre Nation steht allein, und doch fließt das Blut noch immer in Strömen. Dieser sechste Feldzug kündigt sich unter düstern Vorbedeutungen an. Wie auch der Aus-

fall sein möge, Tausende von Menschen werden noch sterben, und zuletzt muß man sich doch verständigen, denn Alles hat ein Ende, selbst die Leidenschaft des Hasses.“ —

„Das ausübende Direktorium der französischen Republik hat Sr. Majestät dem Kaiser den Wunsch zu erkennen gegeben, dem verderblichen Kriege ein Ziel zu setzen. Die Dazwischenkunft Englands hat jede Verständigung unmöglich gemacht. Giebt es denn keine Hoffnung, uns zu verständigen, und müssen wir fortfahren uns zu erwürgen, weil ein Volk es so will, das den Leiden des Kriegs fremd bleibt? Sie, Herr Obergeneral, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe stehen und erhaben sind über die kleinlichen Leidenschaften, durch die Minister und Regierungen sich so oft bestimmen lassen, sind Sie entschlossen, den Namen eines Wohlthäters der gesammten Menschheit und eines Retters Deutschlands zu verdienen? Ich verstehe dies nicht so, Herr General, als wäre Deutschland nicht auch durch die Waffen zu retten, aber selbst bei der günstigsten Wendung des Kriegs würde das Land doch immer sehr verwüstet werden. Wenn der Schritt, den ich jetzt thue, auch nur einem Menschen das Leben rettet, so wird die Bürgerkrone, die ich mir dadurch verdiene, mich stolzer machen als alle Lorbeern der Schlachten.“

Der Erzherzog Karl konnte natürlich für sich allein keinen Frieden schließen und mußte nach Wien berichten. Bonaparte wollte keinen Waffenstillstand bewilligen und drang unaufhaltsam vorwärts. Am 1. April kam es zu einem neuen Treffen bei Neumark. Die starke Stellung der Oesterreicher wurde mit dem Bajonnet genommen. Am 7. April erreichten die Vorposten der Franzosen Leoben. An demselben Tage trafen im französischen Hauptquartier Abgesandte des Kaisers ein — die Generale Merfeld und Bellegarde, um über einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Bonaparte bewilligte ihn auf fünf Tage, nach deren Verlauf er sogleich angreifen würde. In der That hatte er am letzten Tage bereits Befehl zum Angriff gegeben, als kaiserliche Gesandte erschienen, Merfeld und Gallo. Bonaparte hatte gar keine Vollmachten zum Unterhandeln, wozu Clarke bestimmt war, der seine Reise noch nicht vollendet hatte, doch das kümmerte ihn weiter nicht. Er unterhandelte frischweg, überzeugt, daß das Direktorium und die öffentliche Meinung seine Handlungsweise nachträglich

gutheißen würden. Der erste Gegenstand der Verhandlung war die Etikette. Die kaiserlichen Gesandten forderten, daß ihr Herr den Vorrang vor Frankreich behalten müsse, und erboten sich als Gegendienst, die Republik anzuerkennen. „Die Etikette ist mir sehr gleichgültig,“ antwortete Bonaparte. „Einer Anerkennung der Republik bedarf es nicht, denn sie steht in Europa da, wie die Sonne am Himmel, und wollen die Blinden sie nicht sehen, so ist es desto schlimmer für sie.“ Nun kam man an die Hauptsachen. Daß Oestreich die Niederlande abtreten müsse, darüber war man einig, aber wo eine Entschädigung hernehmen? Für jeden Andern als Bonaparte würde die Lösung eine sehr schwierige gewesen sein. Der gewaltthätige Mann dachte gleich an Venedig. Die alternde Republik hatte eine feindliche Stimmung gegen Frankreich verrathen, hatte ihre Lieferungen an das Heer eingestellt, Truppen ausgerüstet, einen Aufstand der Bergamasken begünstigt oder doch nicht unterdrückt. Das sind nun freilich Dinge, die der Starke ungescheut thut, aber dem Schwachen verzeiht man sie nicht. Die Feindschaft Venedigs kam zu gelegen, um nicht benutzt zu werden. Außer den österreichischen Niederlanden war da noch die Lombardei, die man Ehren halber nicht an Oesterreich zurückgeben konnte. Für beide Länder bot man dem Kaiser ein schönes Stück venetianischen Gebiets, die illyrischen Provinzen, Istrien und ganz Oberitalien vom Isonzo bis zum Oglio. Hört man die französischen Geschichtschreiber (die meisten führen diesen Namen mit demselben Recht, mit dem so manches Mädchen sich Jungfrau nennt), so meinte es Bonaparte mit Venedig gut, als er ihm sein Land nahm. Venedig hatte von seinen festländischen Besitzungen nichts als Schaden, denn es wurde durch sie in Kriege verwickelt, denen es nicht gewachsen war. Das besserte Bonaparte jetzt aus. Venedig sollte wieder ein Seestaat werden; es sollte seine Stadt, seine ionischen Inseln behalten, den Golf von Spezzia und vielleicht noch sonst etwas dazu bekommen und sich in Zukunft eines harmlosen Daseins erfreuen. War denn das aber so ehrlich gemeint? fragen wir. Nein, gewiß nicht. Man wußte, daß Venedig sich nicht so gutwillig würde berauben lassen, und man benutzte daher diese Anerbietungen von Ländertausch nur dazu, um nachher sagen zu können: „Wie, Ihr wollt nicht so leben, wie wir Euch befehlen? Gut, so haben wir das Recht, Euch ganz todt zu schlagen!“

Die vorläufigen Friedensbestimmungen wurden am 18. April 1797 zu Leoben unterzeichnet, französischer Seits von Bonaparte, da Clarke noch immer nicht da war. Beide Theile hatten sich sehr beeilt, Oesterreich aus den besten Gründen, Bonaparte um den Ruhm zu haben, daß die Welt ihm allein den Frieden verdanke. Für ihn kam die Zeit der Reue schnell genug heran. Er war eben auf der Rückreise nach Italien begriffen, um sich mit den Venetianern zu verständigen, und ruhte auf einer Insel des Tagliamento aus, als ein Eilbote Nachrichten vom Rhein brachte.

Bonaparte gerieth bei dem Lesen der Depeschen in eine große Aufregung. Am Rhein, wo Alles bisher so ruhig gewesen war, sah es jetzt äußerst kriegerisch aus. Moreau hatte endlich Geld zum Brückenschlagen bekommen, Hoche war vorwärts gegangen, hatte mehre Siege erfochten und stand jetzt in Frankfurt. Hätte Bonaparte das gewußt, so würden die Friedensartikel von Leoben ganz anders ausgefallen sein. Jetzt war es zu spät.

In Oberitalien fanden fürchterliche Scenen statt. Bonaparte hatte auf seinem raschen Zuge mehre österreichische Abtheilungen unbeachtet hinter sich gelassen, die nun die Tyroler, die Bewohner Krains zu den Waffen gerufen hatten und die Verbindungen abschnitten. In demselben Augenblicke, als Bonaparte in Leoben unterhandelte, glaubte man in Italien, daß er umzingelt, verloren sei, denn statt der Franzosen rückten die Oesterreicher (eben jene erwähnten Abtheilungen) vor. Der Aufstand der mißhandelten Bevölkerung breitete sich aus. Bewaffnete Landleute überschwemmten alle Straßen, metzelten die Truppen auf dem Marsche, die kleineren Besatzungen nieder und schonten selbst die Spitäler nicht. In Verona, das damals venetianisch war, fielen wahre Greuelscenen vor. 20,000 Landleute stürmten die Stadt, erdolchten mehr den 400 Franzosen und warfen die Leichen in die Etsch. Die französische Besatzung in der Festung beschoß die Stadt aus Rache mit glühenden Kugeln. Die venetianischen Behörden waren machtlos. Sie beschützten die Franzosen, die zu ihnen flüchteten, konnten aber die wüthende Masse nicht zum Niederlegen der Waffen bewegen. Sobald die Nachricht von den Verhandlungen zu Leoben eintraf, schickte der venetianische Rath Abgesandte an Bonaparte, um sich zu rechtfertigen. Sie sprachen von den schwierigen Umständen, von der Wuth des Pöbels, von der Unmöglichkeit, die Aufhetzer herauszufinden. Bonaparte

wollte von nichts hören. „Eine Regierung,“ sagte er, „die von Spionen so gut bedient wird, wie die Ihrige, muß die Mörder heraus finden können. Uebrigens weiß ich, daß Ihr Rath eben so verächtlich als verachtet ist; er kann diejenigen nicht entwaffnen, die er bewaffnet hat; aber ich werde dies für ihn thun. Ich habe Frieden geschlossen und verfüge über 80,000 Mann. Ich werde Ihre Gefängnisse unter den Bleidächern zertrümmern, ich will für Venedig ein zweiter Attila sein. Ich dulde keine Inquisition, kein goldenes Buch mehr. Das sind Einrichtungen aus dem Zeitalter der Barbarei. Ihre Verfassung ist zu alt, sie muß zusammenbrechen. Als ich in Görtz war, bot ich Ihrem Gesandten mein Bündniß und nützliche Rathschläge an. Er wies mich zurück. Sie erwarteten mich bei meiner Rückkehr, um mir den Rückzug abzuschneiden; nun wohl, da bin ich. Ich unterhandle nicht mehr, ich schreibe Gesetze vor. Wenn Sie mir weiter nichts zu sagen haben, so erkläre ich Ihnen, daß Sie sich zurückziehen können.“

Nach dieser Unterredung erklärte Bonaparte die Feindseligkeiten für eröffnet und gab Befehl, daß das Wappen der Republik, der Löwe von St. Marcus, überall entfernt werde. Auf dem Festlande wurde kein Widerstand geleistet, die Hauptstadt aber war im Stande, sich sehr lange zu vertheidigen. Venedig wurde bekanntlich von verfolgten Christen gegründet, die sich vor der Wuth der Hunnen in die Moräste am äußersten Ende des adriatischen Meeres flüchteten. Dieser natürliche Schutz bestand noch immer und war von dem mächtigen Venedig im Laufe der Jahrhunderte künstlich verstärkt worden. Die mit Seewasser gefüllten Kanäle, die Venedig von allen Seiten vom Lande abschneiden, waren mit starken Batterien besetzt. 37 Galeeren, 168 Kanonenböte, mit 8500 Matrosen und 750 Feuerschlünden besetzt, vervollständigten die Vertheidigungsmittel. 3500 Italiener und 11,000 Slavonier bildeten die Besatzung. Venedig hatte auf zwei Monate Trinkwasser, auf acht Lebensmittel und konnte diese Vorräthe beliebig erneuern, da die Engländer das Meer offen hielten. Es hätte Bonaparte schwer fallen sollen, diese Stadt des Meeres mit seinen Landsoldaten einzunehmen. Aber so stark Venedig nach außen war, so schwach war es im Innern. Der niedere Adel, die Bürgerschaft waren unzufrieden, daß man sie von allen Stellen ausschloß, durch ein Heer von Spionen

bewachte und bei der geringfügigsten Veranlassung in die Bleikammern einschloß. Von ihnen war ein Aufstand zu befürchten, denn die Franzosen brachten ihnen die Gleichheit, die der Gegenstand aller ihrer Wünsche war. Auf den hohen Adel war nicht sehr zu rechnen, da die üppigen Herrn den Verlust ihrer Landgüter auf dem festen Lande bitterer empfanden, als den Untergang der Republik. Der ganzen adeligen Genossenschaft fehlte ein tüchtiger, mannhafter Charakter. Der Doge, das Oberhaupt des Staats, ging mit weinenden Augen umher und klagte, daß man bei der herrschenden Stimmung Nachts im Bett seines Lebens nicht sicher sei. Die Regierung verfiel auf Rettungsmittel, die in andern Zeiten sich erprobt hatten. Man wollte vorläufig Bonaparte bestechen und dann Geld nach Paris senden, um die Stimmen der Direktoren zu erkaufen. Doch dieses Mittel war zu unsicher, und man dachte daher an eine theilweise Veränderung der Verfassung. Bonaparte wollte wieder von nichts hören. Erst müsse das vergossene französische Blut gesühnt werden, sagte er, und verlangte die Auslieferung der drei Staatsinquisitoren und anderer Beamten, denen man die Feindseligkeiten gegen Frankreich Schuld gab. Venedig gehorchte. In der Stadt herrschte eine Angst, die Jedem die Besinnung nahm. Eine revolutionaire Partei sammelte sich um den französischen Geschäftsträger Villebard, der zahlreiche Pöbel wurde unruhig, die 11,000 Slavonier gehorchten ihren Offizieren ni ht mehr und verriethen die deutlichste Neigung, die reiche Stadt zu plündern. Zwischen ihnen und dem Pöbel fielen blutige Raufereien vor, es konnte zum Aergsten kommen.

Am 12. Mai 1797 versammelte sich der große Rath zum letzten Male. Es lag ein Verfassungsentwurf zur Berathung vor, den der französische Geschäftsträger Villebard zu verfassen die Güte gehabt hatte. Absetzung der Regierung, Entlassung der Slavonier, Errichtung einer Bürgergarde, Aufnahme einer französischen Besatzung von 4000 Mann, Einführung eines städtischen Raths, Freilassung aller politischen Gefangenen — das waren die Hauptbedingungen. 512 Stimmen sagten Ja, blos 12 sprachen Nein. Der Pöbel hatte allein ein richtiges Gefühl, was eigentlich geschehen sei. Er erregte einen Aufstand, zerstörte mehre Häuser und wollte die Stadt vertheidigen. Um so eifriger war der Adel, die Kapitulation zu vollziehen. Die 4000 Franzosen, die künftig die Besatzung bilden sollten, wurden auf

venetianischen Schiffen herbeigeholt, die Slavonier schleunigst entfernt. Venedig war gefallen.



Gewiß war der ganze Staat faul, doch so ruhmlos, so ohne Kampf hätte das Reich, das einst über Morea, über die herrlichen Inseln des griechischen Meeres herrschte, dem Halbmond Schrecken einflößte und mit seinen Flotten das Mittelmeer bedeckte, nicht untergehen sollen.

Bonaparte hatte durch seine Thaten bereits eine große Macht erlangt. Die Soldaten seines Heeres beteten ihn an, wer ihn in Italien nicht liebte, der fürchtete ihn, in Paris war sein Name in Aller Munde. Das Direktorium ließ ihn wie einen souverainen König schalten. Nur ein einziges Mal zeigte man von dieser Seite Mißtrauen gegen ihn, da bot er seine Entlassung an, und im Nu war Alles im alten Geleise. Das nächste Geschäft war, der neuen cisalpinischen Republik eine Verfassung zu geben. Das Direktorium, welches über die „freien Italiener“ verfügte, gab ihnen

die französische Verfassung und Bonaparte ernannte die ersten Direktoren. Da gab es denn ein großes Bundesfest in Mailand, auf dem 30,000 cisalpinische Bürgersoldaten paradirten und in ihrem Freudenrausche gar nicht merkten, daß sie in Knechtschaft gerathen seien. Die Republik machte noch eine Erwerbung. In der damaligen Schweiz gab es mehre Gebiete, die von den älteren Kantons erobert waren und als Unterthanenländer regiert wurden. Dazu gehörte auch das Veltlin, das Graubündten gehorchen mußte. Da der Druck zu arg wurde, standen die Einwohner auf und wollten sich der cisalpinischen Republik anschließen. Graubündten protestirte und beide Theile wählten Bonaparte zum Schiedsrichter. Er suchte erst zu vermitteln. Gebt den Veltlinern Bürgerrechte, sagte er den Graubündtnern, und nehmt sie als neuen Bund in Eure Genossenschaft auf, so hat der Streit ein Ende. Aber die Graubündtner wollten nicht, sie blieben auch auf dem Tage aus, der zur Entscheidung angesetzt worden war, und so entschied denn Bonaparte, daß Veltlin fortan zu Cisalpinien gehöre. Diese Verhandlung war noch nicht beendet, als Genua sich meldete, um einen guten Rath zu hören, welche Verfassung es sich geben solle. Bonaparte faßte die Bitte richtig auf und entschied gleich, wie es mit der Besetzung der Regierungsstellen, mit der Behandlung der Priester und Adeligen zu halten sei. Das Meer zog seine Blicke oft auf sich. Er hatte Venedig seine Marine und die römischen Inseln entrissen, und auf seinen Befehl waren in Albanien und Griechenland Matrosen angeworben. Wenn man noch Malta besaß, dann konnte Frankreich, meinte er, auf dem Mittelmeere den Herrn spielen. Hinter diese Pläne versteckte sich ein großer Gedanke. „Wir müssen Aegypten besetzen," schrieb er; wir sind dann Herren des direkten Weges nach Ostindien und können zugleich eine der schönsten Colonien der Welt gründen." Auch England hatte er bei diesem Plane im Auge. „Wir müssen England in Aegypten angreifen," wiederholte er häufig. Es war ihm Ernst mit diesen Plänen, denn auf seinen Betrieb schickte das Direktorium den Admiral Brueys mit sechs Linienschiffen, einigen Fregatten und mehren Corvetten in das adriatische Meer. Um diese Kriegsmacht zu vermehren, bediente er sich einer sehr tadelnswerthen List. ‚Ein Paragraph des mit Venedig abgeschlossenen Friedens enthielt die Bedingung,' daß dieser Staat drei Millionen Kriegsgelder

zahlen solle. Es war aber kein Geld da und diese augenblickliche Verlegenheit nahm Bonaparte zum Vorwand, sich der ganzen unermeßlichen Vorräthe zu bemächtigen, die im Arsenal an Hanf, Eisen und anderem Schiffsmaterial aufgehäuft waren. Doch dies war ihm noch nicht genug, auch die venetianischen Kriegsschiffe wollte er noch in seine Gewalt bekommen. Abermals fand sich ein Vorwand; er wolle die ionischen Inseln für Venedig erobern, sagte Bonaparte. Der getäuschte Staat gab nun, was er zu verweigern nicht die Macht hatte und Frankreich erhielt auf diese Weise sechs Linienschiffe, sechs Fregatten und mehre Corvetten. Die Matrosen nahm man von Albanien und den griechischen Küsten, Standort der Flotte sollte Korfu werden.

Unter solchen Beschäftigungen verging die Zeit, die bis zu den Verhandlungen über den Frieden mit Oesterreich verfloß. Das Haus Habsburg hatte inzwischen großartige Anstrengungen gemacht, um die erlittenen Verluste auszugleichen und seinen Forderungen nöthigenfalls den Nachdruck der Waffen geben zu können. In Kärnthen standen bedeutende Truppenmassen, in Ungarn war ein Aufgebot in Masse ergangen und in den Donauebenen tummelten sich bereits 16,000 ungarische Husaren. Bonaparte verfügte über nicht mehr als 60,000 Mann, unter denen sich wenig Reiterei befand und konnte auf keine Verstärkung hoffen, da das Direktorium sein Gesuch darum abgeschlagen hatte. Wenn es vor Eintritt des Winters zu einem Bruch kam, so hoffte er die Oesterreicher durch einen raschen Angriff in Unordnung zu bringen und bis an die Thore von Wien vorzudringen. Hinderte ihn dagegen der Schneefall in die Alpen einzubrechen, so gewannen die Oesterreicher Zeit, ihre Truppen zusammenzuziehen und mit gesammter Macht in den Ebenen Oberitaliens zu erscheinen. Dann wurde seine Lage gefährlich, wie er sich selbst am wenigsten verhehlte. War er deshalb friedlich gestimmt, so kam noch ein anderer minder rühmlicher Grund hinzu, der diese bei ihm so seltene Neigung bedeutend vermehrte. Oesterreich hatte seine Hauptstreitkräfte in Kärnthen gegen Italien hin aufgestellt und dadurch die entgegengesetzte Seite des Reiches von Vertheidigungsmitteln auffallend entblößt. Kam es zum Kriege, so befand sich die französische Rheinarmee, die damals unter Angereau stand, im Vergleich zu dem Heer von Italien bedeutend im Vortheil, denn sie konnte,

ohne auf große Hindernisse zu stoßen, bis Wien vordringen, während Bonaparte unter den ungünstigsten Verhältnissen im Spätherbst, von hohen Gebirgszügen und reißenden Strömen umgeben, in den Alpen einen langen und schweren Kampf auszukämpfen hatte. Dann fiel der Ruhm, einen Frieden erkämpft zu haben, einem Andern anheim, und das war es eben, was Bonaparte nach Kräften zu vermeiden strebte. Auf der andern Seite war Oesterreich ebenfalls zum Frieden geneigt. Wenn es mit der Eröffnung der Unterhandlungen so lange gezögert hatte, so war dies darum geschehen, weil die französischen Royalisten wiederholt anzeigten, daß sie die bestehende Regierung nächstens stürzen und den alten Königsthron wieder aufrichten würden. Diese Hoffnung war nun vernichtet worden, indem das Direktorium die Häupter der Verschwornen verhaftet und die ganze Parthei entmuthigt hatte.

Von österreichischer Seite war der Minister von Kobenzl, von französischer Bonaparte mit den Unterhandlungen beauftragt. Der deutsche Gesandte nahm seinen Sitz in Udine, Bonaparte bezog den Landsitz Passeriano, der in geringer Entfernung von dem eben genannten Orte lag. Die Zusammenkünfte fanden abwechselnd bald an dem einen bald an dem andern Orte statt. Es dauerte lange, ehe man sich verständigte. Oesterreich wollte seine Niederlande abtreten, aber die Rheingrenze nicht, und forderte für sich die Lombardei, Venedig, die Legationen und außerdem noch die Wiedereinsetzung des Herzogs von Modena in seine Staaten. Bonaparte hatte vom Direktorium die Weisung, dem Hause Habsburg in Italien auch nicht ein Dorf zu lassen, war aber entschlossen, diesem Befehle ungehorsam zu werden und Venedig abzutreten. Nach langem Wortwechsel reichte er seinen letzten Vorschlag (Ultimatum) ein, wonach Oesterreich Venedig erhielt, jedoch ohne die ionischen Inseln, die an Frankreich fallen sollten, dagegen an die cisalpinische Republik Mantua mit dem Lande bis zur Etsch und an Frankreich die Rheingrenze mit Mainz abtrat. Am 16. Oktober wurde in Udine bei Kobenzl die letzte Zusammenkunft abgehalten. Beide Theile erklärten, die Unterhandlungen abbrechen zu wollen, und Kobenzl fügte hinzu, daß seine Wagen schon bereit ständen. Bonaparte gerieth zuletzt so sehr in Zorn, daß er ein kostbares Gefäß von

Porzellan ergriff, ein Geschenk von Katharina II. an den österreichischen Minister, und es auf dem Boden zerschmetterte.

„Der Krieg ist erklärt," sagte, „aber ich warne Sie. Ehe drei Monate vergehen, habe ich Ihre Monarchie so zertrümmert, wie dies Gefäß hier." Damit verließ er das Zimmer, bestieg seinen Wagen, an den ihn Herr von Gallo, der zweite österreichische Bevollmächtigte begleitete, und



gab einem Offizier den Befehl, dem Erzherzog anzukündigen, daß die Feindseligkeiten binnen 24 Stunden beginnen würden. Dahin durfte es Kobenzl nicht kommen lassen, und so unterzeichnete er den Vertrag, wie Bonaparte ihn vorgeschlagen hatte. Der Kaiser trat die Niederlande ab und willigte als Reichsoberhaupt ein, daß die französische Grenze bis zum Rhein ausgedehnt werde; die cisalpinische Republik bekam die Romagna, die Legationen, das Herzogthum Modena, die Lombardei, das Veltlin, das Gebiet von Bergamo, Brescia und Mantua, bis zur Etsch. Dagegen erhielt der Kaiser Friaul, Istrien, Dalmatien und die Mündungen von Cattaro. Der Herzog von Modena sollte im Breisgau entschädigt werden, der Stathouder mit einem noch auszumittelnden deutschen Gebiete. Es wurde

verabredet, daß ein in Rastadt zusammentretender Congreß alle Fragen lösen werde. Ein eigener Artikel des Vertrags bestimmte, daß der edle Lafayette, der nun bereits seit fünf Jahren in der Gefangenschaft schmachtete, seine Freiheit erhalten solle.

Es ist außer Frage, daß Frankreich bei diesem Vertrage gewann, Oesterreich verlor. Frankreich erhielt in den Niederlanden und in den Staaten des linken Rheinufers (dem jetzigen Rheinpreußen, Rheinbaiern, Rheinhessen) einen bedeutenden Länderzuwachs und faßte festen Fuß in Oberitalien, dessen sogenannte freie Staaten ihm gänzlich unterwürfig waren. Oesterreich erhielt für seine Verluste durch die Erwerbung von Venedig keinen Ersatz. Von den dortigen Parteien war ihm nicht eine aufrichtig ergeben, denn die überspannten Freiheitsfreunde sehnten sich nach einem Anschluß an die cisalpinische Republik und die alten Machthaber, der reiche Adel und die hohe Geistlichkeit zürnten, daß Venedigs Unabhängigkeit untergegangen sei. An die betrübendste Seite dieses Friedensschlusses, an die Aufopferung der deutschen Interessen in Frankreich dachte damals Niemand.

Es kam noch darauf an, ob das französische Direktorium einen Frieden bestätigen werde, der unter ganz andern als den von ihm vorgeschriebenen Bedingungen abgeschlossen war. Bonaparte hatte mit einer Eigenmächtigkeit gehandelt, die das Direktorium gegen diesen Mann hätte argwöhnisch machen sollen. Eine Abberufung oder vielmehr Absetzung des rasch aufstrebenden Mannes konnte ihn jetzt noch auf seiner Bahn zum Thron aufhalten. Aber Bonaparte sollte einmal in dieser Zeit seines Lebens vom Glück immer begünstigt werden. Das Direktorium, das eben erst eine große Verschwörung entdeckt hatte und überall feindselige Parteien bekämpfen mußte, fühlte sich in seiner Stellung nicht sicher. Das Volk litt durch den Krieg, es erfuhr, daß Bonaparte endlich mit Oesterreich Friede geschlossen habe und es ließ sich das Aergste befürchten, wenn das Directorium diesen Frieden verwarf, der der allgemeine Wunsch war. Es bestätigte daher den Vertrag, der gewöhnlich nach Campo Formio, einem kleinen Dorfe unfern von Udine, genannt wird. Die Freude war eine allgemeine und Bonaparte stieg in der öffentlichen Meinung um viele Stufen

höher, denn er hatte nicht blos die Feinde besiegt, sagte man, er hatte auch sich selbst überwunden, indem er sich durch den Abschluß des Friedens die Bahn zu neuen Siegen selbst versperrte. Einen schwachen Ausdruck dieser öffentlichen Achtung enthielt der Beschluß der Pariser Stadtbehörde, daß die Straße Chanterein, in der Bonaparte wohnte, künftig die „Straße des Sieges“ (rue de la victoire) genannt werden solle.



Ehe Bonaparte Italien verließ, traf er noch einige Anordnungen, veröffentlichte die Ernennungen für die unbesetzten Stellen der cisalpinischen Republik und schrieb die Bedingungen vor, unter denen eine französische Heeresabtheilung in Italien bleiben sollte. Die Zahl dieser Truppen wurde auf 30,000 bestimmt, und die Republik übernahm sowohl die Verpflegung als die Besoldung. „Wir haben Euch die Freiheit gegeben,“ rief er den Italienern zu, „so wißt sie denn zu behaupten. Wollt Ihr Euch Eures Looses würdig zeigen, so erlaßt nur weise, Mäßigung athmende Gesetze, führt sie mit Kraft und Nachdruck aus, verbreitet Bildung, achtet die Religion. Bildet Euer Heer aus Bürgern, welche die Grundsätze der Republik in sich aufgenommen haben und an ihrem Gedeihen einen unmittelbaren Antheil

nehmen. Euch fehlt im Allgemeinen das Bewußtsein jener Kraft und jener Würde, die dem freien Manne zukommt; seit Jahrhunderten getrennt und unter das Joch der Tyrannei gebeugt, hättet Ihr Eure Freiheit nicht selbst erobern können; in wenigen Jahren wird aber keine Macht der Erde stark genug sein, Euch wieder unterjochen zu können. Bis dahin wird die große Nation gegen die Angriffe Eurer Nachbarn Euch schützen; ihre Politik wird mit der Eurigen stets Hand in Hand gehen."



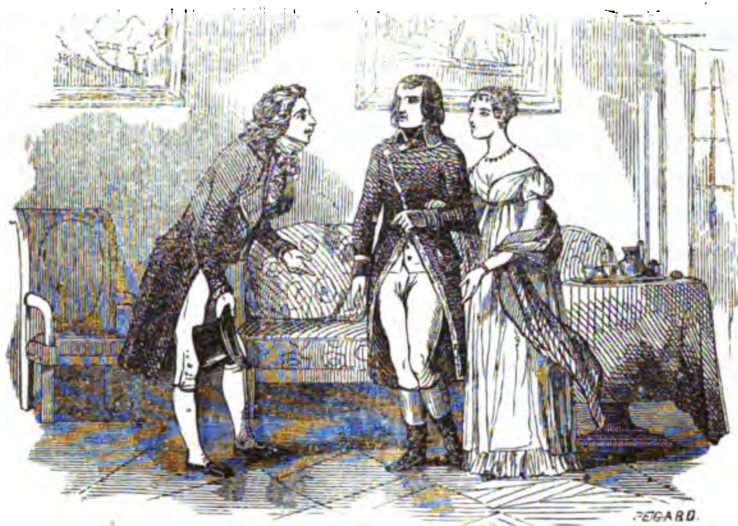
Bonaparte war zum Gesandten am Congreß in Rastadt bestimmt. Auf seiner Reise durch Piemont und die Schweiz empfing ihn Alles mit der größten Auszeichnung. Selbst der König von Sardinien beschenkte ihn zur Dankbarkeit dafür, daß er beim Direktorium sich seiner angenommen hatte. Im Waadtlande empfingen ihn junge Mädchen, in die französischen Farben gekleidet, und überreichten ihm Lorbeerkränze.

In den Städten, durch die er kam, wurden die Kanonen gelöst und vergebens suchte die Regierung von Bern dem durch ein Verbot ein Ende zu machen; ihre eigenen Offiziere gehorchten ihr nicht.

In Rastadt war für Bonaparte des Bleibens nicht. Er sah voraus, daß die Unterhandlungen mit den deutschen Fürsten eine lange Zeit wegnehmen würden und war zu begierig, die Huldigungen in Paris in Empfang zu nehmen, als daß er sich zum Bleiben hätte entschließen können. Bemerklich machte er sich den versammelten Gesandten indessen doch, indem er sich weigerte, den schwedischen Gesandten Fersen, der ein erbitterter Feind der französischen Republik war, zu empfangen.

Bonaparte reiste incognito durch Frankreich und traf am 5. December 1797 in Paris ein. Er verbarg sich förmlich in dem kleinen Hause, das er in der Siegesstraße bewohnte, und stellte in seiner Sprache, in seiner Kleidung, in allen seinen Gewohnheiten eine Einfachheit zur Schau, die ganz geeignet und auch darauf berechnet war, die Herzen der Pariser zu gewinnen. Der erste Besuch, der sich bei ihm einstellte, war Talleyrand. Dieser merkwürdige Mann, der die schlaueste Berechnung mit einem tiefen Blicke in die Zukunft verband, ahnte die unermeßlichen Erfolge des jungen Generals und wollte der Erste sein, der sich ihm zur Verfügung stellte.

Die Direktoren, die doch manche Klage über Bonaparte zu führen hatten, nahmen ihn mit großen Ehrenbezeugungen auf. Sie veranstalteten zur Feier des Friedens von Campo Formio eine jener eigenthümlichen Feiern, die damals an der Tagesordnung waren, bei denen Altäre des Vaterlandes, Amphitheater, altrömische Kleidungen figurirten, patriotische Hymnen gesungen wurden und die ernstesten Staatsmänner die Rolle von Schauspielern übernahmen. Bonaparte erschien zum ersten Male im Angesichte des Volkes. Die Pariser hatten längst vergessen, daß er es war,



der ihre Mitbürger im Vendemiaire mit Kartätschen niedergeschmettert hatte, und empfingen ihn mit jubelnder Begeisterung. Sie riefen: Es lebe die Republik! Es lebe Bonaparte! und drängten sich mit Ungestüm herbei, um ihn zu sehen. Talleyrand hielt die erste Festrede, in der viel davon gesprochen wurde, daß der junge General gar keinen Ehrgeiz habe. Ihm folgte Bonaparte selbst mit einer Rede, die aus lauter Phrasen bestand:

„Bürger-Direktoren!“

„Das französische Volk hatte, um die Freiheit zu erringen, die Könige zu bekämpfen. Um eine auf die Vernunft gegründete Verfassung zu erlangen, mußte es achtzehn Jahrhunderte der Vorurtheile besiegen. Die Constitution des Jahres III. und Ihr habt über alle die Hindernisse triumphirt. Die Religion, der Feudalismus und der Royalismus haben nach einander Europa seit zwanzig Jahrhunderten beherrscht; aber erst mit dem Frieden, den Ihr geschlossen habt, beginnt die Epoche der repräsentativen Regierungen. Es ist Euch gelungen, die große Nation zu organisiren, deren Gebiet nur durch die Grenzen beschränkt ist, welche die Natur selbst

gesetzt hat. Ihr habt mehr gethan. Die beiden schönsten Theile von Europa, einst so berühmt durch die Wissenschaften, die Künste und die großen Männer, deren Wiege sie waren, sehen mit den größten Hoffnungen die Freiheit den Gräbern ihrer Ahnen entsteigen. Ich habe die Ehre, Euch den zu Campo Formio unterzeichneten und von Seiner Majestät dem Kaiser genehmigten Friedensvertrag zu überreichen. Sobald das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet sein wird, wird ganz Europa frei werden."

Diesem einen Feste folgte eine ganze Reihe anderer, deren Held Bonaparte und immer Bonaparte war. Er selbst verhielt sich dabei so zu sagen leidend und stellte sich als der einfache schlichte Mann dar, der sich im Schooße der Familie am wohlsten befinde und nur ungern öffentlich erscheine. In der That ging er wenig aus und hatte blos mit einigen



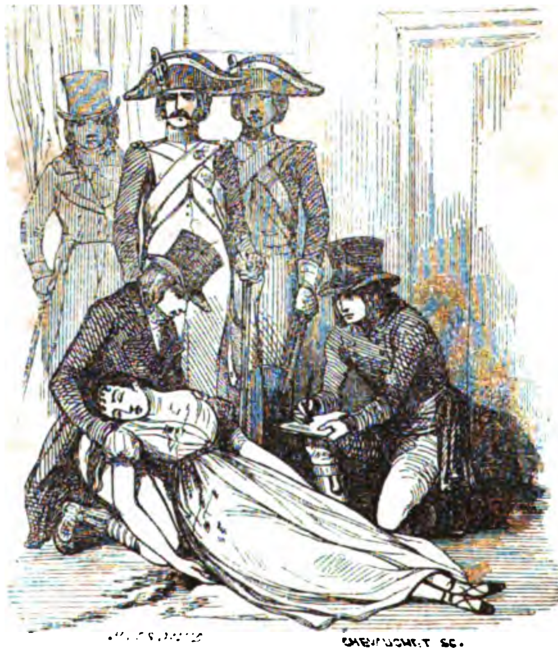
Gelehrten, Künstlern und Generalen Umgang. Um so begieriger drängte sich das durch seine Siege gewonnene Volk um ihn, wenn er einmal öffent-

lich erschien, und begrüßte ihn auf den Spaziergängen, im Theater, stets mit lautem Hochrufe.



Wie richtig hellersehende Männer sein Auftreten beurtheilen, beweist die Thatsache, daß sich bereits jetzt eine Menge von Offizieren und Beamten um ihn drängte, um ihn zu einem Eingreifen in die Staatsgeschäfte zu bestimmen. Diese Leute sprachen davon, daß er zum Direktor ernannt werden müsse, aber Bonaparte, dem eine Theilung der Gewalt mit vier andern gar nicht gefiel, wußte darauf zu antworten, daß er das gesetzliche

Alter von vierzig Jahren ja noch lange nicht erreicht habe, und eine Verletzung der Verfassung um keinen Preis veranlassen möge. Vor der Hand spielte er den unparteiischen Beurtheiler der Regierung und trug durch seinen leidenschaftslosen aber eben darum um so mehr ins Gewicht fallenden Tadel nicht wenig dazu bei, das Direktorium in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Die Direktoren wußten dies Alles, sie erfuhren zugleich durch ihre Späher, daß auf den Straßen, in den Wirthshäusern, in den Kasernen von nichts als von Bonaparte die Rede sei und faßten einen tiefen Argwohn. Gegen ihn selbst waren sie freundlich wie nie zuvor und er vergalt Heuchelei mit Verstellung. Auch er hatte Argwohn und fürchtete namentlich, daß man ihn durch Gift aus dem Wege räumen wolle. Speiste er bei einem der Directoren, so nahm er nur von den Gerichten, welche dieser selbst wählte, und trank mit seinem Wirth aus einer Flasche. Man erzählt von einem wirklichen Mordversuche, der damals



stattgefunden habe. Eine Unbekannte warnte Josephine vor Mordversuchen gegen ihren Gatten, wie es heißt. Bonaparte ließ den Ueberbringer des Briefes festnehmen und durch einen Friedensrichter nach dem Hause jener Frau begleiten. Man fand die Unglückliche auf dem Boden ihres Zimmers im Blute schwimmend, von mehreren Stichen durchbohrt.

Stellte sich Bonaparte bei vielen Ehrenbezeugungen nur so, als ob sie ihm mißfielen, so gab es doch auch solche, die ihm wirklich nicht zusagten. Dazu gehörten die, mit denen Frau von Stael ihn quälte. Bonaparte hegte Abneigung gegen die geniale Tochter Neckers und fand sie zu männlich, namentlich aber zu unabhängig. In dieser Zeit entstand zwischen ihnen die Feindschaft, die ihn später zu der kleinlichsten und hartherzigsten Tyrannei gegen die allein stehende Frau verleitete und ihm dadurch sehr schadete, daß Frau von Stael mit den Häuptern der constitutionellen Partei vertraut war, die in den spätern Jahren des Kaiserreichs einen großen Einfluß gewannen. Wir beginnen erst, die Erhebung Napoleons zu erzählen und sind doch schon bei einer der Verwickelungen angelangt, die später zu seinem Sturze wesentlich mitwirkten. Aber so ist es in dem Leben der Menschen. Die Schlinge, die uns in den Abgrund reißt, besteht aus tausend und tausend kleinen Fädchen, und wollen wir gerecht gegen uns selbst sein, so müssen wir 'eingestehen, daß wir bei der Entstehung derselben selbst mit thätig waren. Die erste Veranlassung zu dieser verhängnißvollen Feindschaft war eine unbedeutende. In einer Gesellschaft, wo Beide gegenwärtig waren, trat Frau von Stael an Bonaparte plötzlich mit der Frage heran, welche Frau er für die größte halte? Ihrem ganzen Wesen nach hatte sie eine für sie schmeichelhafte Antwort erwartet, etwa: die Geistreichste oder die Kühnste, kurz, irgend etwas, was sich auf sie selbst bezog. Aber nein, so antwortete Bonaparte nicht.„ Diejenige ist es, welche die meisten Kinder in die Welt setzt,“ sagte er ganz trocken und kalt, und die Feindschaft war fertig.

Das Direktorium war der Ansicht, daß Bonaparte überall am Platze sei, nur nicht in Paris, und er selbst widersprach nicht. Es lag gar nicht in seinem Plan, die veränderlichen Pariser durch den täglichen Anblick an sich zu gewöhnen, denn er wußte, daß er nicht besser in ihrem Gedächtniß



bleiben werde, als wenn sie nicht viel von ihm sähen, aber desto mehr von ihm hörten. So kam es, daß das Direktorium ihm den Befehl über die sogenannte Armee von England anbot und er bereitwillig darauf einging. Es handelte sich um nichts Schwierigeres, als um eine Landung in England, zu der schon viele Vorbereitungen getroffen waren. Diesesmal billigte Bonaparte den Plan nicht, für den er später so große Anstrengungen machte. Er besuchte in den ersten Monaten des Jahres 1798 die Küsten des Kanals und traf Vorbereitungen aller Art, aber seine Gedanken waren wo anders. Der lange Aufenthalt in Italien hatte seine Blicke auf das Mittelmeer gelenkt. Frankreich hatte dort eine starke Flotte und zu seinen eigenen Häfen und Stellungen an den Küsten noch die ionischen Inseln. Auf Malta waren mit einigen Ordensrittern bereits Verbindungen angeknüpft, und wenn die Regierung selbst dabei auch blos die Ausdehnung der französischen Macht auf das Mittelmeer im Auge hatte, so dachte

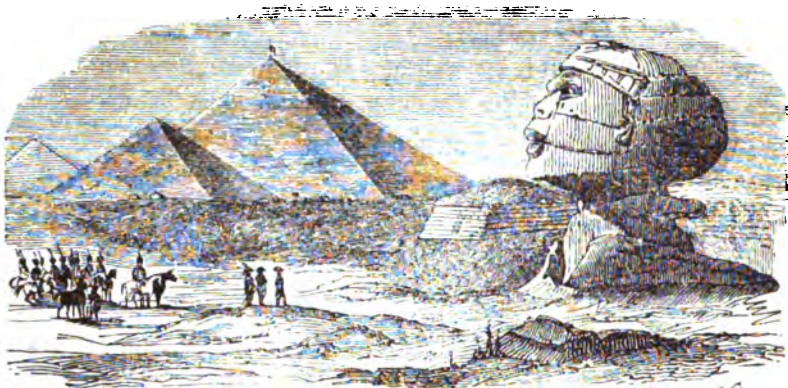
Bonaparte weiter. Sein Zielpunkt war Aegypten. Es ist lange und viel darüber gestritten worden, wie eigentlich der Gedanke einer Unternehmung gegen Aegypten entstanden sei. Ein Schriftsteller*), der in diesem Punkte Glauben verdient, erzählt Folgendes: In Kairo lebte damals ein französischer Consul, Magellon, der mit Aegypten und dem Orient überhaupt sehr bekannt war, und die Regierung wiederholt aufforderte, den Beeinträchtigungen des französischen Handels durch die Mamelucken ein Ende zu machen. Bonaparte, den Alles anzog, was mit Italien und dem Mittelmeere in Verbindung stand, ließ sich diese Berichte geben und studirte sie in seinem Wagen ganze Tage lang. Er schätzte die Wichtigkeit des Landes für Frankreich noch höher als den Consul in Kairo. Wenn dieser blos an eine Vermehrung des Handels dachte, so sagte sich Bonaparte, daß Aegypten der Zwischenplatz zwischen Europa und Ostindien sei, daß man von dort aus das Land des Ganges erobern, dem englischen Handel einen unermeßlichen Schaden zufügen und das Mittelmeer beherrschen könne. Wie immer, kam bei ihm noch ein persönlicher Grund hinzu, sein Ruhm. „Große Namen entstehen bloß im Orient,“ pflegte er zu sagen, und einen großen Namen wollte er sich machen. Die Direktion hatte eine ganze Reihe von Einwürfen bei der Hand. Man setze sich einem Kriege mit der Türkei aus, sagten sie, verschwende Geld und Kräfte und schicke 40,000 der besten Soldaten über Meer, die vielleicht von den Engländern vernichtet, jedenfalls aber fehlen würden, wenn der wahrscheinliche Fall eines neuen Krieges einträte. Bonaparte antwortete auf Alles. Die Türkei werde keinen Krieg anfangen, sagte er, da sie mit den Mamelucken selbst in Unfrieden lebe, die Engländer brauche man nicht zu fürchten, da sie, an ihren eigenen Küsten bedroht, das Mittelmeer außer Acht ließen, komme ein neuer Krieg, so habe man noch Soldaten genug und überdies werde er schon im Winter zurück sein. Die wirklichen Vortheile des Planes für den Handel und die Seemacht Frankreichs gaben den Ausschlag. Es wurde verabredet, daß Bonaparte mit 36,000 Mann des Heeres von Italien, mit einer Anzahl von Gelehrten, Mathematikern, Geographen und mit Arbeitern aller Art

*) Thiers.

auf der Flotte des Admirals Brueys absegeln solle. Das so nöthige Geheimniß wurde getreu bewahrt. Es hieß, die Vorbereitungen, die man einmal nicht verbergen konnte, würden zur Vertheidigung der französischen Küsten des Mittelmeeres getroffen und die in immer größerer Zahl sich anhäufenden Truppen wurden der linke Flügel des Heeres von England genannt, um den Glauben zu erhalten, daß sie zu einer Landung auf den britischen Inseln bestimmt seien. Es verbreiteten sich die abenteuerlichsten Gerüchte. Die einen sprachen von dem Plan, den Russen die Krimm zu entreißen, die andern von einer Fahrt nach Ostindien, um den tapfern Tippu Saib zu unterstützen, die meisten von einer Landung in England. Bonaparte war die Seele des ganzen Unternehmens. Er selbst wählte die Generale und Gelehrten seiner Begleitung, besorgte die Auswahl der Truppen, die nöthigen Transportschiffe, eine Druckerei mit griechischen und arabischen Lettern, physikalische und mathemathische Instrumente aller Art. Selbst in seinem letzten Aufrufe, den er kurz vor seiner Einschiffung in Toulon an seine Soldaten richtete, nannte er das Ziel des Unternehmens, zu dem er sie führte, noch nicht. „Ich werde Euch in ein Land führen," sagte er ihnen, „wo Ihr durch Eure künftige Thaten diejenigen, welche jetzt Eure Bewunderer in Erstaunen setzen, überbieten und dem Vaterlande Dienste leisten werdet, wie es das Recht hat, sie von einer Armee unbezwinglicher Helden zu erwarten. Ich verspreche jedem Soldaten, daß er nach der Heimkehr von diesem Zuge genug haben werde, um sich sechs Morgen Landes zu kaufen. Ihr werdet neuen Gefahren trotzen, werdet sie mit Euren Brüdern, den Seeleuten theilen. Ihre Waffe hat sich bis jetzt unseren Feinden nicht furchtbar gemacht, ihre Thaten sind den Eurigen nicht gleichgekommen, es hat ihnen die Gelegenheit dazu gefehlt; aber der Muth der Soldaten des Meeres ist dem Eurigen gleich, ihr Sinn ist auf den Sieg gerichtet, sie werden ihn mit Euch erringen. Theilet ihnen jene unbezwingliche Hoffnung mit, die Euch überall siegreich gemacht hat, unterstützt ihre Anstrengungen; lebet an Bord mit ihnen in jener Eintracht, welche Menschen, die lediglich und rein für ein und dasselbe Beste glühen, auszeichnet; auch sie haben in der schwierigen Kunst des Seewesens sich Ansprüche auf den Dank der Nation erworben. Gewöhnet Euch an die

Schiffsmanoeuvres, werdet der Schrecken Eurer Feinde zu Wasser wie zu Lande, und thut es hierin den römischen Soldaten gleich, welche es verstanden, Cathago auf dem Schlachtfelde, die Carthaginenser auf ihren Flotten zu schlagen."





Sechstes Kapitel.

Die Expedition nach Aegypten. — Abfahrt von Toulon. — Einnahme von Malta. — Landung bei Alexandrien. — Schlacht bei den Pyramiden. — Einzug in Kairo. — Napoleon giebt Aegypten eine Verwaltung und will es zur Kolonie machen — Seeschlacht von Abukir. — Die Pforte erklärt den Krieg. — Eroberung von Oberägypten durch Desaix. — Bonaparte will Syrien erobern, nimmt El-Arisch und Jaffa, siegt am Berge Tabor und belagert Acre. — Der Widerstand der Festung zerstört seine Pläne gegen das Morgenland. — Rückkehr nach Aegypten und Schlacht bei Abukir. — Bonaparte verläßt das Heer und kehrt nach Frankreich zurück.

Am 9. Mai des Jahres 1798 traf Bonaparte in Toulon ein und setzte die Abfahrt auf den 19. desselben Monats fest. Josephine hatte ihren Gemahl an Bord begleitet und nahm, tief ergriffen, Abschied von ihm.



Der Sturm, der beim Auslaufen aus dem Hafen herrschte und eine Fregatte stark beschädigte, war für die Franzosen ein Glück, denn er suchte auch Nelson auf dem offenen Meere heim, und zwang ihn, in einen befreundeten Hafen einzulaufen, um den erlittenen Schaden auszubessern. So war das Meer frei. Das französische Geschwader bestand aus 15 Linienschiffen, 14 Fregatten, 72 Corvetten, Kuttern, Avisoschiffen u. s. w., endlich aus mehr denn 400 Transportfahrzeugen. Die Mannschaften bestanden aus 40,000 Soldaten aller Waffen und 10,000 Matrosen. Um die in den



verschiedenen Häfen vertheilten Schiffe zusammenzubringen, mußte man erst nach Genua, dann nach Ajaccio und endlich nach dem Meer von Sicilien segeln, wo der letzte Konvoy eintreffen sollte. Dieser erschien aber nicht und vereinigte sich erst vor Malta mit den übrigen Schiffen. Bonaparte machte dem Befehlshaber darüber die schwersten Vorwürfe, und würde ihn vor ein Kriegsgericht gestellt haben, wenn nicht der Admiral Brueys selbst sich seiner angenommen hätte.

Auf der Flotte herrschte die beste Stimmung. Die Oberoffiziere schienen über die Ungewißheit, gegen wen man denn eigentlich kämpfen werde, nicht sonderlich bekümmert und kürzten die Zeit so gut es gehen wollte.



Der erste Versuch der Expedition sollte gegen Malta gerichtet werden. Der Johanniterorden, der im Besitz dieser Insel war, hatte in Gemeinschaft mit den Templern zu den Zeiten der Kreuzzüge seinen Ursprung genommen und die Bekämpfung der Ungläubigen zu seinem Zwecke gemacht. Nach manchen rühmlichen Thaten war der Orden in Verfall gerathen, denn es ergeht den Schöpfungen der Menschen wie ihnen selbst, sie altern und erliegen der Last der Jahre. Von der Bekämpfung des mächtigsten Staates der Un-

gläubigen, der Türkei, konnte bei den allgemeinen Verhältnissen keine Rede mehr sein, doch hatte der Orden immer noch eine schöne, seines ursprünglichen Zweckes würdige Aufgabe, wenn er die Barbaresken im Zaume hielt. Das Unwesen dieser Seeräuberstaaten war damals noch in vollem Schwunge und selbst große europäische Staaten mußten ihnen entweder einen jährlichen Tribut zahlen, wenn sie nicht wollten, daß ihre Schiffe geplündert, ihre Unterthanen in ewige Sklaverei abgeführt wurden. Selbst Landungen der Seeräuber von Tunis, Tripolis, Algier und Marokko auf den europäischen Küsten, namentlich Italiens, Spaniens und Portugals, kamen noch häufig vor, und mitten im Frieden konnte man das Wehgeschrei unglücklicher Familien hören, die auf ihren Landhäusern überfallen und fortgeschleppt wurden. Gegen diese Seeräuber, die sich der Herrschaft des Sultans entzogen hatten, wäre der Johanniterorden noch immer mächtig genug gewesen; er hätte manches Unglück verhindern, manche Schandthat züchtigen können, aber er that es nicht. Die wenigen alten Fregatten, die er besaß, faulten in den Häfen, die Galeeren, über die er verfügte, liefen wohl noch aus, aber nur zu Spazierfahrten oder um sich nachträglich an den Orten zu zeigen, wo vor Wochen oder Monaten Ueberfälle der Seeräuber stattgefunden hatten. Die meisten Ritter lebten auf den zahlreichen großen Besitzungen, die ihr Orden in Deutschland, Spanien und Portugal besaß, oder verzehrten ihre Einkünfte friedlich an den Höfen. Die auf Malta selbst lebenden Ritter bildeten für den Hofgroßmeister einen Hofstaat und kannten keinen andern Streit, als unter sich selbst. Die Eifersucht der verschiedenen Zungen (Nationen) gegen einander war eine ewige Quelle des Gezänks und diese war es auch, die Bonaparte benutzte, um seine Pläne gegen Malta zur Ausführung zu bringen. Er hatte, wie bereits erzählt wurde, mehrere Ritter gewonnen und hoffte mit Hülfe derselben den Orden einzuschüchtern. Dieser ahnte den drohenden Schlag und hatte sich unter den Schutz des Kaisers von Rußland Paul I. gestellt.

Am 9. Juni, zweiundzwanzig Tage nach der Abfahrt von Toulon, erschien die französische Flotte vor Malta, wo bei dem Anblick der vielen Segel die größte Unruhe entstand. Bonaparte bat um nichts als um Wasser für seine Flotte, aber der Großmeister Ferdinand von Hompesch antwortete, die Gesetze seines Ordens gestatteten ihm nicht, mehr als zwei

Kriegsschiff einlaufen zu lassen. Bonaparte erklärte diese Weigerung für eine entschiedene Feindseligkeit, da man den Engländern das Einlaufen gestattet habe und ließ auf der Stelle Truppen landen. Am nächsten Tage begann das Feuer gegen Lavallette, doch auf diesem Wege kam man gewiß nicht zum Ziel, denn der Platz ist eine der stärksten Festungen Europa's. Nun kam der Verrath zu Tage. Die Kanonen der Festung wurden so gerichtet, daß sie den Franzosen keinen Schaden thaten, und als die tapfersten Ritter einen Ausfall machten, wußte man es so einzurichten, daß sie fast alle in Gefangenschaft geriethen. Die französische Zunge sprach von Uebergabe, die bestochenen Einwohner drohten mit einem Aufruhr und der schwache Großmeister ließ sich dadurch wirklich bestimmen, Unterhandlungen anzuknüpfen. Er übergab Festung und Insel den Franzosen und erhielt dagegen für sich und seine Ritter glänzende Zusicherungen. Aber auch nur Zusicherungen, denn an eine Erfüllung des Vertrags dachte Bonaparte niemals. Hompesch starb bald darauf im Elend, nachdem er seine Großmeisterwürde zu Gunsten Pauls I. niedergelegt hatte. Malta war für immer aus der Reihe der souveränen Staaten verschwunden. Die mehrmals wiederholte Idee, den Malteserorden wieder herzustellen, ist nicht zur Ausführung gekommen. Dem Namen nach besteht er fort und mehrere



Staaten, z. B. Preußen und Oesterreich, sind zur Austheilung von Johanniterkreuzen berechtigt.

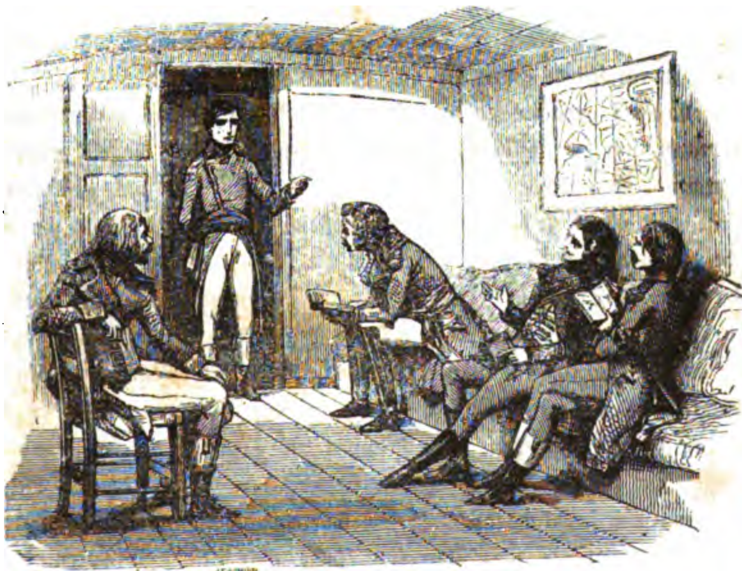
Nachdem Bonaparte auf Malta eine Besatzung gelassen und die nöthigsten Anordnungen getroffen hatte, ging er nach zehntägigem Aufenthalt mit der Flotte wieder unter Segel (19. Juni 1798). An Bord beschäftigte er sich bald mit Vorbereitungen zum Kampf für den Fall, daß die englische Flotte sich zeigen sollte, bald unterhielt er sich mit den Gelehrten, welche die Unternehmung begleiteten.

Die Offiziere beschäftigten sich nach ihrer Art, mit Kartenspiel, Lesen und Träumereien auf dem Verdeck, die das Mittelmeer mit seinen blauen Wogen und seinem schönen Himmel so sehr begünstigt. Bonaparte hatte gewünscht, daß seine Generale sich wissenschaftlich unterhielten, und war nicht wenig erzürnt, als er das Gegentheil entdeckte. Eines Tages trat er in die Kajüte, wo seine Lieblinge versammelt waren.

„Was haben Sie da, Bessières?“

„Einen Roman, General.“

„Und Du, Eugen?



„Einen Roman, General.“

„Und Sie, Lavallette?“

„Einen Roman, General.“

„Und Du, Lannes, was liest Du?“

„Meiner Treu, General, etwas sehr Langweiliges; ein kleines Schriftchen von einem Genfer Bürger, Rousseau genannt: den Emile. Ich verstehe kein Wort davon und lese es nur, um dabei einzuschlafen.“

Auch Berthier, auch Duroc lasen Romane.

Es kam Alles darauf an, daß man der englischen Flotte entging, die, unter Nelsons Oberbefehl, 13 Linienschiffe und mehrere Fregatten stark, die Franzosen rastlos aufsuchte. Nelson war am 1. Juni, zwölf Tage vor der Abfahrt Bonaparte's vor Toulon erschienen. Er war von dort nach Tagliamone, von Tagliamone nach Neapel gefahren, wo er eintraf, während Bonaparte vor Malta war. Als er hier erfuhr, daß die Franzosen in der Richtung von Malta bemerkt worden seien, errieth er, daß Aegypten ihr Zielpunkt sei und eilte mit vollen Segeln dorthin. Er wählte die gerade Linie, Bonaparte den Umweg durch die Gewässer von Kandia, und so kam es, daß die englische Flotte vor der französischen in Alexandrien eintraf. Zum Glück für die letztern verweilte Nelson dort nicht, sondern setzte sein eifriges Suchen im Mittelmeer auf der Stelle fort und verfehlte gerade dadurch seinen Zweck.

Bonaparte gedachte die auf seinen Schiffen befindlichen Landtruppen zu benutzen, um die englischen Fahrzeuge, wenn sie einen Angriff machten, zu entern. Er mochte von diesem eben so schwierigen als gefährlichen Unternehmen jedoch selbst wohl wenig hoffen, denn kaum war er im Angesicht der afrikanischen Küste erschienen (1. Juli), als er auch schon die Landung seiner Truppen befahl, damit diese wenigstens gerettet würden, wenn die Engländer einträfen. Die Nacht brach eben ein, der Wind wehte heftig in der Richtung nach der Küste zu, aber diese Hindernisse blieben unbeachtet. Bonaparte warf sich zuerst in eine Schaluppe und ließ alle Böte der Schiffe aussetzen, um Truppen an Truppen an das Land zu schaffen. Da zeigte sich plötzlich am fernen Horizont ein fremdes Segel, ein Vorbote der feindlichen Flotte, wie man annahm. „Glück, du verläßt mich!“ rief Bonaparte aus; „nur fünf Tage noch bleib' mir getreu.“



Es war eine französische Fregatte, die sich etwas verspätet hatte und sich nun mit der Flotte wieder verband.

Ehe wir den merkwürdigen Feldzug der Franzosen in Aegypten erzählen, müssen wir einen Blick auf das Land werfen, das zum Schauplatz diente. Aegypten läuft in gleicher Linie mit dem rothen Meer, gränzt östlich an dieses und die Landenge von Suez, nördlich an das Mittelmeer. Diese bedingt seine Wichtigkeit für den Handel, denn es ist der natürliche Stapelplatz für alle Waaren, die von Ostindien nach Europa gehen oder umgekehrt, und liefert außerdem in Folge seiner Fruchtbarkeit eigene Erzeugnisse und vermöge seiner Verbindung mit der Nordküste und dem Innern Afrika's die Waaren, die dort erzeugt werden. Das ganze Land ist ein langes, unverhältnißmäßig schmales Thal von 100 Meilen Länge und 2 bis 3 Meilen Breite.

Auf beiden Seiten gränzt es an Wüsten, wie an kahle Gebirgszüge, die es gegen den Flugsand schützen. Der untere Theil, nach dem Mittelmeere zu, der wegen seiner dreieckigen Gestalt den Namen des gleichgeformten griechischen Buchstaben Delta bekommen hat, enthält die Zugänge des Landes, die der Europäer benutzen kann; weiter oben folgt Mittelägypten und zuletzt schließt sich Oberägypten, an Nubien angränzend, an. Der Nil, der Aegypten dessen ganzer Länge nach durchströmt, ist die Wohlthat des Landes. Das Austreten seiner Gewässer, das in jedem Jahre mit großer Regelmäßigkeit erfolgt, ersetzt den Regen, der hier nie fällt, und giebt dem Lande zugleich durch den zurückbleibenden Schlamm den erforderlichen Dünger. Die Fruchtbarkeit reicht so weit als die anschwellenden Gewässer reichen, darüber hinaus ist öde Wüste. Die Bevölkerung ist daher von je bemüht gewesen, den Segen des Wassers durch Kanäle so weit als möglich über das Land zu verbreiten. Aegypten erzeugt das herrlichste Getraide und den besten Reis, Gemüse aller Art, Zucker, Indigo, Kassia, Flachs, Hanf, Baumwolle in großer Menge. Große Bäume fehlen, mit Ausnahme einiger Sikomoren und Palmen. Unter den zahlreichen Hausthieren zeichnet sich das Pferd durch seltene Schönheit und Gelehrigkeit aus; das Kameel, das Schiff der Wüste, unterhält die Verbindung mit den angränzenden Ländern.

Die Bestandtheile der ägyptischen Bevölkerung waren zur Zeit der französischen Landung dieselben wie heute, wenn man die Mameluken abrechnet, die seitdem, durch Bonaparte und Mehmed Ali vernichtet, verschwunden sind. Es gab Kophten, Türken, Araber und Mameluken. Die Kophten, Abkömmlinge der alten Aegypter, etwa 200,000 an der Zahl, lebten in Verachtung und wurden blos zu den niedrigsten Gewerben zugelassen. Die Araber, die große Mehrzahl der Bevölkerung, lebten in sehr verschiedenen Verhältnissen. Die Vornehmeren hatten sich eine ziemlich günstige Stellung zu erhalten gewußt, und aus ihnen bestanden die Richter, die Rechtsgelehrten und die Priester des Landes. Um so trauriger war die Lage des großen Haufens, der sogenannten Fellah's, die das Land bebauten und unter dem furchtbarsten Drucke jeder Art schmachteten. Zu den Arabern gehörten auch noch die Wüstenstämme, die ihre Heerden auf den wenigen etwas fruchtbarern Stellen (Oasen) in der Nähe von Quellen

weideten, von der Vermiethung ihrer Kameele an reisende Kaufleute lebten, gelegentlich aber auch in das Nilthal einfielen, um die Dörfer zu plündern, und ebenso rasch als sie gekommen wieder in der Wüste zu verschwinden. Die türkische Bevölkerung, etwa so zahlreich wie die Kophten, bestand größtentheils aus kleinen Besitzern und Handwerkern, die zugleich Janitscharen waren, d. h. in die Listen dieser Miliz sich eintragen ließen, um alle Vorrechte derselben zu genießen, aber nicht wirklich dienten. Die Mamelucken waren die Herren und Tyrannen des Landes. Sie bestanden ursprünglich aus Christensklaven, denen der Sultan eine kriegerische Erziehung gegeben und die Bewachung Aegyptens anvertraut hatte. Mit dem Verfall des osmanischen Reiches hatten sie sich unabhängig gemacht, obgleich sich in Kairo noch immer ein türkischer Pascha befand, der dem Namen nach für den Sultan die Herrschaft ausübte. Die wahre Gewalt lag in den Händen der Mameluckenbeys, von denen jeder 5 bis 600 Mamelucken unter seinem Befehle hatte. Diese Beys bekriegten sich häufig untereinander und waren nur darin einig, das Land für sich und ihre Krieger gänzlich auszusaugen. Zu der Zeit, als Bonaparte erschien, hatten die beiden mächtigsten Beys, Ibrahim und Murat, die übrigen unterworfen und theilten unter einander die Herrschaft.

Auf diese Verhältnisse baute Bonaparte seinen Plan. Er wollte die Mamelucken bekämpfen, den Pascha und den Türken überhaupt den Schein der Herrschaft einräumen und die Araber, den Kern der Bevölkerung, durch Ertheilung von Rechten, Schonung ihrer Religion und Anschmiegen an ihre Gebräuche für sich gewinnen. In diesem Sinne erließ er mehre Aufrufe. Dem Pascha sagte er:

„Das vollziehende Direktorium der französischen Republik hat sich mehrmals an die hohe Pforte gewendet und Züchtigung der Beys von Aegypten verlangt, welche den französischen Kaufleuten so großen Schaden zugefügt haben. Die hohe Pforte hat aber erklärt, daß die Beys eigensinnige und habsüchtige Leute wären, welche den Grundsätzen der Gerechtigkeit kein Gehör schenken; daß sie die Beleidigungen, welche die Beys ihren guten und alten Freunden, den Franzosen, zugefügt, nicht nur nicht gut heiße, sondern jenen sogar ihren Schutz entziehe. Die Republik hat sich entschlossen, eine mächtige Armee herzuschicken, um den Räubereien der

Beys von Aegypten ein Ende zu machen, wie sie es in diesem Jahrhundert schon mehrmals gegen die Beys von Tunis und Algier zu thun genöthigt gewesen ist. Du, der Du der Herr der Beys sein solltest, aber von ihnen in Kairo ohne Macht und Gewalt festgehalten wirst, mußt meine Ankunft mit Freuden sehen. Du weißt gewiß schon, daß ich nicht komme, um irgend etwas gegen den Koran oder den Sultan zu unternehmen; weißt, daß das französische Volk der alleinige und einzige Bundesgenosse ist, den der Sultan in Europa hat. Komme mir daher entgegen und verfluche mit mir das gottlose Geschlecht der Beys!"

An die Einwohner Aegyptens richtete er folgenden Aufruf:

„Seit nur zu langer Zeit beleidigen die Beys, welche Aegypten beherrschen, die französische Nation und fügen ihren Kaufleuten großen Schaden zu: die Stunde der Züchtigung ist gekommen. Seit langer Zeit tyrannisiren diese Haufen im Kaukasus oder in Georgien aufgekaufter Sklaven das schönste Land der Erde: aber Gott, in dessen Händen alle Dinge ruhen, hat beschlossen, daß ihr Reich zu Ende gehe. Bewohner von Aegypten, man wird Euch sagen, ich käme, um Eure Religion zu vernichten! Glaubet es nicht, sondern antwortet, daß ich komme, um Euch Eure Rechte wiederzugeben und die Gewaltherrscher zu bestrafen, daß ich Gott, seinen Propheten und den Koran mehr ehre, als es die Mameluken thun. Antwortet, daß alle Menschen vor Gott gleich sind, daß nur Weisheit, Talente und Tugenden einen Unterschied zwischen ihnen machen. Durch welche Weisheit, welche Talente, welche Tugenden zeichnen sich denn die Mameluken aus, daß sie ausschließlich Alles besitzen, was das Leben schön und angenehm macht? Wenn Aegypten ihr Erbpacht ist, mögen sie die Urkunde aufzeigen, die sie von Gott darüber empfangen haben. Aber Gott ist gerecht und barmherzig gegen das Volk. Alle Aegypter sollen von nun gleiches Anrecht zu allen Aemtern haben; die weisesten, unterrichtetsten und tugendhaftesten werden herrschen und das Volk wird glücklich sein. Ihr habt einst große Städte, große Kanäle und einen großen Handel besessen; wer hat das Alles zerstört? Der Geiz, die Ungerechtigkeit und die Tyrannei der Mameluken. Sagt es dem Volke, Ihr Scheiks, Imams und Kadis, daß wir die Freunde der ächten Muselmänner sind. Haben wir nicht den Papst vernichtet, welcher Krieg gegen die Muselmänner predigte?

Haben wir nicht die Malteserritter vernichtet, weil diese Unsinnigen glaubten, Gott wolle, sie sollen die Muselmänner beständig bekriegen? Sind wir nicht in allen Jahrhunderten die Freunde des Großherrn (dessen Wünsche Gott erfüllen möge!), die Feinde seiner Feinde gewesen? Haben sich nicht im Gegentheile die Mameluken gegen die Obmacht des Großherrn erhoben und mißachten sie dieselbe nicht fortwährend? Nur ihren Launen gehorchen diese Menschen. Dreimal glücklich diejenigen, welche es mit uns halten! Sie werden zunehmen an Reichthum und Ansehen. Glücklich diejenigen, welche neutral bleiben! Denn sie werden Zeit haben, uns kennen zu lernen und sich mit uns zu vereinigen. Aber Wehe, dreifaches Wehe über diejenigen, welche sich für die Mamelucken bewaffnen und gegen uns kämpfen! für sie giebt es keine Hoffnung: sie sind verloren!"

Die französischen Soldaten hatte er in einer früheren Proclamation aufgefordert, die Einwohner in ihren religiösen Meinungen zu achten:

„Soldaten!

„Ihr steht im Begriff, eine Eroberung zu unternehmen, deren Wirkungen auf die Civilisation und den Handel der Welt unberechnenbar sind. Ihr werdet dadurch England den härtesten und empfindlichsten Stoß beibringen, bis ihr demselben den Todesstreich geben könnt. Wir werden ermüdende Märsche thun, werden Schlachten liefern, aber alle unsere Unternehmungen werden gelingen, denn die Beschlüsse des Schicksals sind für uns. Die Mameluckenbeys, welche ausschließlich den englischen Handel begünstigen, unseren Kaufleuten so großen Schaden zugefügt haben und die unglücklichen Bewohner des Nillandes tyrannisiren, werden wenige Tage nach unserer Ankunft nicht mehr sein. Die Völker, unter denen wir leben werden, sind Mohamedaner; ihr erster Glaubensartikel lautet: „„Es giebt nur einen Gott und Mahomed ist sein Prophet!"" Widersprecht ihnen nicht, handelt gegen sie wie wir gegen die Juden, gegen die Italiener gehandelt haben; achtet ihre Muftis, ihre Imams, wie ihr die Rabbinen und Bischöfe geachtet habt; übt in Betreff der Ceremonien, die der Koran für die Moscheen vorschreibt, dieselbe Duldung aus, wie Ihr sie gegen die Klöster und Synagogen, die Religionen Moses' und Christus' geübt habt. Die römischen Legionen beschützten alle Religionen. Ihr werdet hier Gebräuche

finden, die sich von den französischen unterscheiden, Ihr müßt Euch an sie gewöhnen. Die Völker, zu denen wir gehen, behandeln die Frauen anders als wir: in allen Ländern aber ist derjenige, der Nothzucht verübt, ein Scheusal. Das Plündern bereichert nur eine geringe Anzahl Menschen, es entehrt uns, vernichtet unsere Hülfsquellen und verwandelt uns in Feinde derjenigen Völker, die zu Freunden zu haben unser Interesse erheischt. Die erste Stadt, welche wir treffen werden, ist von Alexander gebaut worden; auf jedem Schritte werden wir auf große Erinnerungen stoßen, würdig, Franzosen zum Wetteifer anzuspornen."

Man landete in der sogenannten Bucht des Marabut und zog von dort ohne Verzug gegen Alexandrien. Die Türken und Araber, welche die alte Stadt Alexanders vertheidigten, schlugen sich tapfer und das Blutvergießen würde groß gewesen sein, da sie nach der Ersteigung der Mauern in die engen Straßen und in die Häuser sich warfen, wenn Bonaparte sie nicht durch Gewährung günstiger Bedingungen zur Kapitulation bewogen hätte. Unterdessen wurde das ganze Heer ausgeschifft und Bonaparte schickte sich nun zum Marsch auf Kairo an. Von den beiden Wegen, unter denen er wählen konnte, gab er dem durch die Wüste, als dem kürzesten, den Vorzug. Die Flotte mußte ihm eine Anzahl kleinerer Schiffe liefern, welche den Auftrag erhielten, an den Küsten bis Rosette zu fahren, in die dortige Mündung des Nils einzulaufen und bis Ramanieh zu gehen, wo Bonaparte die Lebensmittel, die Geschütze und Munition, womit sie beladen waren, zu benutzen gedachte. Der Marsch des Landheeres durch die Wüste war ein sehr beschwerlicher. Die ersten Eindrücke sind stets die mächtigsten, und so war es nur natürlich, daß die Soldaten laut murrten, als sie statt des Landes der Verheißung, das sie erwarteten, ein Sandmeer fanden. Die Generale gingen ebenfalls zu Fuß, um durch ihr Beispiel zu ermuthigen, und selbst Caffarelli, der am Rhein einen Fuß verloren hatte, machte keine Ausnahme. Von ihm sagten die Soldaten: „Er kann es schon aushalten, denn er ist mit einem Fuße in Frankreich."

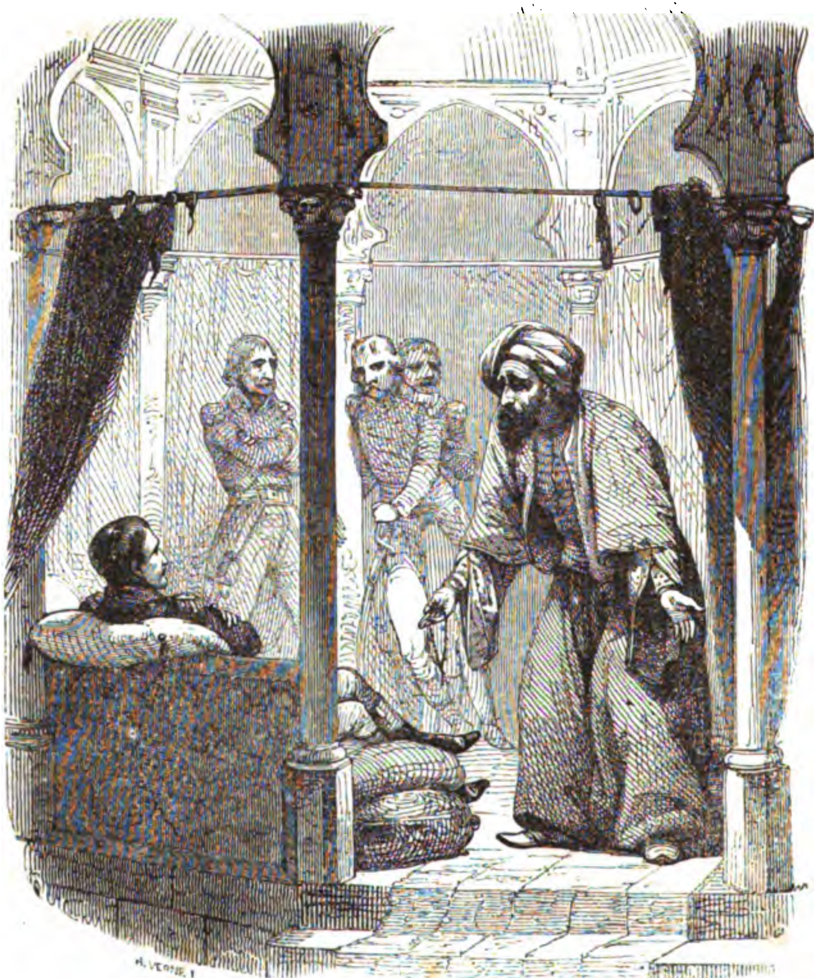
Die Lust zum Scherzen verging indessen, als man in der Wüste weiter vorwärts kam. Die traurige Ebene, die mit ihrem tiefen Flugsande den Marsch außerordentlich erschwerte, dehnte sich aus so weit die Blicke reichten, am Himmel stand eine glühende Sonne, gegen die kein Schatten



schützte, und an Wasser war ein schrecklicher Mangel. Die Araber hatten die wenigen Brunnen, die an dieser Straße zerstreut sind, sämmtlich zerstört und die Soldaten verzweifelten fast, wenn sie statt der gehofften Erfrischung für ihre lechzenden Gaumen nichts als Schutt und Sand fanden.



Einzelne wurden auch von den Arabern getödtet, die hinter den Sandhügeln lauerten. In Damanhur, wo die Truppen Erfrischungen und gute Quartiere zu finden hofften, bot sich ihren Blicken nichts dar, als ein Haufen elender Hütten, in denen Linsen das einzige und doch hochwillkommene Nahrungsmittel bildeten. Bonaparte selbst nahm bei dem Scheik seine Wohnung, der eben so arm war, wie seine Untergebenen, oder sich wenigstens so stellte.



Den 10. Juli, nach viertägigem Marsche, erreichte man endlich den Nil, in dessen Fluthen die Soldaten sogleich sich stürzten, um ihren Durst zu löschen und sich zu baden. Die Flotte, die Ramanieh erreicht hatte, war eben im Gefecht mit den feindlichen Fahrzeugen, als das Landheer ankam. Jetzt entspann sich der erste Kampf mit den Mameluckeu. Bonaparte hatte bereits eine Aufstellung seines Heeres ersonnen, die bei allen spätern Kämpfen dieselbe blieb. Jede der fünf Divisionen seines Heeres bildete ein Viereck, in dessen Mitte der Generalstab und das Gepäck aufgenommen wurde, und das Ganze war so gestellt, daß jede Division die andere unterstützen konnte. Das Geschütz befand sich an den Ecken. Murad Bey stürzte sich mit seiner Reiterei auf diese lebendige Citadelle und zerschellte jedes Mal, so oft er auch wiederkehrte.

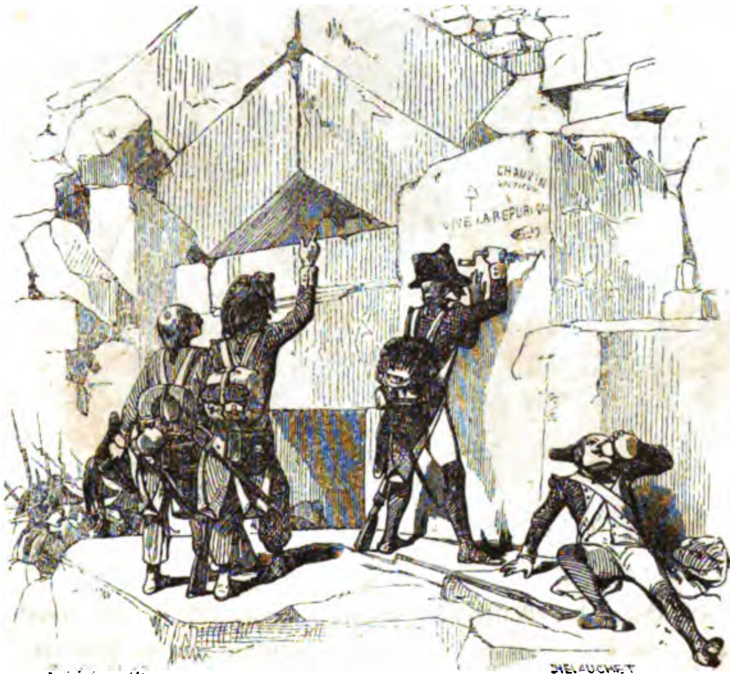
Man näherte sich Kairo und mußte eine entscheidende Schlacht erwarten, da die Mamelucken ihre Hauptstadt gewiß nicht freiwillig räumten. In der That hatte Murad Bey mit etwa 10,000 Reitern, gegenüber von Kairo am linken Ufer des Flusses in der langen Ebene, welche sich vom Nil bis zu den Pyramiden von Gizeh erstreckt, ein Lager bezogen. Das Dorf Embabeh, das unmittelbar am Flusse liegt, war roh befestigt und mit Geschützen, die nicht von der Stelle bewegt werden konnten, besetzt. Zur Seite dehnten sich die Mamelucken und einige Tausend berittene Araber in der Ebene aus. Das französische Heer setzte sich am 21. Juli vor Tagesanbruch in Marsch und sah plötzlich beim Erscheinen der Sonne die Pyramiden vor sich liegen. Den Staunenden rief Bonaparte zu: „Bedenkt, daß von den Gipfeln dieser Denkmäler vierzig Jahrhunderte auf Euch herniederschauen.“

Das Heer war wieder in fünf Divisionen getheilt. Bonaparte sah bei dem ersten Blick auf das feindliche Lager, daß die Geschütze desselben keine Lafetten hatten, und gründete darauf seinen Plan, die Reiter vom Lager abzuschneiden, zu vernichten, und dann erst das letztere anzugreifen. Bei der ersten Bewegung seiner Divisionen stürzten sich 8000 Reiter in vollem Rosseslauf auf dieselben. Die Pferde scheuten vor dem furchtbaren Feuer, das ihnen entgegensprühte, aber ihre tapfern Reiter spornten sie rückwärts gegen die Feinde, warfen sie dann herum und hieben auf die Bajonette ein. Auf diese Weise wurde die Linie an mehreren Orten durch-



brochen und eine Abtheilung von Mameluccken drang sogar bis in die Mitte des Vierecks vor, das Désaix mit seiner Division bildete. Gesprengt wurde darum kein einziges Viereck und die Reiter mußten nach starken Verlusten die Flucht ergreifen. Das Lager wurde nun eine leichte Beute der Sieger. Die Besatzung wurde in den Fluß getrieben, wo viele ertranken, die Mehrzahl entkam, und die Schlacht hatte ein Ende. Die Araber verschwanden in der Wüste, Murad zog sich nach Oberägypten zurück, Ibrahim nach Syrien. Der Soldat fand auf dem Schlachtfelde eine erwünschte Beute, prächtige Shwals, schöne Waffen, Pferde und viel Gold, da die Mameluckken die Gewohnheit hatten, ihren ganzen Reichthum bei sich zu führen.

Als sie dies inne geworden waren, fischten die Franzosen auch die Leichen der im Nil Ertrunkenen aus dem Wasser. Andere besuchten unterdessen die Pyramiden und verewigten den Ruhm des französischen Volks in Inschriften.



In Kairo trat die größte Verwirrung ein, als die Niederlage der Mameluken bekannt wurde. Die so lange geknechtete Bevölkerung warf sich auf die Paläste der Beys, um sie zu plündern, und Bonaparte sandte daher eiligst eine Abtheilung nach Kairo, um der Unordnung ein Ende zu machen. Er gewann auf diese Weise die ganze gebildete oder begüterte Einwohnerschaft, denn Alle fürchteten, daß die Pöbelunruhen überhand nahmen und zuletzt den Besitz insgemein beeinträchtigen würden. Die ersten ankommenden Truppen mußten sogleich verkünden, daß der Gottesdienst, die Gesetze und Gebräuche des Landes geachtet werden würden, daß die Araber ihre alten Rechte zurückerhalten sollten. Dies machte eine so gute Wirkung,

daß Bonaparte bei seinem Einzuge mit ächt orientalischer Unterwürfigkeit empfangen wurde.



Die Güter der Mameluckenzog er ein und ließ sie zum Nutzen des Heeres verwalten. Aus den Wohnungen derselben wurden Kasernen, ihre Marställe lieferten der Reiterei die schönsten Pferde, ihre Vorrathsmagazine Korn im Ueberfluß. Den Soldaten gefiel das Land, wo sie Ruhe, Ueberfluß und das gesundeste Klima fanden. Die Achtung der Frauen, die Bonaparte ihnen anbefohlen hatte, wurde ihnen freilich schwer, aber sie unterwarfen sich und gingen in die Politik ihres Generals sogar bis zu dem Punkte ein, Ehrfurcht gegen die Propheten zu heucheln. Dieses Benehmen, die Hoffnungen, die man ihnen machte, und die Ehrfurcht, die man im Orient stets dem Sieger erweist, wer es auch sei, gewannen die Araber für den Augenblick. Bonaparte hatte ein großes Gewicht darauf gelegt, von den Scheiks der Moschee von Jomil-Azar eine Erklärung zu Gunsten der Franzosen zu erlangen und erreichte dies Ziel.



Die Scheiks forderten die Aegypter auf, sich den Franzosen zu unterwerfen, und man sang in der Moschee folgende Litaney: „Der große Allah zürnt uns nicht länger! Er hat unsere Verbrechen vergessen, für die er uns durch die Mamelucken züchtigte. Allah ist barmherzig. Wer hat den Günstling des Glücks (Bonaparte) den Gefahren des Meeres und der Wuth seiner Feinde entzogen? Wer hat die Tapfern des Westens an die Ufer des Nils geleitet? Es ist der große Allah, der uns nicht mehr zürnt. Allah ist barmherzig. Die Mamelucken-Beys hatten ihr Vertrauen auf ihre Pferde gesetzt, die Mamelucken-Beys hatten ihr Fußvolk in Schlachtordnung gestellt. Aber der Günstling des Glücks hat den Mamelucken ihre Pferde und ihr Fußvolk vernichtet. Wie die Nebel verschwinden, wenn die Sonne erscheint, so ist das Heer vor den Tapfern des Westens verschwunden, denn

Allah zürnt ihm und die Tapfern des Westens sind sein rechter Augapfel.“ Um die Aegypter zu gewinnen, nahm Bonaparte an ihren Festen Antheil. Der Nil hatte gerade seine höchste Höhe erreicht und es findet bei dieser Gelegenheit ein Fest statt, während das Durchstechen des Dammes geschieht, der den Fluthen des Nils bis dahin den Eintritt in die Kanäle verwehrt hatte. Die Truppen stellten sich in Parade auf, man gab Wettrennen, stellte Wettläufe an und Franzosen und Aegypter mischten sich untereinander.



Bei dem Fest des Propheten, das bald darauf eintrat, geschah dasselbe und die Aegypter waren nicht wenig erbaut, als Bonaparte in Person in der großen Moschee erschien, mit untergeschlagenen Beinen neben den Scheiks Platz nahm und alle ihre Gebräuche nachahmte. Mit dieser Komödie verbanden sich ernstere Bestrebungen. Aus den Künstlern und Gelehrten, welche das Heer begleitet hatten, wie aus den gebildetsten Offizieren wurde das sogenannte Institut von Aegypten gebildet, das reiche Einkünfte und einen der schönsten Paläste von Kairo zugewiesen erhielt. Die Mitglieder dieses Instituts hatten die Aufgabe, eine genaue Beschreibung und eine Karte des Landes zu entwerfen, die Ruinen, die Naturgeschichte zu studieren



und auf Verbesserungen zu sinnen, die man durch Maschinen, Kanäle und andere Mittel einführen könne. Monge, der Berühmte erhielt den Vorsitz.

Während dieses in Kairo geschah, hatten entsendete Truppenabtheilungen das ganze Land unterworfen, mit Ausnahme von Oberägypten, wo Murad Bey sich noch immer hielt. Da traf aber die Franzosen auf dem Meere ein Schlag, der alle ihre hochfliegenden Pläne mit einemmale vernichtete und sie selbst, indem er sie von Europa abschnitt, der Vernichtung aussetzte. Der Admiral Brueys hatte das Einlaufen in den Hafen von Alexandrien wegen der Größe seiner Schiffe für unmöglich gehalten, was es in der That nicht war, und war auf der offenen Rede von Abukir vor Anker gegangen. Diese Rhede bildet einen Halbkreis, der auf der einen Seite mit einer kleinen, vom Lande wenig entfernten Insel schließt. Auf dieser Insel hatte Brueys Geschütz aufgestellt, jedoch zu wenig, nicht mehr als 12 Kanonen, da er es für unmöglich hielt, daß die Engländer hinter dieser Insel wegfahren könnten, um seine Schiffe im Rücken zu fassen. Von der Insel aus bildeten seine dreizehn Linienschiffe einen Halbkreis in

gleicher Richtung mit der Küste und wenig davon entfernt. Nelson war inzwischen nach den griechischen Inseln zurückgeeilt, hatte darauf das adriatische Meer, Neapel, Sicilien besucht und dort die Landung der Franzosen in Alexandrien erfahren. Am 1. August gegen sechs Uhr Abends kam er auf der Rhede vor Abukir an. Die Franzosen wurden vollkommen überrascht. Der Admiral Brueys saß eben bei Tafel, ein Theil der Matrosen befand sich auf dem Lande, ein anderer war auf den Kauffartheischiffen vertheilt. Der unglückliche Brueys glaubte Zeit genug zu haben, seine Streitkräfte zusammenziehen zu können, aber Nelson griff schon um acht Uhr Abends an. Er kannte die Rhede vor Abukir besser als die Franzosen und wußte namentlich, daß hinter der Insel und hinter ihren Schiffen das Wasser tief genug sei, um seine großen Fahrzeuge zu tragen. Darauf gründete er seinen Plan, der darin bestand, sich mit einem Theil seiner Schiffe hinter, mit einem andern vor die französische Schiffslinie zu legen und so den Feind zwischen zwei Feuer zu bringen. Der Kampf begann mit großer Erbitterung. Die französischen Schiffe an der Insel hatten ihre Batterien nach der Landseite hin nicht in Stand gesetzt, weil sie von dort keinen Angriff erwarteten, und litten daher schrecklich durch ein Feuer, das sie nicht erwidern konnten. Im Mittelpunkte kämpfte der Orient, das französische Admiralschiff, mit dem größten Heldenmuthe. Das englische Schiff Bellerophon mußte die Flagge streichen, mehrere andere litten solche Beschädigungen, daß sie sich zurückzogen, und die Schlacht wurde von den Franzosen jedenfalls gewonnen, wenn ihr rechter Flügel ihnen zu Hülfe kam. Die Engländer hatten mit ihren dreizehn Schiffen blos die acht französischen des linken Flügels und des Mittelpunkts angegriffen und die fünf französischen Schiffe des rechten Flügels hatten daher gar keine Feinde vor sich. Brueys befahl ihnen durch Signale herbeizukommen, aber diese Zeichen wurden nicht bemerkt, wie es heißt. Der Admiral Villeneuve, der die französische Flotte später bei Trafalgar in das Verderben führte, war ein unentschlossener, wenn auch tapferer Mann, und wollte die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen, mit seinen Schiffen gegen die Feinde zu segeln, ohne Befehl dazu erhalten zu haben. Brueys mußte daher gegen die Uebermacht allein kämpfen. Obgleich schwer verwundet, wollte er doch das Verdeck nicht verlassen, als eine Kanonenkugel ihn tödtete. Gegen elf Uhr Abends

brach auf dem Orient Feuer aus und das herrliche Schiff flog in die Luft. Die furchtbare Explosion machte dem Kampfe für einige Zeit ein Ende, doch brach er mit gleicher Wuth wieder aus und währte so lange, bis das ganze im Kampfe begriffene französische Geschwader vernichtet war. Inzwischen war Villeneuve doch unter Segel gegangen, um sich mit seinen Schiffen in Sicherheit zu bringen. Drei seiner Linienschiffe ließen sich auf den Strand laufen, um den Engländern nicht in die Hände zu fallen, mit zwei Linienschiffen und zwei Fregatten erreichte er Malta. Das war Alles, was von der schönen französischen Flotte übrig blieb, deren Herstellung so viele Zeit, Mühe und Geld gekostet hatte.

Die Nachricht des geschehenen Unglücks durchlief Aegypten rasch und erregte unter dem Heere eine wahre Verzweiflung. Bonaparte war ruhig oder schien es wenigstens zu sein. „Jetzt handelt es sich darum,“ sagte er bei der ersten Kunde, „entweder zu sterben, oder Großthaten zu verrichten, die der Alten würdig sind.“ Um die Soldaten aufzurichten, benutzte er das eben eintretende Fest der Gründung der Republik, um große Feierlichkeiten zu veranstalten und erließ einen jener Aufrufe, mit denen er seine Soldaten so gut zu begeistern verstand: „Soldaten! vor sieben Jahren war die Unabhängigkeit des Volkes bedroht; Ihr nahmet Toulon ein und das war das Vorzeichen des Verderbens Eurer Feinde. Ein Jahr nachher schlugt Ihr die Oesterreicher bei Diego, und nach wieder einem Jahre standet Ihr auf den Gipfeln der Alpen. Vor zwei Jahren kämpftet Ihr gegen Mantua und wir gewannen die berühmte Schlacht von San Giorgio. Im verflossenen Jahre standet Ihr auf der Rückkehr aus Deutschland an den Quellen der Drau und des Isonzo. Wer hätte damals gedacht, daß Ihr heute am Gestade des Nils, im Mittelpunkte des alten Continents stehen würdet! Vom Engländer, so berühmt durch die Künste und den Handel, bis zu den abscheulichen und grimmigen Beduinen ziehet Ihr die Blicke der Welt auf Euch. Soldaten! Eure Bestimmung ist schön, denn Ihr seid dessen, was Ihr vollbracht habt, und der Meinung, die man von Euch hegt, würdig. Ihr werdet mit Ehren sterben, wie die Tapferen, deren Namen auf der Pyramide eingegraben sind *, oder mit Lorbeeren

* Er hatte auf die Pompejussäule die Namen der vierzig ersten Soldaten, welche in Aegypten fielen, eingraben lassen.

bekränzt, von allen Völkern bewundert, in Euer Vaterland zurückkehren. Seit den fünf Monaten, die wir fern von Europa sind, waren wir der beständige Gegenstand der Besorgtheit unserer Vaterlandsgenossen. Heute feiern vierzig Milliouen Bürger die Epoche der repräsentativen Regierung, denken vierzig Millionen Bürger an Euch und sprechen: Ihreu Anstrengungen, ihrem Blute verdanken wir deu allgemeinen Frieden, die Ruhe, das Gedeihen des Handels und die Wohlthaten der bürgerlichen Freiheit!"

Die Schlacht bei Abukir ermuthigte die Gläubigen, welche die Franzosen



mit Abscheu sahen und von fanatischen Derwischen noch mehr aufgehetzt wurden.

Die Wirkung zeigte sich, als Bonaparte eben einen Zug gegen die syrische Grenze unternahm, in einem Aufstande Kairo's. Im Ganzen blieb die Stimmung der Einwohner eine günstige und namentlich wurde Désaix, der Oberägypten bis zu den Stromschnellen des Nils unterworfen hatte, ein Liebling des Volkes. Eine wirkliche Gefahr drohte von der Pforte, die auf die Nachricht von der Seeschlacht bei Abukir Muth gefaßt hatte, den Krieg zu erklären und in Syrien ein Heer zu sammeln. Um dieser Gefahr zu begegnen, beschloß Bonaparte, dem Feinde zuvorzukommen und nach Syrien zu ziehen, statt in Aegypten sich angreifen zu lassen. Er hatte Großes im Sinne. Bemächtigte er sich Syriens, so wurde er Herr des Euphrats, der in das persische Meer mündet und eine Verbindung mit Ostindien gewährt, die neuerdings, wie man sich erinnern wird, von den Engländern selbst benutzt wurde. Aber dies war nicht Alles, woran er dachte. Syrien, wo eine Menge von Religionssekten und verschiedenen Völkerstämmen nebeneinander wohnen, die alle darin einig sind, das türkische Joch zu verabscheuen, hatte damals dieselbe Neigung zum Aufstande, durch die es sich noch jetzt kennzeichnet. Bonaparte hielt es deshalb nicht für unmöglich, aus den tapferen Gebirgsvölkern des Libanon, namentlich aus den Drusen ein Heer zu bilden, das im Verein mit dem seinigen stark genug wäre, Kleinasien zu überziehen und selbst Konstantinopel einzunehmen. Dann war er Herr des Orients und konnte Thaten ausführen, für die Europa ein zu enger Schauplatz war. Der Winter war für diesen Feldzug die beste Zeit, denn man mußte Wüsten durchziehen, die im Sommer die größten Hindernisse in den Weg legten. Zu den Vorbereitungen Bonaparte's gehörte auch die Bildung einer ganz neuen Waffe, einer Dromedarenreiterei, die im Stande war, den Feind ohne auszuruhen 20 bis 30 Stunden weit zu verfolgen und daher gegen die Araber der Wüste ut verwendet werden konnte.

In den ersten Tagen des Februars 1799 brach das Heer, 13,000 Mann stark, auf. Die drei französischen Fregatten, die sich noch im Hafen von Alexandrien befanden, segelten gleichzeitig nach der syrischen Küste ab, um Belagerungsgeschütz und Munition dorthin zu bringen. Auf dem Marsche



hatte man viele jener Punkte zu berühren, die durch die heilige Geschichte berühmt geworden sind. Bei dem Besuche eines dieser Punkte, der Quellen des Moses, wäre Bonaparte beinahe umgekommen, da er, während er eben einen seichten Meeresarm durchritt, von der Nacht und der steigenden Fluth überrascht wurde. Seine Soldaten litten in der Wüste sehr.



Bonaparte sprach den Verzweifelnden Muth ein, tröstete sie mit der Nähe von Wasser und Lebensmitteln und setzte an ihrer Spitze den Marsch durch die Sandwüste fort.

Am 29. Pluviose (17. Februar) langte er vor dem Fort El-Arisch an. Nach kurzem Widerstande ergab sich die Garnison, 1300 Mann stark. Man fand in dem Fort beträchtliche Magazine. Ibrahim Bey, der ihm zu Hülfe kommen wollte, wurde in die Flucht geschlagen; sein Lager blieb in der Gewalt der Franzosen und gewährte ihnen eine ungeheure Beute. Bald kam man nach Gaza; man nahm diesen Platz im Angesichte Diezzar Paschas, und fand hier, wie in dem Fort El-Arisch, viel Material und Mundvorrath. Von Gaza ging die Armee nach Jaffa, dem ehemaligen Joppe. Sie langte dort am 13. Ventose (3. März) an. Der Platz war von einer mit Thürmen versehenen Mauer umgeben, die Garnison 4000 Mann stark. Bonaparte ließ Bresche schießen und forderte dann den Commandanten zur Uebergabe auf; statt aller Antwort ließ dieser dem Parlamentair den



Kopf abschlagen. Der Sturm wurde unternommen, der Ort mit ungemeiner Kühnheit erobert und 30 Stunden lang dem Gemetzel und allen Gräueln Preis gegeben.

Man fand hier abermals eine Menge Artillerie und Lebensmittel aller Art und machte einige Tausend Gefangene, die man nicht nach Aegypten senden konnte, weil man die gewöhnlichen Mittel zur Escortirung nicht besaß, und die man nicht wieder zum Feinde senden mochte, weil sie dessen Reihen verstärkt haben würden. Bonaparte entschloß sich zu einem Mittel, welches die einzige grausame That seines Lebens ist. In ein barbarisches Land versetzt, hatte er unwillkürlich dessen Sitten angenommen: er ließ die Gefangenen niedermetzeln. Gehorsam, doch mit einer Art von Entsetzen, vollzog die Armee den ihr ertheilten Befehl. Die französischen Soldaten wurden während ihres Aufenthaltes in Jaffa zuerst von der Pest befallen.

Bonaparte rückte hierauf gegen Saint-Jean d'Acre, das ehemalige Ptolemais, am Fuße des Berges Carmel, vor. Er war der einzige Ort, der ihn noch aufhalten konnte. Syrien gehörte ihm, wenn er es nahm. Djezzar aber hatte sich mit allen seinen Reichthümern und einer starken Garnison hier eingeschlossen. Er rechnete auf die Unterstützung des englischen Commodore Sidney-Smith, der in der Nähe kreuzte und ihm Ingenieure, Kanoniere und Munition lieferte. Ueberdies mußte er bald durch die türkische, in Syrien versammelte Armee unterstützt werden, die von Damaskus vorrückte, um über den Jordan zu gehen. Bonaparte eilte, den Platz anzugreifen, um ihn, so wie Jaffa, zu nehmen, ehe er durch neue Truppen verstärkt würde, und ehe die Engländer Zeit hätten, die Befestigung zu verbessern. Die Laufgräben wurden sogleich geöffnet. Unglücklicher Weise war die Belagerungs-Artillerie, die zu Meere von Alexandrien kommen sollte, von Sidney-Smith weggenommen worden. Als Belagerungs- und Feldartillerie zusammen hatte man nur eine zweiunddreißigpfündige Caronade, vier Zwölfpfünder, acht Haubitzen und einige dreißig Vierpfünder. Es fehlte an Kugeln; doch man verfiel auf ein Mittel, sich welche zu verschaffen. Man ließ einige Cavalleristen sich am Ufer zeigen; bei diesem Anblicke gab Sidney-Smith mit allen seinen Batterien ein Rollfeuer, und die Soldaten,

denen man fünf Sous für jede Kugel gab, rafften sie mitten unter der Kanonade unter allgemeinem Gelächter auf. Die Laufgräben waren am 30. Ventose (20. März) eröffnet. Der Genie-General Sanson glaubte bei einer nächtlichen Recognoscirung an den Fuß des Walles gelangt zu sein, und erklärte, daß dieser weder Contre-Escarpe noch Graben habe. Man glaubte, daß man nur eine einfache Bresche zu legen habe, um den Sturm wagen zu können. Am 5. Germinal (25. März) schoß man Bresche, stürmte und wurde durch eine Contre-Escarpe und einen Graben aufgehalten. Es ward sofort Befehl zum Miniren gegeben. Die Operation wurde unter dem Feuer aller Wälle und der schönen Artillerie begonnen, welche Sidney-Smith den Franzosen genommen hatte. Der Commodore gab Djezzar vortreffliche englische Kanoniere und einen ehemaligen Emigranten, Phélippeaux, einen ausgezeichneten Offizier des Geniecorps. Das Geschütz in der Festung wurde vortrefflich bedient und mehr als einmal nahmen die Kanoniere Bonaparte selbst bei seinen Recognoscirungen zum



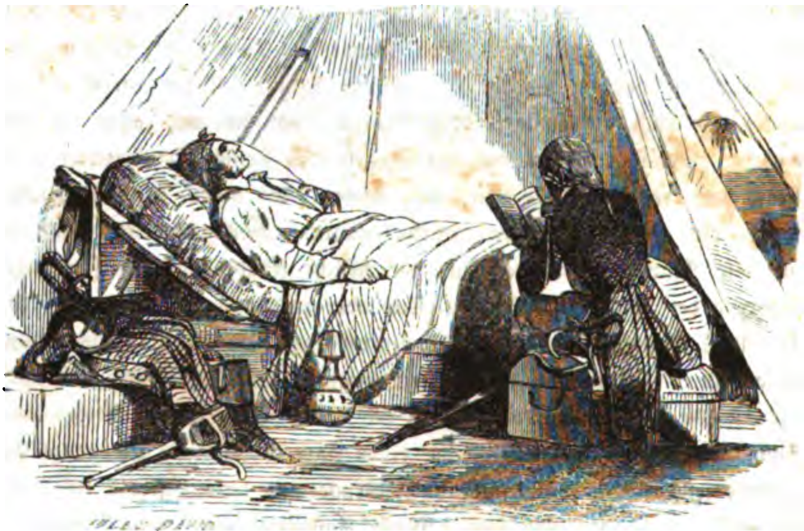
Zielpunkt. Ein anderes Mal hatten sie sich den jungen Beauharnais ausersehen, der nur durch Klebers Geistesgegenwart dem Tode entging.



Die Mine sprang am 8. Germinal (28. März), und riß nur einen Theil der Contre-Escarpe nieder. Eine Abtheilung Grenadiere, geführt von dem jungen Mailly, stürmte. Als die Türken diesen braven Offizier eine Leiter anlegen sahen, geriethen sie in Schrecken, doch Mailly wurde getödtet. Die Grenadiere verloren nun den Muth, die Türken kehrten zurück, und zwei Bataillone, welche folgten, wurden mit einem fürchterlichen Feuer empfangen; ihr Commandant Laugier fiel; und der Sturm mißlang wieder. — Unglückseliger Weise hatte die Festung mehre Tausend Mann Verstärkung, eine Menge auf europäische Weise exercirte Kanoniere und Munitionsvorräthe erhalten. Diese Belagerung war ein kühnes Unterehmen für 13,000 Mann,

die fast ganz ohne Geschütz waren. Man mußte eine neue Mine legen, um die Contre-Escarpe ganz zu sprengen, und einen neuen Minengang anfangen. Schon waren zehn Tage vor dem Orte verwendet; man verkündete die Annäherung der großen türkischen Armee; man mußte die Arbeiten fortsetzen und die Belagerung decken, und dies Alles mit der bloßen Expeditionsarmee. Der commandirende General gebot, ununterbrochen die Minenarbeiten fortzusetzen, und detachirte die Division Kleber gegen den Jordan, um der von Damaskus kommenden Armee den Uebergang streitig zu machen. — Die Armee, mit den Bergvölkern von Naplusa vereinigt, stieg auf ungefähr 25,000 Mann. Mehr als 12,000 Mann Cavallerie bildete die Stärke derselben. Sie hatte eine ungeheure Bagage bei sich. Abdallah, Pascha von Damaskus, hatte das Commando. Die Armee passirte am 15. Germinal (4. April) auf der Brücke von Jacob den Jordan. Junot traf mit der Avantgarde Klebers, höchstens 500 Mann stark, die türkische Avantgarde auf der Straße nach Nazareth am 8. April. Weit entfernt, zurückzuweichen, trotzte er kühn dem Feinde, und in ein Carré formirt, bedeckte er das Schlachtfeld mit Todten und nahm fünf Fahnen. Endlich gezwungen, der Ueberzahl zu weichen, zog er sich auf die Division Kleber zurück. Diese rückte vor und beschleunigte ihren Marsch, um sich mit Junot zu vereinigen. Bonaparte, der von der Stärke des Feindes unterrichtet war, brach mit der Division Bon auf, Kleber, der einen Ausfall machte, wurde mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Bonaparte setzte sich sogleich in Marsch. — Kleber hatte die Absicht gehabt, das türkische Lager während der Nacht zu überfallen, war aber zu spät dazu angelangt. Am 16. April Morgens, fand er die ganze türkische Armee in Schlachtordnung aufgestellt. 15,000 Mann Infanterie besetzten das Dorf Fuli, und mehr als 12,000 Mann Reiterei breiteten sich in der Ebene aus. Kleber hatte kaum 3000 Mann Infanterie, die er in Carré's bildete. Die ganze Cavallerie setzte sich in Bewegung und stürmte auf diese Carré's ein. Nie hatten die Franzosen eine solche Masse Cavallerie zum Angriff vereinigt gesehen. Sie bewahrten ihre gewöhnliche Kaltblütigkeit, und empfingen die Feinde mit einem wohlgezielten Feuer. Sechs Stunden widerstanden sie der ganzen Wuth ihrer Gegner, als Bonaparte auf dem Schlachtfelde

erschien und ein so furchtbares Feuer auf die Mameluckten eröffnete, daß sie in Unordnung nach allen Seiten hin entflohen. Das türkische Lager, die drei Roßschweife des Pascha's, 400 Kameele und eine ungeheure Beute wurden den Franzosen zu Theil. Murat, der an den Ufern des Jordan stand, tödtete eine große Menge der Flüchtlinge. Bonaparte ließ alle Dörfer der Naplusiner in Brand stecken. 6000 Franzosen hatten diese große Armee vernichtet. — Während dieser Zeit hatte man nicht aufgehört, bei Saint-Jean d'Acre Minen und Gegenminen zu graben. Man stritt sich um einen Boden, der durch die Belagerungskunst aufgewühlt war. Seit einem und einem halben Monat stand man vor der Festung, hatte viele Stürme unternommen, viele Ausfälle zurückgeschlagen und dem Feinde viele Leute getödtet; aber ungeachtet fortwährender Vortheile hatte man unersetzliche Verluste an Zeit und Menschen. Zu den schmerzlichsten zählte der General Caffarelli. Zum Tode verwundet, ließ sich Caffarelli in sein Zelt tragen und starb, während ihm ein Adjutant Voltaire's Vorrede zum „Geist der Gesetze" vorlesen mußte.

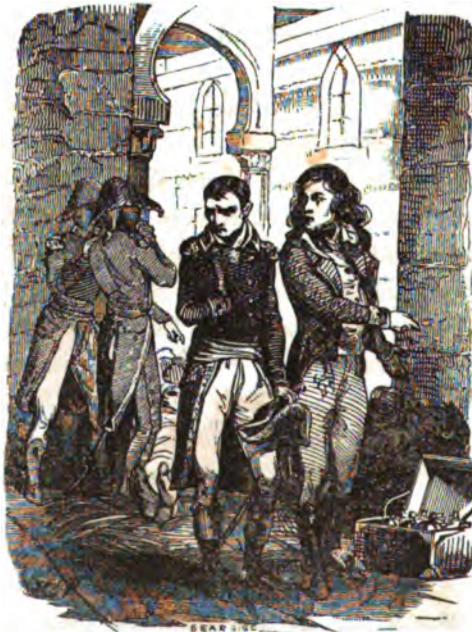


Am 7. Mai kam im Hafen von Acre eine Verstärkung von 12,000 Mann an. Bonaparte berechnete, daß sie vor sechs Stunden nicht ausgeschifft werden könnten und auf der Stelle ließ er einen Vier-

undzwanzigpfünder gegen ein Mauerstück richten; dies war rechts von dem Punkte, gegen den man so lange alle Anstrengungen wendete. Mit Anbruch der Nacht erstieg man die Bresche, eroberte die Arbeiten des Feindes, vernagelte die Geschütze, hieb Alles nieder und war endlich Herr des Platzes, als die gelandeten feindlichen Truppen in Schlachtordnung vorrückten und eine gefahrdrohende Masse zeigten. Rambaut, welcher die Grenadiere commandirte, die zuerst gestürmt hatten, wurde getödtet, Lannes verwundet. In demselben Augenblicke machte der Feind einen Ausfall, nahm die hintere Bresche und schnitt denen, die eingedrungen waren, den Rückzug ab. Einem Theil gelang es, wieder herauszukommen, die andern aber faßten einen verzweifelten Entschluß, flüchteten sich in eine Moschee, verrammelten sich hier, verschossen ihre letzten Cartouchen und standen im Begriff, ihr Leben theuer zu verkaufen, als Sidney-Smith, durch so viel Tapferkeit gerührt, ihnen eine Capitulation anbieten ließ. Während dieser Zeit waren die Belagerungstruppen gegen den Feind vorgerückt und warfen ihn zurück, nachdem sie ein fürchterliches Blutbad angerichtet und 800 Gefangene gemacht hatten. Bonaparte, bis zur Wuth gereizt, gewährte seinen Truppen zwei Tage Ruhe, und am 10. Mai gebot er einen neuen Sturm, welcher ebenfalls mißlang.

Seit zwei Monaten stand er vor Acre, hatte unersetzlichen Verlust erlitten und es wäre unklug gewesen, sich noch neuem auszusetzen. Die Pest war in der Stadt und die Armee war schon bei Jaffa davon angesteckt worden. Die Zeit der Landungen nahete und man verkündete die Ankunft einer türkischen Armee gegen die Nilmündungen. Wenn Bonaparte noch ferner hartnäckig bei seinem Willen blieb, so konnte er sich in einem solchen Grade schwächen, daß es ihm unmöglich war, neue Feinde zurückzuweisen. Im Grunde hatte er seine Plane erreicht, da er die in Syrien gebildeten Truppen auseinander sprengte und auf dieser Seite den Feind in die Unmöglichkeit fernerer Unternehmungen versetzte. Auf den glänzenden Theil dieser Plane, die weitumfassenden Eroberungen des Orient, mußte er verzichten. Er entschloß sich endlich, die Belagerung aufzuheben. Sein Mißmuth war aber so groß, daß er, seines unerhörten Glückes ungeachtet, wenn er von Sidney-Smith sprach, noch oft wiederholte: „Dieser Mensch hat meinem Glücke im Wege gestanden.“ Die

Drusen, welche während der Belagerung die Armee verpflegt hatten und alle der Pforte feindlich gesinnte Völkerstämme vernahmen seinen Rückzug mit Verzweiflung. — Er hatte die Belagerung am 20. März begonnen, und hob sie am 20. Mai auf. Ehe er Saint-Jean d'Acre verließ, wollte er noch eine fürchterliche Spur seiner Anwesenheit einprägen. Er beschoß die Stadt aus allen seinen Geschützen und verwandelte sie beinahe in einen Aschenhaufen, schlug dann den Weg nach der Wüste ein. Bonaparte hatte durch Feuer, Mühseligkeiten und Krankheiten beinahe ein Drittel seiner Expeditionsarmee, d. h. gegen 4000 Mann verloren und führte 1200 Verwundete mit sich. Auf seinem Marsche verheerte er das ganze Land und flößte einen tiefen Schrecken ein. In Jaffa ließ er die Befestigungswerke sprengen. Hier hatte er ein Feldlazareth für die französischen Pestkranken. Sie fortzuschaffen war unmöglich. Schaffte man sie nicht fort, so setzte man sie einem unvermeidlichen Tode aus, entweder durch die Krankheit oder durch den Hunger, oder durch die Grausamkeit des Feindes. Bonaparte sagte daher zu dem Arzte Desgenettes,



er möge die Kranken mit Opium tödten, und es läßt sich nicht leugnen, daß diese scheinbare Grausamkeit eine Barmherzigkeit gewesen wäre. Die Aerzte weigerten sich jedoch, weil ihre Aufgabe die sei, zu heilen aber nicht zu tödten.

Bonaparte kehrte nach dreimonatlicher Abwesenheit nach Aegypten zurück. Es war dort eben ein Aufstand blutig unterdrückt worden und es herrschte noch immer Gährung. Mit Bonaparte's Erscheinen stellte sich die Ruhe sogleich her, nur nicht im Heere, das zum erstenmale unzufrieden war. Seit sechs Monaten war aus Frankreich keine Nachricht gekommen, aber man wußte aus fremden Zeitungen, welche die Engländer geflissentlich verbreiteten, daß es im Vaterlande schlecht aussehe. Nun wollten alle nach Frankreich zurück, selbst die besten Generale verlangten Urlaub, und im Heere entstand eine förmliche Verschwörung, sich der Fahnen zu bemächtigen, nach Alexandrien zu marschiren und sich dort einzuschiffen. Im Grunde hatte Bonaparte für seine eigene Person keinen andern Plan, doch das Heer sollte und mußte in Aegypten bleiben. Die Türken gaben ihm Gelegenheit, seine Truppen zu beschäftigen und ihre Gedanken vom Vaterlande abzulenken.

Am 11. Juli 1799 zeigte sich eine große türkische Flotte, auf der sich beinahe 18,000 Mann Fußvolk befanden, vor Alexandrien und ankerte bei Abukir. Die Reiterei dieses Korps sollte Murad Bey von Ober-Aegypten herbeiführen, woran ihn Murat indessen hinderte, so daß die Türken nur auf ihr Fußvolk beschränkt waren. Sie hatten eine schmale Halbinsel besetzt und waren auf beiden Flügeln von Sanddünen, in der Mitte durch ein Dorf gedeckt. Bonaparte umging ihre Flügel, trieb eine große Menge in das Meer und ließ dann das Dorf in der Mitte stürmen.

Ein zweiter und heftigerer Kampf entspann sich um das verschanzte Dorf Abukir, das endlich von den Franzosen ebenfalls erstürmt wurde. Diese Schlacht, die nach Abukir benannt wird und am 23. Juli stattfand, hat die furchtbare Auszeichnung, daß sie zu den wenigen gehört, in denen ein ganzes Heer vernichtet wurde. In der That fielen oder ertranken 12,000 Türken und die noch übrigen 6000, die sich in das feste Schloß von Abukir geworfen hatten, mußten sich dort ergeben.



Bonaparte hatte Alles gethan, um den Besitz von Aegypten zu sichern. Ein äußerer Feind war nicht mehr vorhanden, die nöthigen Verwaltungsmaßregeln waren getroffen, und auf längere Zeit trat gewiß eine Unthätigkeit ein, welche die Anwesenheit des Obergenerals unnöthig machte.

Sidney=Smith beschleunigte den Entschluß Bonaparte's, Aegypten zu verlassen. Er machte sich das boshafte Vergnügen, Bonaparte eine Menge Zeitungen zu übersenden, in denen Hiobspost auf Hiobspost gemeldet wurde. Das wirkte aber nicht so wie der Engländer gemeint hatte, denn statt in eine träge Niedergeschlagenheit zu versinken, handelte Bonaparte rasch und entschlossen. Am 22. August begab er sich mit Berthier, Lannes, Murat, Andréossy, Marmont, Bertholet und Monge an eine einsame Stelle des Strandes bei Alexandrien, stieg in die dort harrenden Böte und begab sich an Bord der Fregatte Muiron.



Von seinem Heer nahm er einen kurzen Abschied: „Die Nachrichten aus Europa,“ sagte er in einer Proclamation, „haben mich entschieden, nach Frankreich abzureisen. Ich überlasse den Oberbefehl über die Armee dem General Kleber. Die Armee wird bald von mir hören. Es schmerzt mich tief von Soldaten zu scheiden, die ich so sehr liebe; es wird jedoch nur kurz währen, und der General, den ich Ihnen zurücklasse, besitzt das

Vertrauen der Regierung und das meinige.“ Man hat Bonaparte's Abreise von Aegypten vielfach getadelt und eine Pflichtvergessenheit genannt. Es ist wahr, es ermächtigte ihn kein Gesetz, das Heer eigenmächtig zu verlassen. Was ihn ermächtigte, war das Bewußtsein, daß er in Frankreich fehle, daß das Vaterland ohne ihn in große Gefahr gerathen, wenn nicht zu Grunde gehen würde.

Das Glück begünstigte ihn auf seiner Fahrt merkwürdig. Das ganze Mittelmeer war mit englischen Kreuzern bedeckt, sämmtliche nach Aegypten bestimmte Briefe und Depeschen waren in ihre Hände gefallen, Bonaparte entging ihnen. Wie Cäsar dem im Sturm zitternden Schiffer sagte: „Sei ruhig, Dein Nachen trägt Cäsar und sein Glück;“ so antwortete Bonaparte den besorgten Freunden: „Seid ruhig, wir kommen durch!“ Und sie kamen durch. Die Ueberfahrt wurde durch widrige Winde verzögert, doch Bonaparte blieb immer ruhig, las in Bibel und Coran und warf kaum einen Blick auf den Horizont, wenn sich ein fremdes Segel zeigte. Noch kurz vor der Landung erschienen dreißig feindliche Schiffe, doch auch sie segelten weiter, ohne das Fahrzeug zu bemerken, das Bonaparte und sein Glück trug.



Siebentes Kapitel.

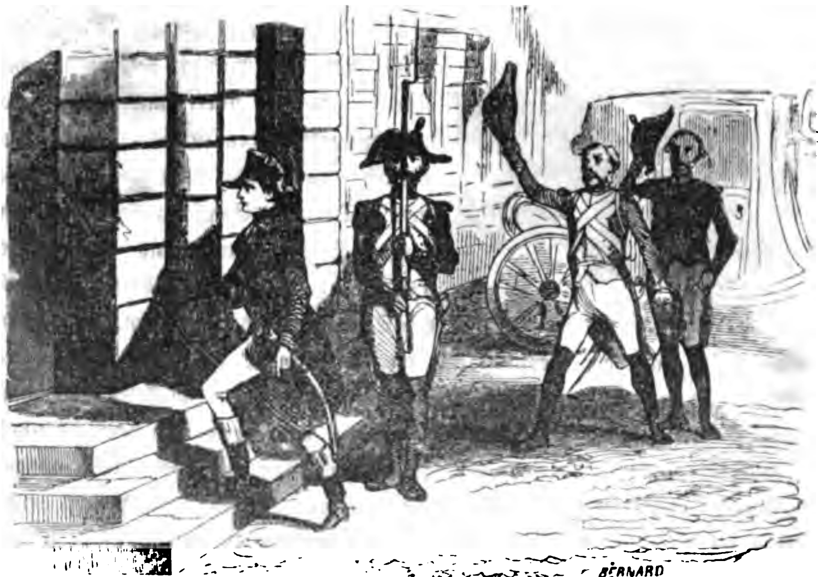
Der achtzehnte Brumaire.



In demselben Augenblicke, als Bonaparte im Golfe von Frejus landete (9. October 1799) und seine Ankunft bekannt wurde, bedeckte sich das Meer mit Böten, da alle Einwohner den großen Mann sehen wollten, den sie als ihren Retter betrachteten. Derselbe Empfang fand auf der ganzen Straße von Frejus nach Paris statt, wo die Ankunft des Generals durch den Telegraphen bekannt gemacht worden war. Die Lage der Republik und die Nachrichten, die aus Aegypten gekommen waren, machten diese Begeisterung erklärlich. Im Felde war man längere Zeit unglücklich gewesen, Italien war verloren, dem südlichen Frankreich drohte ein feindlicher Einfall und, den Sieg bei Zürich ausgenommen, wußte man blos von Niederlagen zu erzählen. Im Innern drohten noch größere Gefahren. Alle Partheien waren in äußerster Bewegung, die Jacobiner wie die Royalisten hofften auf nahen Sieg, die

Regierung wurde verachtet, seit man wußte, daß sie die Unterschleife ihrer Beamten begünstigte, um Nutzen davon zu ziehen. Das Direcorium hatte in dem Bedürfniß nach Ruhe und Ordnung, das alle Volksklassen empfanden, seinen stärksten Bundesgenossen gefunden, und jetzt schien die alte Schreckenszeit zurückzukehren, jetzt wimmelten alle Landstraßen von Räuberbanden. Nur auf einem Punkte war Frankreich glücklich, in Aegypten, und dahin richteten sich alle Blicke. Bonaparte hatte glänzende Siege davon getragen, er ordnete die Verwaltung eines ihm fremden Landes mit bewundernswürdigem Erfolge, er hielt eine wilde und feindselige Bevölkerung im Zaume. Da in Frankreich vor allem das Gegentheil der Fall war, so lag der Schluß nahe, daß Bonaparte der einzige Mann sei, der auch hier wieder den Sieg an die Fahne fesseln und die Ruhe herstellen könne.

In allen Städten, die Bonaparte auf seiner Reise berührte, läutete man mit den Glocken, und auf den Bergen loderten Freudenfeuer. Lyon überbot in seinem Empfange alle andern Städte, aber von hier an machte Bonaparte den Feierlichkeiten ein Ende, indem er eine andere als die voraus bestimmte Straße einschlug, um Paris unerkannt zu erreichen.



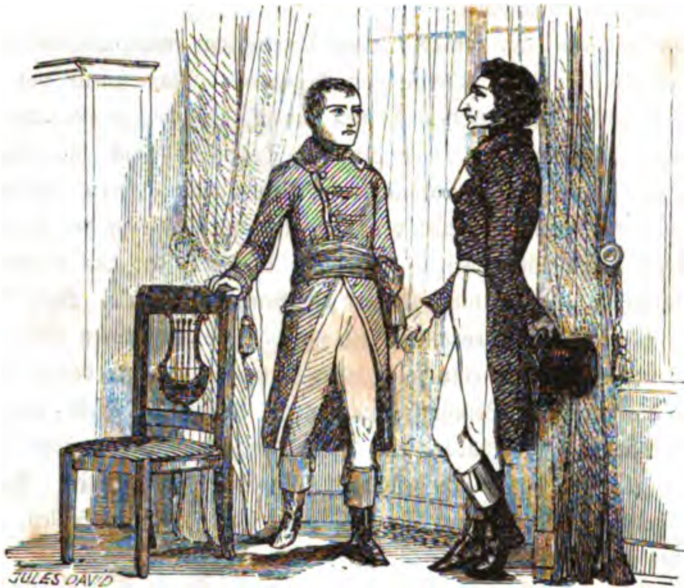
Er war am 16. October längst in seinem Hause, ohne daß Jemand seine Ankunft ahnte. Als er zwei Stunden später dem Direktor Gohier seinen Besuch machte, erkannte ihn die Wache und begrüßte ihn mit dem Rufe: „es lebe Bonaparte!“

Am nächsten Tage wurde er vom Direktorium empfangen und gab nun Erklärungen über seine Abreise von Aegypten. Man spielte von beiden Seiten Komödie. Beide Theile sannen darauf, einander zu vernichten, und doch legte Bonaparte die Hand auf sein Degengefäß und sagte dabei im feierlichsten Tone: „Nie werde ich diesen Degen anders ziehen, als zur Vertheidigung der Republik;“ und doch gab ihm der Präsident den Bruderkuß.

Das Haus Bonaparte's wurde in kürzester Zeit der Sammelplatz aller Parteien. Namentlich erschienen die Generale fast alle. Auch Moreau stellte sich ein und Talleyrand fehlte nicht. Die Direktoren selbst kamen täglich, um guten Rath einzuholen, und Bonaparte regierte bereits wirklich ehe er die gesetzliche Befugniß dazu hatte. Bonaparte spielte dem allgemeinen Andrange gegenüber seine Rolle geschickt. Die meisten Besuche wies er ab, und hütete sich besonders einer Partei beizutreten. Auf diese Weise hatte er alle Parteien für sich, denn jede hoffte im Stillen, daß er einer der ihrigen sei.

Von den Direktoren durchschaute Barras Bonaparte am schärfsten. Auf seinen Antrag beschloß man Bonaparte ein Commando zu übergeben und lud ihn vor das Direktorium. Bonaparte weigerte sich geradezu, denn der Uebergang von einem trocknen zu einem nassen Klima habe ihn so sehr angegriffen, daß er noch langer Zeit bedürfe, um sich ganz zu erholen. Diese Zusammenkunft war entscheidend. Bonaparte erkannte die Nothwendigkeit, zu handeln, und die Verschwörung begann. Seine Hauptverbündeten außer Talleyrand und den unzufriedenen Generalen waren die beiden Direktoren Sieyes und Roger-Ducos, ferner Röderer, Real und Fouché. Selbst Barras wollte der Verschwörung beitreten. Dahin war es also in diesem Frankreich, das für die Freiheit Ströme von Blut vergossen und in ihrem Namen tausend Verbrechen begangen hatte, gekommen, daß alle Parteien zu Verschwörungen gegen die Freiheit und die Verfassung bereit waren, wenn sie nur selbst zur Herrschaft gelangten. Drei Generale hielten sich indessen fern von Bonaparte, Bernadotte, Jourdan und

Augereau. Mit Bernadotte hatte Bonaparte selbst eine Unterredung, die jedoch nicht zum Ziel führte.



Auf alle Aufforderungen, sich der Bewegung anzuschließen, gab Bernadotte die Antwort: „Ich werde als Bürger ruhig bleiben, wenn mir aber das Direktorium Befehl dazu ertheilt, so werde ich gegen die Ruhestörer marschiren.“ Von den beiden Räthen, der Alten und der Fünfhundert (die damals ein französisches Ober- und Unterhaus bildeten) war der erste durch Sieyes gewonnen, der zweite seiner Mehrheit nach feindselig. Aber Lucian Bonaparte, der als Bruder des Generals an der Verschwörung natürlich Theil nahm, war Vorsitzender im Rathe der Fünfhundert und wir werden bald sehen, wie geschickt man dies zu benutzen wußte. Auf die Besatzung von Paris kam sehr viel an, denn wenn die beabsichtigte Umwälzung auf Wiederstand stieß, wie sich dies nicht anders erwarten ließ, so mußte man Waffengewalt anwenden. Die Besatzung bestand aber aus lauter Regimentern, die unter Bonaparte in Italien gedient hatten und ihn anbeteten. Ueberdies that Murat das Seinige, die Soldaten

zu überzeugen, daß die Advokaten, welche im Besitz der Regierung seien, gestürzt werden müßten, und daß Bonaparte, der die Republik gerettet habe, sie auch beherrschen müsse.

Inzwischen hatte Bonaparte gemeinschaftlich mit Sieyes seine letzten



Anordnungen getroffen. Die Ausführung begann damit, daß man die beiden Räthe nach St. Cloud verlegte, weil sie in Paris vor den Jakobinern nicht sicher seien. Der wahre Grund dieser Maßregel war der, daß man in St. Cloud die beiden Versammlungen mit Soldaten umgeben und beherrschen konnte. Dort fing der Rath der Alten damit an, Bonaparte mit dem Oberbefehl über alle Truppen in und um Paris zu beauftragen. Dieser Beschluß wurde in Paris unter Trommelschlag bekannt gemacht.

Paris wimmelte von Truppen, deren Stimmung jetzt nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Auch Lefebvre schloß sich jetzt an, von Bonaparte persönlich gewonnen. „Wie, Lefebvre," sagte ihm Bonaparte, „Sie, eine der Stützen der Republik, wollen sie in den Händen der Advokaten zu Grund gehen lassen? Vereinigen Sie sich mit mir, den Staat zu retten. Hier haben Sie den Säbel, den ich bei den Pyramiden trug, ich schenke



ihn Ihnen als Zeichen meiner Achtung und meines Vertrauens." Lefebvre war ganz Rührung. „Ja," antwortete er, „wir wollen die Advokaten in den Fluß werfen." Nun folgte ein Anreden an die versammelten Ge-



nerale und Offiziere, an die Regimenter der Besatzung, und alles gelobte mit Begeisterung Gehorsam.

Es war am 18. Brumaire (10. November) Morgens. Ehe Bonaparte, von einem glänzenden Generalstabe umgeben, nach dem Rath der Alten aufbrach, richtete er an Soldaten und Volk folgenden Aufruf: „In welchem Zustande verließ ich Frankreich, und wie finde ich es wieder! Ich hinterließ Eroberungen und jetzt bedrängt der Feind unsere Grenzen! Ich verließ unsere Arsenale wohl versehen, und finde jetzt keine Waffe wieder! Ich hinterließ die Millionen Italiens und finde jetzt räuberische Gesetze und ringsum Elend! Unsere Geschütze sind verkauft, der Diebstahl ist zu einem völligen System ausgebildet! Die Hülfsquellen des Staates sind erschöpft! Man hat zu drückenden Mitteln gegriffen, die Gerechtigkeit und gesunder Verstand gleich sehr verwerfen! Man hat die Soldaten dem Feinde vertheidigungslos überantwortet. Wo sind sie, die Tapfern, die hunderttausend wackern Kriegsgefährten, die ich mit Lorbeern bedeckt verließ? Was ist aus ihnen geworden? Sie sind todt ... Dieser Zustand der Dinge kann nicht dauern, binnen drei Jahren würde er uns zum Despotismus zurückführen.“ Im Rathe der Alten sprach er von den Gefahren der Republik, die nur er und seine Soldaten besiegen könnten. Auch die Anklage der Herrschsucht, die bereits gegen ihn laut wurde, berührte er in verblümten Worten. Die Bearbeitung der Truppen dauerte diesen ganzen Tag fort. Die Regierung war unthätig. Barras saß im Bade und unternahm nichts, seine beiden Amtsgenossen, die nicht mit in der Verschwörung waren, hatten wohl gute Entschlüsse, kamen aber nicht zum Handeln. Der Erfolg stand schon an diesem Tage fest, denn Bonaparte's Autorität wurde überall anerkannt.

Am folgenden Tage versammelten sich beide Räthe in St. Cloud, das mit Truppen ganz angefüllt war. Bonaparte kam, von einem glänzenden Generalstabe begleitet, und ging zuerst in den Rath der Alten, wo er seiner Sache gewiß war. „Bürger,“ sagte er, „die Umstände sind keine gewöhnlichen, ihr steht auf einem Vulkan. Erlaubt mir einige Bemerkungen. Ihr glaubtet die Republik in Gefahr, Ihr verlegtet Eure Sitzungen nach St. Cloud, Ihr riefet mich herbei, um die Ausführung Eurer Befehle zu sichern. Ich habe Euch gehorchend meine Wohnung verlassen, und schon

überhäuft man uns, mich und meine Waffengefährten, mit Verläumdungen, spricht von einem neuen Cromwell, von einem neuen Cäsar. Bürger, wenn ich eine solche Rolle hätte spielen wollen, so konnte ich es nach meiner Rückkehr von Italien, im Augenblicke des schönsten Triumphes, als das Heer und die Parteien mich einluden, die Herrschaft anzutreten. Ich wollte damals nicht herrschen, ich will es auch heute nicht. Blos die Gefahren des Vaterlandes haben meinen Eifer wie auch den Eurigen erweckt.“ Ein Mitglied richtete die bedenkliche Frage an ihn, wie er es mit der Verfassung halten werde. „Die Verfassung!“ rief er aus. „Ihr habt keine. Ihr selbst habt sie zerstört, indem Ihr die Unverletzlichkeit der Abgeordneten nicht achtetet, indem Ihr die Volkswahlen vernichtetet, indem Ihr die Unabhängigkeit der Regierung antastetet. Diese Verfassung, von der Ihr redet, wird von allen Parteien angegriffen.“ Er entwarf darauf ein übertriebenes Bild von den Gefahren Frankreichs und schloß: „Von meinen Waffengefährten umgeben werde ich Euch unterstützen. Meine tapfern Grenadiere, deren Bajonette ich von meinem Platze aus sehen kann, und die ich so oft zum Siege geführt habe, werden uns helfen, das Vaterland zu retten. Sollte aber irgend ein Redner, vom Auslande bestochen, davon reden, mich außer dem Gesetz zu erklären, so würde ich an meine Waffengefährten appelliren. Bedenkt, daß der Gott des Glückes und der Gott des Krieges mich begleiten.“ Der Rath der Alten hatte auf diese freche Rede keine andere Antwort als lauten Beifall.

Im Rathe der Fünfhundert hatten indeß Auftritte ernsterer Art stattgefunden. Hier befanden sich die eifrigsten Republikaner und eine ziemliche Anzahl jener Jakobiner, die sich selbst Alles gestatteten und den geringsten Widerstand der Gegner mit Todesurtheilen bestraften. Ein Theil der letztern war mit Dolchen versehen und forderte die andern auf, den neuen Tyrannen zu ermorden, wenn man ihn auf gesetzlichen Wegen nicht besiegen könne.

Die Sitzung begann unter der größten Aufregung. Kaum hatten die Anhänger Bonaparte's, die auch hier vorhanden waren, einen Antrag gestellt, der den Plänen der Verschworenen förderlich war, so erhob sich ein furchtbares Geschrei. Man rief wild durcheinander: „Nieder mit den Tyrannen, keine Diktatur, es lebe die Verfassung! — Die Verfassung oder



der Tod! — Die Bajonette erschrecken uns nicht, wir sind frei!“ Ein Redner trug darauf an, die Verfassung neu zu beschwören, und die Ausführung geschah auf der Stelle. Ein Mitglied nach dem andern bestieg die Rednerbühne, um den Eid zu leisten, und auch Lucian Benaparte mußte schwören — einen Meineid, denn er war mit in der Verschwörung, die den Zweck hatte, die Verfassung zu stürzen. Mitten in diesem Lärm zeigte sich Bonaparte selbst von Grenadieren begleitet. Die Verwirrung erreichte nun ihren Höhepunkt. „Bajonette, Säbel, Bewaffnete im Heiligthum des Volks,“ erscholl es von allen Seiten. „Die Acht über den Diktator, nieder mit ihm! Wir wollen auf unserm Platze sterben, es lebe die Republik und die Verfassung!“ Während Bonaparte im Saale vorging, umringten ihn die Abgeordneten von allen Seiten. Man rief ihm zu: „Wie, deshalb haben Sie gesiegt? Ihre Lorbeeren sind befleckt. Ihr Ruhm hat sich in Schande verwandelt. Achtung vor dem Tempel des Gesetzes. Hinaus, hinaus!“ Bonaparte gerieth in Verwirrung, denn ließen die Gefahren des Schlachtfeldes ihn auch kalt, so war er doch an solche Scenen nicht gewöhnt. Seine Grenadiere wurden unruhig, als sie ihn mitten in dem

Gewühl sahen, und gingen in den Saal vor, um ihn in ihre Mitte zu nehmen. In diesem Augenblicke entstand ein furchtbares Gedränge und eine Art von Kampf. Von Schriftstellern, die im Interesse Bonaparte's schrieben, ist vielfach behauptet worden, daß gegen ihn Dolche gezückt wären, und er selbst hat diese Behauptung in den öffentlichen Erlassen aufgestellt, die unmittelbar nach dem 19. Brumaire ergingen. Diese Erlasse sind aber eine sehr trübe Quelle, denn sie hatten den Zweck, die öffentliche Meinung für Bonaparte günstig zu stimmen. Wer eine Verfassung mit Waffengewalt umstürzt, dem kann es auch auf die kleinere Sünde nicht ankommen, dieses Verbrechen durch falsche Thatsachen rechtfertigen zu wollen. Erwiesen ist blos, daß einem einzigen Grenadier die Kleider zerrissen wurden, ob aber mit Dolchen, ist ungewiß. Die Möglichkeit, daß diejenigen Jakobiner, welche sich mit Dolchen versehen hatten, dieselben bei dieser Gelegenheit gezückt haben können, soll damit nicht in Abrede gestellt werden.

Bonaparte wurde von seinen Grenadieren aus dem Saale geführt und draußen mit lautem Jubelruf empfangen. Bei den Fünfhundert dauerte die Erbitterung fort und richtete sich nun gegen Lucian Bonaparte, in dem man den Mitschuldigen seines Bruders ahnte. „Ihr Bruder ist ein Tyrann," rief man ihm von allen Seiten zu, „er hat in einem einzigen Tage seinen ganzen Ruhm verloren." Lucian suchte seinen Bruder zu rechtfertigen. „Sie haben ihn nicht anhören wollen," sagte er. „Er wollte sein Benehmen erklären, seine Absichten bekannt machen, alle die Fragen beantworten, die unaufhaltsam an ihn gerichtet werden. Er hätte wegen seiner Dienste wohl verdient, daß sie ihm Zeit zur Rechtfertigung ließen." — „Nein nein, nieder mit dem Tyrannen," rief man ihm entgegen. „In die Acht mit ihm!" Wurde dieser Beschluß wirklich gefaßt, so konnte es leicht um Bonaparte geschehen sein, denn die Truppen würden einem geächteten General nicht gerne haben folgen wollen, und es waren außerdem Offiziere gegenwärtig, Augereau z. B., die nur auf eine Gelegenheit warteten, die Soldaten für die Verfassung zu gewinnen. Lucian Bonaparte widerstand daher der Achtserklärung mit der größten Anstrengung. Als er sah, daß alles vergebens sei, legte er die Zeichen seiner Amtsgewalt nieder. „Elende," rief er aus, „Ihr wollt, daß ich gegen meinen eigenen Bruder die Acht ausspreche? Ich lege den Vorsitz nieder und werde mich an die Schranken

begeben, um denjenigen zu vertheidigen, den Ihr anklagt. In diesem Augenblicke schickte Bonaparte, der den Lärm hörte, zehn Grenadiere ab, um seinen Bruder aus dem Saale zu führen. Sie treten ein, umringten Lucian und zogen ihn mit sich fort. Kaum war dieser draußen, so trat er wieder in der Würde des Präsidenten auf, die er doch niedergelegt hatte. Er entwarf in der Eile ein Dekret, welches die Auflösung des Rathes der Fünfhundert aussprach und von Bonaparte sogleich benutzt wurde, um den Soldaten zu beweisen, daß die Abgeordneten des Volkes Aufrührer seien.



In diesem Sinne redete Lucian selbst zu den Truppen. „Bürger, Soldaten," sagte er, „ich verkünde Euch als Präsident des Rathes der Fünfhundert, daß die große Mehrheit desselben in diesem Augenblicke unter der Schreckensherrschaft einiger mit Dolchen bewaffneten Volksrepräsentanten steht, welche die Tribüne umlagern, ihren Collegen den Tod androhen und die schrecklichsten Berathungen durchsetzen.

„Ich erkläre Euch, daß diese verwegenen Räuber, ohne Zweifel von England gedungen, sich gegen den Rath der Alten empört und es gewagt haben, von der Aechtung jenes Generals zu sprechen, der mit Vollziehung seines Dekretes beauftragt ist, gleich als wären wir noch in den schrecklichsten Zeiten ihrer Herrschaft, gleich als ob das Wort, „außer dem Gesetz“ hinreichte, um die dem Vaterlande theuersten Häupter fallen zu machen.

„Ich erkläre Euch, daß diese kleine Anzahl von Wüthenden durch ihre Angriffe gegen die Freiheit dieses Rathes, sich selbst außer das Gesetz gestellt hat.

„Im Namen des Volkes, das seit so vielen Jahren das Spielwerk dieser elenden Zöglinge des Schreckens ist, übertrage ich den Kriegern die Sorge, die Mehrheit ihrer Repräsentanten zu befreien, damit sie, durch die Bajonette von den Dolchen errettet, über das Schicksal der Republik berathen könne.

„General, Soldaten, Bürger! Ihr alle werdet nur diejenigen als Frankreichs Gesetzgeber anerkennen, die sich zu mir begeben werden; diejenigen aber, welche in der Orangerie bleiben, mögen durch Gewalt vertrieben werden! Diese Räuber sind keine Volksrepräsentanten mehr, sondern Dolchrepräsentanten. Möge ihnen dieser Titel bleiben, möge er ihnen überall hin nachfolgen; mögen, so oft sie es wagen sich öffentlich zu zeigen, alle Finger auf sie weisen und sagen, das sind die Volksrepräsentanten!

„Es lebe die Republik!“

Auch Bonaparte hatte jetzt seine Entschlossenheit wiedergefunden und redete gleichfalls zu den Soldaten in seinen gewohnten kurzen Absätzen: „Soldaten, ich habe Euch zum Siege geführt, kann ich auf Euch zählen?“ — „Ja, ja, es lebe Bonaparte!“ — „Soldaten, man durfte glauben, der Rath der Fünfhundert werde das Vaterland retten; im Gegentheil überläßt er es heftigem Parteizwiste; Unruhestifter suchen ihn gegen mich aufzureizen! Soldaten, kann ich auf Euch zählen?“ — „Ja, ja, es lebe Bonaparte!“ — „Wohlan, so werde ich sie zurechtweisen.“

Murat führte die Grenadiere, die sich durch das Mährchen von den Dolchen und durch Klagen über ihre Armuth erhitzt hatten, unter Trommelwirbel in den Sitzungssaal der Fünfhundert. Dort empfing sie der Ruf:

„Es lebe die Republik!“ Die Abgeordneten wollten von ihren Sitzen nicht weichen, die Republikaner waren bereit, für die Verfassung zu sterben. Viele von ihnen redeten die Soldaten an, Andere warfen sich den Bajonetten mit entblößter Brust entgegen. Doch die Soldaten, immer in dem Glauben, gegen Dolchritter und Mörder zu handeln, wollten von nichts hören. Leclerc rief: „Im Namen des Generals Bonaparte, der Rath der Fünfhundert ist aufgelöst, die guten Bürger mögen sich zurückziehen. Grenadiere, vorwärts!“ Nun rückten die Soldaten mit gefälltem Gewehr in in der ganzen Breite des Saales vor, und die Abgeordneten wichen Schritt für Schritt. Viele, die nicht weichen wollten, trugen die Grenadiere auf ihren Armen hinaus, die Uebrigen räumten den Saal durch Thüren und Fenster.



Der Staatsstreich war vollendet. Das Volk, von Bonaparte's Ruhm berauscht und von dem Dolchmährchen eingenommen, das überall, selbst von den Schaubühnen aus, verkündet wurde, nahm für seine schmählich mißhandelten Abgeordneten nicht Partei, und diese, zersprengt, zum Theil ent-

muthigt, zum Theil gefangen, fanden keinen Anhaltpunkt, um ihren gesetzmäßigen Widerstand fortzusetzen. Noch am Abend versammelten sich die Alten, von den Fünfhundert etwa dreißig, und gaben zu dem vorläufigen Verfassungsentwurf, der Absetzung des Direktoriums, der Ausstoßung der „Verschwörer" aus den Räthen ihre Zustimmung. Dieser Ausgestoßenen waren einundsechszig, unter ihnen Arena, Goupilleau, Grandmaison, General Jourdan, Lesage-Senault, Letourneur, Montpellier, Morreau von der Yonne, Prudon und Talot.

Das war das Ende der Republik. Der Name blieb noch für einige Jahre, aber die Einherrschaft begann thatsächlich, sobald Bonaparte an die Spitze der Geschäfte trat. Der 18. Brumaire bezeichnete zugleich den Charakter, den die neue Gewalt annehmen werde. Der Säbel hatte die Verfassung zertrümmert, der Säbel sollte fortan die Herrschaft führen. Aber auch der alte Ausspruch der Bibel sollte sich bethätigen: „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen."



Zweites Buch.

Napoleon als Konsul.



Erstes Kapitel.

Die neue Verfassung. — Die Lage Frankreichs. — Bonaparte ordnet die Verwaltung, sucht die Ausgewanderten zu versöhnen und schließt mit der Vendée Frieden. — Fortsetzung des Krieges mit Oesterreich. — Das Reserve-Heer. — Uebergang über die Alpen. — Schlacht von Marengo.



ls Sieyes die Entwerfung der neuen Verfassung übernahm, hatte er gehofft, sich dabei den ersten Platz vorbehalten zu können. Er wollte regieren, Bonaparte sollte mit dem bloßen Schein, mit der Stelle eines Großwählers, abgefunden werden. Dieser Großwähler sollte weiter nichts thun, als unter den vom Volke vorgeschlagenen Kandidaten die Beamten auswählen, Frankreich nach außen hin repräsentiren, und dafür jährlich anderthalb Millionen Thaler beziehen. Bonaparte wies dieses Amt mit Entrüstung zurück. „Ihr Großwähler, sagte er, ist nichts als ein

faulenzender König, und die Zeit der faulenzenden Könige ist vorbei. Glauben Sie, daß das Volk dulden würde, wenn ein bloßes Mastschwein in Versaille jährlich anderthalb Millionen verzehren wollte?“ Die von Bonaparte verlangten Abänderungen des Verfassungsentwurfes wurden sämmtlich angenommen, und an die Spitze des Staates traten drei Konsuln, Bonaparte, Cambacérès und Lebrun, der erste mit aller Gewalt, die beiden andern blos mit berathenden Stimmen. Bonaparte als erster Konsul hatte die Ernennung des gesammten Beamtenpersonals, die ganze Regierung, die Leitung des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten. Der Blindeste mußte sehen, daß Bonaparte die Ernennung von zwei andern Konsuln neben ihm blos deshalb duldete, um zu verschleiern, daß in seinen Händen die Allgewalt lag. Die Konsuln wurden auf zehn Jahre ernannt und waren nach dem Ablauf dieser Zeit wieder wählbar. Gesetzgebende Körperschaften schuf man drei, einen Senat, welcher den Namen des erhaltenden bekam, ein Tribunat und einen gesetzgebenden Körper. Der Senat hatte hauptsächlich die Befugniß, Gesetze oder Regierungsverordnungen zu kassiren, sobald sie verfassungswidrig waren. Die Berathung und die Abstimmung über neue Gesetze wurde zwischen dem gesetzgebenden Körper und dem Tribunat so getheilt, daß das Tribunat berieth, aber nicht entschied, der gesetzgebende Körper entschied aber nicht berieth.

Frankreichs Lage war im Allgemeinen keine günstige. Das früher in Massen umlaufende Papiergeld hatte den öffentlichen Kredit so geschwächt, daß man zu einer Zwangsanleihe hatte greifen müssen, welche eine der Hauptursachen der herrschenden Unzufriedenheit war. Bonaparte unterdrückte diese Anleihe und ordnete die Finanzen so, daß der Staat wieder Geld bekam und die Steuerpflichtigen doch nicht gedrückt waren. Das Vertrauen kehrte nun in einem solchen Grade zurück, daß die Bankiers der Regierung selbst mit Geldanerbietungen entgegen kamen. So wurde es möglich, den Heeren wieder Geld und Vorräthe zuzuschicken, und es war hohe Zeit dazu. Namentlich bei dem Heer von Italien hatte eine solche Noth geherrscht, daß die Truppen, von Fieber und Hunger abgezehrt, auf den Landstraßen bettelten, daß ganze Korps eigenmächtig ihre Stellungen verließen und sich in Gegenden begaben, wo sie leben konnten. Durch Bonaparte's Maßregel hörte die Noth auf. Die Verwaltung mußte nicht

minder geordnet werden. Unter den rasch aufeinanderfolgenden Regierungen hatten Leute aller Art Aufnahme in den Beamtenstand gefunden. Nachlässigkeit und Unterschleif waren zur Regel geworden, und eine Grundreform wurde dringendes Bedürfniß. Dabei lief aber ein großer Fehler mit unter, der freilich in der Macht der Verhältnisse selbst lag, wie man sagen muß. In der früheren Zeit der Revolution hatte den Gesetzgebern die Idee von Stadt- und Gemeinde-Ordnungen, wie wir sie in Deutschland nach Preußens Vorgange besitzen, dunkel vorgeschwebt. Die Ausführung war aber schlecht gerathen, denn man hatte ganz im Geiste der Zeit die große Volksrepräsentation, wie sie in Paris versammelt war, zum Muster genommen. Jede Stadt, jedes Dorf bekam einen National-Konvent im Kleinen, und wie sich ganz von selbst versteht, führte ein solches Wesen zu unendlich viel Geschrei und einer gräulichen Unordnung. Man hatte diese Uebelstände später empfunden und ihnen abzuhelfen gesucht, aber nicht genug durchgegriffen. Am Durchgreifen fehlte es jetzt nicht, nur ist sehr die Frage, ob es auf die rechte Weise geschah. Was Bonaparte nämlich an die Stelle der früheren Unordnung setzte, war das sogenannte Centralisationssystem, welches darin besteht, an einem bestimmten Orte (in der Hauptstadt) sämmtliche höhere Behörden zu vereinigen und von diesen alle Beamten des ganzen Landes abhängig zu machen. Dieses System bedingt zugleich eine stufenweise Unterordnung Eines unter den Andern, so daß jeder Vorgesetzte wieder einen Vorgesetzten hat, bis dieser künstliche Riesenbau in den Ministerien seine höchste Spitze erreicht. Die Maschine arbeitet so, daß von unten herauf nach oben berichtet, von oben herab nach unten befohlen wird. Der entscheidende Wille befindet sich also im Centralisationspunkte, was außerhalb liegt, ist todt. Für Frankreich ist ein solches System doppelt nachtheilig, da die Hauptstadt dort auch sonst schon auf eine unnatürliche Weise vorwiegt, so daß man wohl zu sagen pflegt: Paris ist Frankreich. Dennoch sind die Franzosen lange Zeit eifrige Lobredner dieses Systems gewesen und sind es zum Theil jetzt noch, obgleich die jetzige Regierung etwas davon abgegangen ist.

Bonaparte's Zwecken dienten diese Maßregeln vortrefflich, denn sie stellten die Ruhe her, und Ruhe war das Hauptbedürfniß des Volkes. Da er dies wußte, so glaubte er sich Willkürlichkeiten gegen die Republi-

kaner gestatten zu können. Er war eigentlich der Verbrecher, und jene Leute, welche die von ihm umgeworfene Verfassung vertheidigten, befanden sich im Recht, aber in der Politik finden oft wunderbare Begriffsverwechselungen statt, und wer die Macht hat meint gewöhnlich auch das Recht zu besitzen. In diesem Sinne verurtheilte er getrost sechsunddreißig Republikaner, unter denen sich auch ein deutscher Fürst, der Prinz Carl von Hessen, befand, zur Verbannung in die Niederlassungen. Doch die öffentliche Meinung sprach sich gegen diese Willkürlichkeiten so entschieden aus, daß Bonaparte bald zur Milde einlenken mußte. Größere Billigung fand er, als er die Opfer der Revolution zu versöhnen begann, die Liste der Ausgewanderten für geschlossen erklärte und die gefangen gehaltenen Priester wie die Geißeln, welche ganze Landschaften für ihre Treue hatten stellen müssen, entließ. Auch diese Maßregeln dienten dazu, die Ruhe herzustellen, denn sie führten zur Unterwerfung der Aufrührer. Mit der Vendée wurden Unterhandlungen begonnen, die mit dem Frieden von Montfaucon endeten. Abbé Bernier machte den Vermittler und fast alle Anführer der Royalisten legten die Waffen nieder.



Einige unterwarfen sich nicht, wurden geschlagen, gefangen und ebenfalls bis auf wenige Ausnahmen begnadigt. Selbst die Chouans fanden Gnade, die zuletzt beinah zu gemeinen Räubern herabgesunken waren, Postwagen plünderten und reiche Gutsbesitzer überfielen.

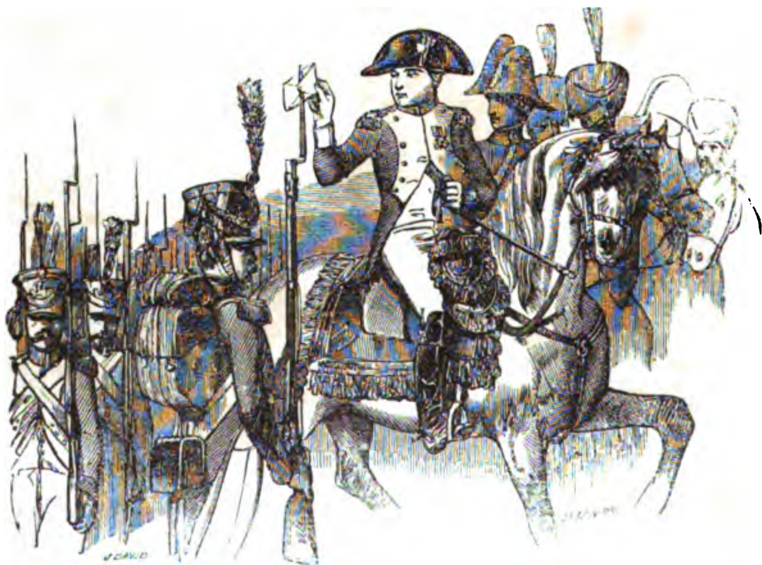
Hatte Bonaparte bei allen diesen Maßregeln außer Frankreichs Wohl auch seine eigene Person im Auge, so beschäftigte er sich mit dieser letzteren ausschließlich in Allem, was das Heer anging. Dieses ganz an sich zu fesseln, war sein erstes Augenmerk. Ein Hauptmittel dazu gaben die Ehrenwaffen ab, mit denen er tapfere Soldaten belohnte.



Man muß gestehen, er war unübertrefflich in der Art, wie er gab. So schrieb er einem Grenadier-Sergeanten Folgendes: „Ich habe Ihr Schreiben erhalten, tapferer Kamerad; Sie hatten nicht nöthig, von Ihren Thaten zu mir zu sprechen, ich kenne sie alle. Sie sind seit dem Tode des wackern Benazette der tapferste Grenadier der Armee. Sie haben einen

der Hundert Ehrensäbel erhalten, welche ich an die Armee vertheilte; alle Soldaten stimmten überein, daß sie ihn am meisten verdienten. Ich wünsche sehr, Sie wiederzusehen; der Kriegsminister ertheilt Ihnen den Befehl, nach Paris zu kommen."

Auch äußern Glanz wollte er um seine Person verbreiten. Der Palast Luxemburg war zu unscheinbar, und er siedelte daher in die Tuillerien, den alten Königssitz über. Hier wurde ein Hofstaat eingerichtet, so gut er sich für den Augenblick herstellen ließ. Josephine machte die Wirthin, und ihre Liebenswürdigkeit gewann Manchen, die sich von ihrem schroffen Gemahl abgestoßen fühlte. Es wurde zur Regel, daß vor den Tuillerien allwöchentlich große Heerschau stattfand, so daß Bonaparte häufig seine Macht zeigen konnte. Die schaulustigen Pariser hatten hierbei zugleich Gelegenheit, seine herablassende Güte zu bewundern, denn jeder Soldat, der eine Bitte oder Beschwerde vorzutragen hatte, durfte aus den Reihen treten und seine Schrift übergeben.



Um seine Volksbeliebtheit zu vollenden, blieb ihm noch übrig, den Frieden herzustellen. Die Unterhandlungen, die er zu diesem Zweck mit

England und Oesterreich anknüpfte, führten nicht zum Ziel, und es mußte also gekämpft werden. Im Grunde des Herzens war ihm dies gewiß angenehm, denn der Krieg verschaffte ihm Sieg und der Sieg gab ihm Glanz. Es wurde schon gesagt, daß Oesterreich während Bonaparte's Abwesenheit in Vortheil gekommen war. Die französischen Heere waren über den Rhein zurückgeworfen, in Italien war Massena in Genua eingeschlossen und dem südlichen Frankreich drohte ein Einfall. 150,000 Deutsche standen am Rhein zum Angriff wie zur Vertheidigung gleich bereit, 120,000 waren in Piemont aufgestellt. Die Franzosen hatten 250,000 Mann unter den Waffen, wozu noch 100,000 neu Ausgehobene kamen. Bonaparte beschloß einen doppelten Angriff zu machen, in Deutschland und in Italien. Der Oberbefehl in Deutschland wurde Moreau übertragen, Italien behielt der erste Konsul sich selbst vor. Die Oesterreicher erwarteten den Hauptangriff am Rhein und wurden in dieser Meinung dadurch bestärkt, daß alle französischen Truppensendungen anscheinend nach dieser Richtung abgingen. Daß Bonaparte die Bildung eines Reserve-Heeres in Dijon befahl, machte sie für eine kurze Zeit aufmerksam. Als aber ihre nach jener Stadt abgeschickten Späher berichteten, in Dijon sehe man nichts als einige bejahrte Officiere und einige junge Freiwillige, wurden sie wieder sicher und glaubten, das angeblich für Italien bestimmte Reserve-Heer existire gar nicht. Es existirte aber zu sehr, wie sie bei Marengo bald zu ihrem großen Schaden entdecken sollten, und die Truppen waren blos so geschickt vertheilt, daß sie nirgends in die Augen fielen.

Beim Beginnen des Feldzuges waren die Oesterreicher im Vortheil. Melas befehligte in Italien wohl 120,000 deutsche Truppen, denen Massena blos 36,000 Franzosen entgegenstellen konnte. Der Letztere hatte überdies seine Truppen zu weit ausgedehnt, und so kam es, daß die Oesterreicher sein Heer in zwei Theile theilten, ihn selbst mit einem Theile nach Genua drängten und den Rest in das Vardepartement zurückwarfen. Massena wurde nun in Genua eingeschlossen, wo er sich zwar sehr tapfer vertheidigte, aber aus Mangel an Lebensmitteln jedenfalls zur Uebergabe gezwungen werden mußte. Während dessen war Moreau über den Rhein gegangen. Er war glücklich gewesen, denn er hatte in zwei großen Gefechten den Sieg gewonnen und die Oesterreicher vom Rhein bis zur Donau

zurückgedrängt. Nun konnte Bonaparte von ihm die Truppen verlangen, die er gebrauchte, um in Italien kräftig aufzutreten. Mit diesen Verstärkungen war das Reserve-Heer 65,000 Mann stark und reichte aus, die sehr geschwächten Oesterreicher zu bekämpfen. Der Uebergang über die Alpen sollte beim St. Bernhard geschehen, so hatte es Bonaparte verfügt. Mit der größten Umsicht traf er alle nöthigen Anordnungen und befahl in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai den Aufbruch. Das Fußvolk fand wenig Schwierigkeit, aber die Reiterei mußte auf den engen und steilen Fußwegen ihre Pferde führen, und mancher Mann ging verloren, indem die des Steigens ungewohnten Pferde in Abgründe stürzten und ihre Reiter



mit sich fortrissen. Den Schießbedarf vertheilte man in kleinen Kisten auf Maulthiere, die Kanonen wurden auseinander genommen, und der Transport der Röhre geschah auf die Weise, daß man Fichtenstämme in der Mitte durchspaltete und aushöhlte, zwischen je zwei solcher Stammhälften einen Kanonenlauf band und in dieser Umkleidung durch die Schluchten schleifte. Die Röhren waren auf diese Weise gegen jede Beschädigung geschützt.

Die Einrichtung war so getroffen, daß jeden Tag eine Division des Heeres den Uebergang bewerkstelligte. Bonaparte befand sich diesseits des Gebirges in Martinach, Berthier befand sich jenseits, um die Soldaten zu empfangen und das Material wieder zu ordnen. Das Wetter blieb während des Uebergangs heiter. Dennoch gab es Anstrengungen in Fülle, und man mußte den Muth der Soldaten oft auffrischen, indem man an den schwierigsten Stellen die Musik spielen ließ. Oben im Hospiz des Bernhard standen Lebensmittel in Bereitschaft und wurden von den Mönchen selbst an die Soldaten ausgetheilt.



Die eigentliche Schwierigkeit begann erst jenseits des Bernhard. Dort verengt sich das nach Italien führende Thal dergestalt, daß es fast allein

aus dem Flusse und einer Straße besteht. Hier liegt die kleine Feste Bard, die mit ihrem Feuer jene Straße ganz beherrscht und damals von einer nicht zahlreichen aber tapfern österreichischen Besatzung eingenommen war. Als der französische Vortrab vor dieser Feste erschien, wurde er von einem so lebhaften Feuer begrüßt, daß er zurückweichen mußte. Man versuchte Bard zu erstürmen, man brachte einige Geschütze auf nahe Höhen um es von oben zu beschießen, aber alles war vergebens. Das Feuer der wenigen französischen Kanonen erwies sich als unwirksam, die wiederholten Stürme wurden blutig zurückgeschlagen. Inzwischen ging Bonaparte selbst über den Bernhard, nachdem der Uebergang seiner Truppen vollendet war. Man stellt ihn gewöhnlich dar, wie er auf einem muthigen Rosse die Felsen hinansprengt, aber dies war nicht die Art seines Uebergangs. Er reiste auf eine bescheidenere und den Umständen mehr angemessene Weise auf einem Maulthier, in seinen bekannten grauen Ueberrock gehüllt und blos von einem Führer geleitet. Dieser Mann kannte ihn nicht und erzählte ihm unterwegs von seinen Schmerzen und Hoffnungen, daß er seit längerer Zeit verlobt sei, aber nicht die Mittel besitze, um seine Geliebte heimführen zu können. Wie freute sich der Arme, als er nach seiner Rückkehr in sein Dorf ein Haus, Felder und alle nöthigen Mittel zu seinem Lebensunterhalt angewiesen erhielt! Auf dem Bernhard angelangt, beschäftigte sich Bonaparte damit, wie man die Festung Bard umgehen könne. Durch seine Späher hatte er erfahren, daß es einen Fußweg durch die Gebirge gebe. Dieser Weg war schlecht, aber Bonaparte ließ ihn ausbessern und Fußvolk wie Reiterei darauf marschiren. Das Geschütz konnte diesen Weg aber nicht benutzen, für diese wichtige Waffe gab es keine andere Straße, als die unter der Festung von Bard vorüber führt. Man belegte diese Straße mit Stroh, damit die Kanonenräder kein Geräusch machten, und ließ die Kanonen von Soldaten ziehen, was glücklich gelang, obgleich die Feinde von Zeit zu Zeit schossen und mehrere Kanoniere tödteten.

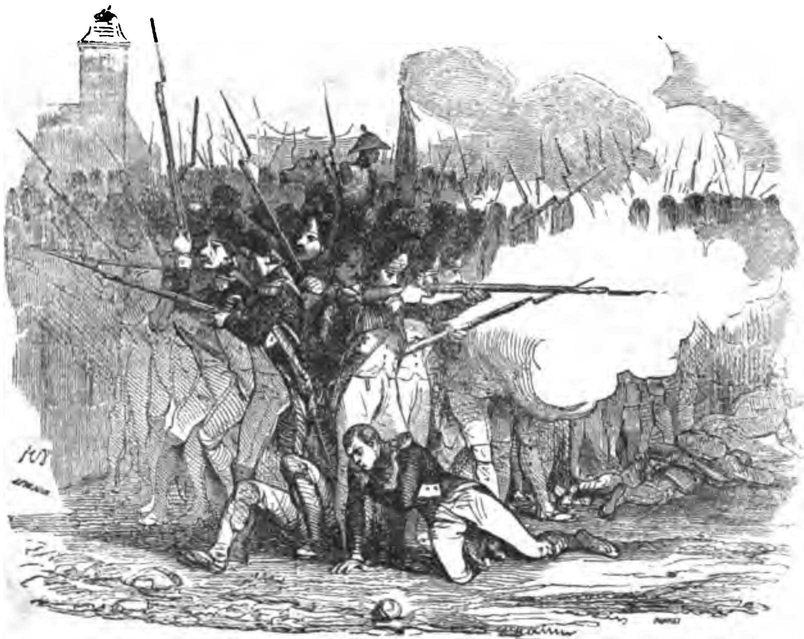
Am 22. Mai nahm Lannes die Festung Ivrea und der Uebergang über die Alpen war damit vollendet. Melas war vollkommen getäuscht worden, denn auch er hatte geglaubt, daß das sogenannte Reserve-Heer gar nicht vorhanden sei, und konnte sich auch dann, als ihm von dem Uebergange der Franzosen über den Bernhard berichtet wurde, nicht über-

zeugen, daß ein ernstliches Unternehmen beabsichtigt sei. Erst als ihm einer seiner abgesandten Offiziere sagte, Bonaparte sei persönlich bei dem über die Alpen gegangenen Heere und er habe ihn mit seinen eigenen Augen gesehen, schwand seine Täuschung. Er rief nun alle seine Abtheilungen herbei und wollte selbst Genua aufgeben, um alle seine Kräfte gegen den furchtbarsten Feind verwenden zu können. Genua konnte sich aber nicht mehr halten. Es herrschte eine solche Hungersnoth, daß beinahe ein Wort der französischen Soldaten verwirklicht worden wäre, ihre im Anfang der Belagerung ausgestoßene Prahlerei: „Ehe Massena sich ergiebt, läßt er uns noch erst seine Stiefeln fressen.“ Alle Vorräthe waren aufgezehrt, selbst das Pferdefleisch und das Brod von Bohnen und Hafer, wovon man in der letzten Zeit gelebt hatte. Man hatte zuletzt nichts mehr als ein elendes Brod, aus Stärkemehl, Leinsaat und Kakao zusammengesetzt, und die unglücklichen Einwohner waren auf Krautsuppe beschränkt. Am 3. Juni stieg die Noth so hoch, daß Massena endlich unterhandelte. Man bewilligte ihm aus Rücksicht für seine Tapferkeit mit 8000 Mann freien Abzug und lieferte ihm sogleich die so nöthigen Lebensmittel. Massena hatte durch seine tapfere Vertheidigung Bonaparte große Dienste geleistet, denn er hielt die Feinde nicht allein lange Zeit vor Genua fest, er schwächte sie auch durch wiederholte Ausfälle bedeutend. Bonaparte hatte inzwischen Mailand besetzt, die einzelnen Abtheilungen der Oesterreicher geschlagen und ihre Magazine weggenommen. Er stand zugleich im Rücken von Melas und trennte diesen von der Lombardei und von den Alpen. Der österreichische Befehlshaber mußte sich durchschlagen, wenn er seine Verbindung mit dem Vaterlande wieder herstellen wollte, und dies war es, was er am 14. Juni bei Marengo versuchte.

Marengo liegt in einer großen Ebene, die sich zwischen der Scrivia und der Bormida ausbreitet. Die von Alessandria kommende Straße führt durch diese Ebene auf Marengo, welches den Hauptausgang bildet und der Schlüssel der Stellung ist. Auf der andern Seite der Straße liegt San Giuliano, und zu beiden Seiten dehnt sich eine mit Getraidefeldern und Weingärten bedeckte Ebene aus. Die Oesterreicher gingen mit Tagesanbruch über die beiden Brücken, welche über die Bormida führen. Die Langsamkeit ihres Marsches gestattete den Franzosen, zwei Divisionen zur

Vertheidigung von Marengo zu vereinigen. Vor Marengo befindet sich ein tiefer und schlammiger Bach, Fontanone, welcher die Vertheidigung des Dorfes bedeutend erleichterte. Durch diesen Bach und die Häuser des Orts geschützt, wiesen die Franzosen längere Zeit alle Angriffe des Feindes zurück, und auch Lannes, der links von Marengo stand, behauptete sich in seiner Stellung. Allein die Oesterreicher, die an Geschütz weit überlegen waren, kehrten immer wieder, überflügelten Lannes und setzten sich jenseits des Baches fest. Ein furchtbares Geschützfeuer unterstützte alle ihre Bewegungen. Eine der Divisionen, mit denen Victor in Marengo sich noch behauptete, wurde von den Kartätschen fast ganz niedergeschmettert, Marengo ging verloren, das ganze Corps von Victor war in der Auflösung begriffen.

Es war 10 Uhr Morgens, die Felder waren mit Todten und Verwundeten bedeckt, und unter den in Unordnung fliehenden Truppen Victor's verbreitete sich der Ruf: Alles ist verloren, rette sich wer kann. In diesem Augenblick kam Bonaparte herbei. Er hatte an dieser Stelle keine Schlacht erwartet und seine Truppen auf mehrere Straßen vertheilt, um den Oesterreichern überall den Rückzug abzuschneiden. Jetzt freilich erkannte er die Wahrheit und kam in größter Eile mit seiner Konsulargarde und der Division Monnier herbei. Zwei Reiterregimenter folgten als Reserve, Desair erhielt Befehl, so schnell als möglich nach San Guliano zu marschiren. Sobald er das Schlachtfeld erreichte, war seine erste Maßregel die, seine Konsulargarde und zwei Regimenter Lannes zu Hülfe zu schicken und seine übrigen Truppen zum Angriffe auf Marengo zu verwenden. Die Konsulargarde, aus lauter alten Grenadieren bestehend, stellte das Gefecht wieder her, indem sie mit unerschütterlichem Muthe das Geschützfeuer und die Angriffe der feindlichen Reiter aushielt. Um Marengo wurde mit furchtbarer Erbitterung gekämpft. Im ersten Anlaufen nahmen die Franzosen das Dorf, aber Melas führte neue Truppen in das Gefecht, setzte sich wieder in den Besitz und schmetterte mit seinen Kartätschen alles nieder. Bonaparte mußte den Rückzug befehlen und erreichte nicht einmal, daß seine Soldaten in Ordnung zurückgingen, da sie nur den einen Gedanken hatten, in San Guliano gegen das entsetzliche Geschützfeuer der Feinde Deckung zu finden. Melas hatte nun gegen



Lannes freie Hand und ging mit 80 Feuerschlünden gegen ihn vor. Auch Lannes mußte nun zurückgehen, so tapfer seine Truppen und namentlich die Konsulargarde sich schlugen. Seine Geschütze waren zusammengeschossen, seine Truppen schmolzen unter dem Kartätschenhagel immer mehr, aber doch gelang es ihm, einige Ordnung zu behaupten und nach zweistündigem Rückzuge in den Weingärten hinter Castel Ceriolo Stellung zu nehmen.

Es war drei Uhr Nachmittags. Die Franzosen hatten das Schlachtfeld geräumt, Bonaparte in Unordnung, Lannes mit schwerem Verlust. Melas konnte sich mit vollkommenem Recht als Sieger betrachten und schickte bereits Eilboten ab, um seiner Regierung und allen Höfen Europa's die Niederlage der Franzosen zu melden. Unglücklicher Weise wiegte er sich in eine Sicherheit ein, die sich seinem ganzen Heere mittheilte. Er war ein Greis, war verwundet und todtmüde, und glaubte sich nach dem großen Erfolge des Tages wohl gestatten zu können, nach Alessandria zurückzugehen und sich dort zu pflegen. Er verließ also das Schlachtfeld und

übertrug den Oberbefehl an den General von Zach. Von seinem Heer zerstreute sich sofort ein Theil, um die Todten zu plündern, und die andern marschirten sorglos unter lauten Glückwünschen wegen des erfochtenen Sieges.

Von den französischen Truppen war Desaix mit der ganzen Division Boudet noch nicht in das Gefecht gekommen. Er war vom Schlachtfelde ziemlich entfernt, als er den Kanonendonner vernahm, und eilte nun sogleich mit seinen Truppen herbei. Als er Bonaparte und dessen Generalstab erreichte, wurde lebhaft erörtert, ob man die verlorne Schlacht wieder aufnehmen solle. Die meisten Generale waren dagegen, selbst Bonaparte schien zu schwanken, aber Desaix überblickte das verheerte Schlachtfeld, zog seine Uhr aus der Tasche und sagte ruhig: „Ja, die Schlacht ist verloren! aber es ist erst drei Uhr! es bleibt uns noch Zeit, eine neue Schlacht zu gewinnen.“ Bonaparte gab nun sofort die nöthigen Befehle, und in kurzer Zeit waren alle seine Abtheilungen wieder in Schlachtordnung aufgestellt. Auf der ganzen französischen Linie ertönte der Sturmmarsch und die Soldaten waren wie neu belebt, denn Bonaparte hatte ihnen gesagt: „Meine Freunde, wir sind gewichen. Erinnert Euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu schlafen.“ Die Oesterreicher kamen inzwischen sorglos herbei. Sie zogen in der gewöhnlichen Ordnung eines Heeres, das keinen Feind erwartet. Die Division Boudet war in einer Einbiegung des Bodens aufgestellt, so daß sie nicht gesehen werden konnte. Plötzlich begann eine französische Batterie von 12 Geschützen ihr Feuer; auf den Bodenerhöhungen erschien eben so unvermuthet eine ganze Linie feindlichen Fußvolks und auf die überraschten Oesterreicher schmetterte ein Hagel von Kartätschen und Gewehrkugeln. Sie geriethen in Unordnung, erwiderten aber das Feuer und brachten auch ihren Feinden einen schweren Verlust bei, denn unter den ersten Gefallenen war der edle Desaix, der an der Spitze seines Regimentes ritt.

„Verbergen Sie meinen Tod,“ sagte er zum General Boudet, „die Truppen könnten dadurch wankend werden.“ Aber seine Truppen haben ihn fallen sehen, wollen seinen Tod rächen und werfen sich wüthend auf die Oesterreicher. Bei ihrem Anblick stutzen die beiden ersten Regimenter, welche den Marsch eröffneten, werfen sich in Unordnung auf die zweite



Linie zurück und verschwinden in den Reihen derselben. Die Colonne der Lattermannschen Grenadiere steht jetzt allein an der Spitze und empfängt den Stoß wie eine Kerntruppe. Sie hält fest Stand. Der Kampf entbrennt auf beiden Seiten der großen Straße. Die neunte leichte Halbbrigade wird rechts von den versammelten Truppen Victor's, links von der dreißigsten und neunundfunfzigsten der Division Boudet unterstützt, die sich der Bewegung angeschlossen haben. Kaum vermögen Lattermanns Grenadiere sich ihrer zu erwähren, als plötzlich ein unerwarteter Sturm über sie losbricht. General Kellermann, der auf Desair's Verlangen Befehl zum Angriffe erhalten, bricht in Galopp auf, eilt zwischen Lannes und Desair hindurch, läßt der österreichischen Kavallerie, die er vor sich sieht, einen Theil seiner Escadronen in Hackenstellung gegenüber und dringt dann mit dem Ueberrest der bereits von Boudet's Infanterie in Front angegriffenen Grenadiercolonne in die Flanke. Dieser mit außerordentlicher Kraft ausgeführte Angriff schneidet die Colonne mitten entzwei. Die Dragoner Kellermanns hauen rechts und links ein, bis die armen Grenadiere, von allen Seiten gedrängt, ihre Waffen strecken. 2000 geben sich gefangen und an ihrer Spitze sieht sich General Zach selbst genöthigt, seinen Degen

abzugeben. Auf diese Weise sind die Oesterreicher für das Ende der Schlacht ohne Leitung, denn Melas war, wie wir gesehen, da er den Sieg sicher glaubte, nach Allessandria zurückgekehrt. Kellermann begnügt sich damit noch nicht; er wirft sich auf Lichtensteins's Dragoner und treibt sie in die Flucht. Sie ziehen sich auf das Centrum der Oesterreicher zurück, das sich, Lannes gegenüber, in der Ebene ausbreitete, und verursachen in demselben einige Unordnungen. Lannes rückt jetzt vor und dringt kraftvoll auf das erschütterte Centrum der Oesterreicher ein, während die Grenadiere der Konsulargarde und Carra-Saint-Cyr wieder auf Cartel-Ceriolo losgehen, von dem sie noch nicht weit entfernt waren. Auf der ganzen Linie von San Giuliano bis Castel-Ceriolo sind die Franzosen wieder zum Angriff übergegangen, und marschiren vorwärts, trunken vor Freude und Begeisterung, da sie den Sieg zu sich zurückkehren sehen. Schrecken und Entmuthigung haben sich jetzt zu den Oesterreichern gewandt. Bewunderungswürdige Gewalt des festen Willens; dem es durch seine Beharrlichkeit gelingt, das entflohene Glück wieder an sich zu fesseln; von San Giuliano bis Castel Ceriolo rückt die schräge Linie der Franzosen im Sturmschritt vor und wirft die Oesterreicher zurück, die ganz erstaunt sind, noch eine Schlacht liefern zu sollen. Carra-Saint-Cyr hat bald das Dorf Castel-Ceriolo wieder erobert, und aus Besorgniß, überflügelt zu werden, denkt General Ott, der vorher über dieses Dorf hinausgerückt war, an den Rückzug, bevor ihm seine Verbindungen abgeschnitten werden. Ein panischer Schrecken verbreitet sich unter seiner Cavallerie; sie entflieht im Galopp mit dem Rufe: „Zu den Brücken!“ Jetzt gilt es, zuerst nach den Bormidabrücken zu gelangen. Als General Ott mit Vogelsang's Truppen nach Castel-Ceriolo zurückkehrt, muß er sich durch die Franzosen durchschlagen. Es gelingt ihm und in großer Eile erreicht er das Ufer der Bormida, nach der sich Alles wüthend hinstürzt. Vergebens wollen die Generale Kaim und Haddick sich im Centrum halten; Lannes macht es ihnen unmöglich, drängt sie nach Marengo hinein und will sie in den Fontanone und aus dem Fontanone in die Bormida werfen. Allein die Grenadiere Weidenfeld's halten einen Augenblick Stand, um Oreilly, der sich bis nach Cassina-Groſsa vorgewagt hat, Zeit zur Rückkehr zu verschaffen.

Auch die österreichische Cavallerie versucht ihrerseits einige Angriffe, um den Marsch der Franzosen aufzuhalten, wird aber von den berittenen Grenadieren der Konsulargarde unter Bessières und dem jungen Beauharnais zurückgeworfen. Endlich fallen Lannes und Victor mit ihren Korps gemeinsam über Marengo her und schlagen Oreilly, so wie die Grenadiere Weidenfeld's aus ihrer Stellung. Die Verwirrung auf den Bormidabrücken wird jeden Augenblick größer. Fußvolk, Reiterei, Artillerie, Alles drängt sich dort unordentlich durch einander. Die Brücken vermögen nicht Alle zu fassen, man wirft sich in die Bormida, um sie zu durchwaten. Ein Kanonenlenker sucht mit seinem Geschütz hindurchzufahren; es gelingt. Jetzt will die ganze Artillerie diesem Beispiel folgen, aber ein Theil der Wagen bleibt in der Bormida stecken. In eifrigster Verfolgung nehmen die Franzosen Leute gefangen und erobern Pferde, Kononen, Gepäck. Der unglückliche Melas, der vor zwei Stunden seine Armee siegreich verlassen, war bei dem Lärm dieser Niederlage herbeigeeilt und wollte seinen Augen nicht trauen. Er war in Verzweiflung.*

Die Schlacht von Marengo war eine sehr blutige. Die Oesterreicher verloren an Todten oder Verwundeten 8000 Mann und 4000 Gefangene, den dritten Theil ihres Heeres, die Franzosen hatten 6000 Getödtete oder Verwundete und 1000 Gefangene, den vierten Theil der Armee. Oesterreichischer Seits waren fünf Generale gefangen oder verwundet, bei den Franzosen ebensoviel. Die Letzteren verloren in Desaix einen ihrer tüchtigsten Feldherrn. Bonaparte betrauerte ihn tief. Als ihm Jemand am Abend mit den Worten: „Welch ein schöner Tag!“ Glück wünschte, antwortete er: „Ja, ein sehr schöner, wenn ich heute Abend auf dem Schlachtfelde hätte Desaix umarmen können. Ich wollte ihn zum Kriegsminister ernennen; ich würde ihn zum Fürsten gemacht haben, wenn ich gekonnt hätte.“ Die Oesterreicher befanden sich nach der Schlacht in der mißlichsten Lage. Sie waren geschlagen, von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten, und Melas durfte mit seinen entmuthigten Soldaten keine neue Schlacht wagen. Er dachte daher an Unterhandlungen, und auch Bonoparte war zu solchen geneigt, wenn er die Räumung von Italien erlange. Während

* Nach Thiers.

er den General v. Zach eben abschicken wollte, um auf einen Waffenstillstand anzutragen, traf aus dem österreichischen Hauptquartier bereits der Fürst von Lichstenstein ein. Bonaparte nannte seine Bedingungen und wollte keine Einwendungen hören. „Meine Bedingungen sind unwiderruflich,“ sagte er. „Nicht erst seit gestern führe ich Krieg; Ihre Lage ist mir eben so bekannt, als Ihnen selbst. Sie befinden sich in Allessandria, rings umlagert von Todten, Verwundeten und Kranken, entblößt von Lebensmitteln, beraubt der Besten Ihrer Armee und eingeschlossen von allen Seiten. Ich könnte Alles fordern, aber ich achte die grauen Haare Ihres Generals, die Tapferkeit Ihrer Soldaten und begehre nur das, was die gegenwärtige Lage der Dinge gebieterisch erheischt. Kehren Sie nach Alessandria zurück. Was Sie auch beginnen, Sie erhalten keine anderen Begingungen.“ Die Uebereinkunft, über die man sich einigte, bestimmte, daß die Oesterreicher Genua, die Lombardei und die piemontesischen Festungen räumen sollten. Es wurde ferner verabredet, daß keines der beiden Heere nach Deutschland Verstärkungen schicken und eine Erneuerung der Feindseligkeit erst nach vorhergegangener zehntägiger Kündigung stattfinden solle. Bonaparte gewann also ganz Oberitalien und damit den überwiegenden Einfluß auf die gesammte Halbinsel. Gleich nach der Schlacht schrieb er an den Kaiser von Oesterreich und trug ihn den Frieden an. „Hier, vom Schlachtfelde aus,“ sagte er, „unter den Qualen einer Anzahl Verwundeter, 15,000 Leichname um mich her, beschwöre ich Ew. Majestät, auf die Stimme der Menschlichkeit zu hören und nicht zu dulden, daß zwei tapfere Völker einander erwürgen für Interessen, die ihnen fremd sind. Mir kommt es zu, in Ew. Majestät zu dringen, da ich dem Kriegsschauplatze näher bin als Sie. Ihr Herz kann nicht so lebhaft angegriffen sein, als das meinige.“ Er gab in diesem Briefe zu verstehen, daß der Kaiser die alten Bedingungen des Friedens von Campo Formio bekommen könne und daß man ihn selbst über das Schicksal der Staaten zweiten Ranges, in denen das Direktorium die französische Umwälzung verbreitet hatte, beruhigen werde.

Von Marengo eilte Bonaparte sofort nach Mailand, wo er mit dem lautesten Jubel aufgenommen wurde. Er setzte eine provisorische Regierung ein und dehnte diese Maßregel auch auf Piemont aus, das er beim Frieden

entweder mit Frankreich vereinigen oder einem der beraubten Fürsten als Entschädigung geben wollte. Am römischen Hofe wurde eben damals eine Papstwahl vorbereitet, die für die Wiederherstellung der Kirche in Frankreich sehr wichtig werden sollte. Die verschiedenen Parteien unter den Cardinälen konnten sich nicht einigen, als Consalvi, vielleicht der Gewandteste von ihnen Allen, den Cardinal Chiaramonti (Pius VII.), in Vorschlag brachte. Dieser Cardinal besaß die allgemeine Achtung und hatte sich über die französische Umwälzung mit großer Mäßigung ausgesprochen, was Bonaparte bekannt geworden war. Darauf machte Consalvi die Cardinäle aufmerksam und wies zugleich auf die große Wichtigkeit Frankreichs für die Kirche hin. „Frankreich," sagte er, „ist seit zehn Jahren die Quelle der Verfolgung für uns. Von Frankreich kann vielleicht in Zukunft Hülfe und Trost für uns ausgehen. Seit Karls des Großen Zeiten war Frankreich stets der nützlichste, der am wenigsten lästige Beschützer der Kirche. Gegenwärtig hat dort ein junger, ganz außerordentlicher und schwer zu beurtheilender Mann die Herrschaft in Händen. Nächstens wird er, daran läßt sich nicht zweifeln, ganz Italien wieder erobert haben. (Die Schlacht von Marengo war noch nicht geliefert.) Erinnert Euch, daß er 1797 die Priester in Schutz genommen, daß er erst jüngst Pius VI. ehrenvoll beerdigen ließ. Von glaubwürdigen Zeugen sind uns eigenthümliche Aussprüche mitgetheilt worden, die man über die Religion, über den römischen Hof sprechen hörte. Laßt uns nicht die Hülfsquellen vernachlässigen, die sich von dieser Seite her uns darbieten. Treffen wir eine Wahl, die nicht als eine Feindseligkeit gegen Frankreich angesehen werden, ja die ihm bis zu einem gewissen Punkte sogar angenehm sein kann, dann leisten wir vielleicht der Kirche einen größern Dienst, als wenn wir alle katholischen Höfe Europa's um Bewerber bitten." — Sobald die Papstwahl geschlossen war, erklärte Bonaparte seinen Entschluß, mit dem päpstlichen Stuhle in gutem Einverständniß zu leben, die Kirche mit der Revolution auszusöhnen und sie selbst gegen ihre Feinde zu unterstützen, wenn der neue Papst die gegenwärtige Lage Frankreichs und der Welt richtig würdige. Damit war die erste Annäherung an Pius VII. geschehen und das spätere Concordat vorbereitet. Wie Bonaparte persönlich über die Religion dachte, zeigte er,

indem er im Dome von Mailand einem feierlichen Te Deum beiwohnte. Er meldete dies nach Paris mit den bezeichnenden Worten: „Heute gehe ich, was auch unsere Atheisten in Paris dazu sagen mögen, im großen Aufzuge zum Te Deum, das im Dome zu Mailand abgehalten wird.“

Die Oesterreicher vollzogen den Vertrag von Alessandria getreu, wenn auch in der Räumung von Genua einige Zögerungen eintraten. Bonaparte handelte nicht so, denn er ließ alle die Festungen sprengen, welche die Pässe von Frankreich nach Italien sperrten, wozu der Waffenstillstand ihn nicht berechtigte. Zugleich zog er sein Heer in der Lombardei zusammen und hatte hier nun eine Masse von 80,000 erprobten Soldaten. Unter diesen Umständen hatte er von den Oesterreichern so wenig zu fürchten, daß er eine Reise nach Paris zu unternehmen beschloß. Er hatte dabei einen doppelten Zweck, seinen Triumph zu genießen und die Ränke seiner Feinde durch seine Anwesenheit zu vernichten. Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß diese Reise wieder ein förmlicher Triumphzug war. Dennoch war Bonaparte's Ruhmbegierde bei weitem nicht gesättigt. „Ja,“ sagte er seinen Reisegefährten, „ich habe in weniger als zwei Jahren Kairo, Mailand, Paris erobert, und doch, wenn ich morgen stürbe, würde mir die Weltgeschichte noch keine halbe Seite widmen.“ Am 14. Juli, dem Jahrestage der Erstürmung der Bastille, fand im Dome der Invaliden und auf dem Marsfelde ein doppeltes Fest Statt. Bonaparte hatte es so einzurichten gewußt, daß seine Kerntruppe von Marengo, seine Konsulargarde genau an diesem Tage in Paris eintraf. Man hatte den Soldaten keine neue Uniformen gegeben, sie kamen in ihren zerfetzten Kleidern, wie sie auf dem Schlachtfelde sie getragen hatten, mit Staub bedeckt, und der Volksjubel artete bei diesem Anblick in eine Art von Taumel aus. Die Freude mußte noch größer werden, als man von dem Kriegsschauplatze in Deutschland Nachricht bekam. Dort war Moreau lange hin und hergezogen, um die Oesterreicher unter Kray aus ihrer festen Stellung bei Ulm wegzulocken. Am 19. Juni war es endlich bei Hochstädt, auf demselben Schlachtfelde das Prinz Eugen von Savoyen, der edle Ritter, den Franzosen so verhängnißvoll gemacht hatte (13. Aug. 1704), zu einem Gefecht gekommen, in dem Moreau Vortheile davon trug. Kray mußte nun Ulm verlassen,

um nicht von Wien abgeschnitten zu werden. Aber auch Moreau ging über die Donau zurück, weil er seine Stellung so weit vorwärts für gefährlich hielt. Kurz darauf erfuhren beide Feldherren die Ereignisse in Italien und schlossen nun ihrerseits am 15. Juli zu Parsdorf einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen ähnlich waren, wie Bonaparte und Melas sie in Italien abgeschlossen hatten.





Zweites Kapitel.

Verhandlungen mit Oesterreich — Preußen und Rußland. — Der Bund der Neutralen. — Vertrag mit Karl IV. von Spanien. — Errichtung des Königreichs Hetrurien. — Bonaparte's Maßregeln im Innern. — Ludwig XVIII. will mit seiner Hülfe König werden. — Verschwörung der Jakobiner. — Aegypten. — Schlacht von Heliopolis. — Kleber's Tod. — Die Unterhandlungen mit Oesterreich werden abgebrochen. — Schlacht von Hohenlinden. — Die Waffenstillstände von Steyer und Treviso. — Der Frieden von Luneville.



Lange Zeit war verflossen seit der Abreise des letzten österreichischen Gesandten aus Paris. Zum erstenmale seit dem Ausbruch der Umwälzung erschien jetzt wieder ein österreichischer Bevollmächtigter in Paris, der Graf v. St. Julien. Er hatte zum Abschluß eines Friedens keine Vollmachten, denn der österreichische Hof war vorsichtig genug, Bonaparte's Stimmung erst erforschen zu wollen, ehe er sich tiefer mit ihm einließ, und hatte außerdem ein Bündniß mit England geschlossen, so daß er nur in Uebereinstimmung mit diesem Lande die Waffen niederlegen durfte. St. Julien ließ sich aber von Talleyrand verleiten, seine Voll-

machten weit zu überschreiten, und beide verabredeten förmliche Friedensbedingungen, so daß Bonaparte glauben mußte, daß er mit dem Wiener Hofe leicht zur Verständigung kommen werde. Mit dem zweiten deutschen Reiche, mit Preußen, lebte er im besten Einvernehmen. Nachdem Preußen durch den Frieden von Basel von der gemeinsamen deutschen Sache sich getrennt, hatte es in Polen vollauf zu thun gehabt. Leider wurden in Berlin die Niederlagen des Kaiserhauses nicht mit Kummer gesehen und nach der Schlacht von Marengo erging von dort sogar an Bonaparte die Aufforderung, gegen Oesterreich fest zu sein und dessen unersättliches Umsichgreifen in Schranken zu halten. In Preußen leitete damals Haugwitz die Geschäfte, der die Lehre predigte, daß man das französische Bündniß suchen und zur Vergrößerung des eigenen Landes, wie zur Schwächung Oesterreichs benutzen müsse. In Rußland war lange die Ansicht vorherrschend gewesen, daß man die Franzosen als die gemeinschaftlichen Feinde aller Könige auf Tod und Leben bekämpfen und nicht eher Frieden schließen müsse, bis Ludwig XVIII. auf den Thron gesetzt sei. Davon war nun jetzt keine Rede mehr. Der Kaiser Paul I. war ein höchst leidenschaftlicher Mann, von dem man nicht so recht weiß, ob er nicht häufig Anfälle wirklichen Wahnsinns hatte. Er saß auf einem Throne, den schon oft das Blut der Herrscher und namentlich das seines eigenen Vaters bespritzt hatte, und hielt sich seines Lebens keinen Augenblick sicher. Aus diesem Grunde hatte er Frankreich wüthend bekämpft; weil er die Verbreitung der umwälzerischen Lehre in Rußland fürchtete. Aus diesem Grunde liebte er Bonaparte, weil er diese Umwälzung gebändigt und die Jakobiner zu Paaren getrieben hatte. Außerdem fühlte er sich zu dem ersten Konsul persönlich hingezogen, der in seiner eisernen Unbeugsamkeit und in seiner Willkürherrschaft große Aehnlichkeit mit ihm selbst hatte. Bonaparte wurde von dieser Stimmung durch Preußen benachrichtigt und benutzte sie mit großer Kunst. Er hatte etwa 6000 russische Gefangene, die Rußland nicht eintauschen konnte, weil es keine französischen Gefangene hatte. Bonaparte hatte früher England und Oesterreich den Vorschlag gemacht, diese Russen gegen eben so viele Franzosen auszuwechseln, welche von diesen Reichen gefangen gehalten wurden. Die beiden Regierungen hatten sich geweigert. Jetzt beschloß er, diese 6000 Russen ohne allen Ersatz frei zu lassen, ja er

kleidete sie sogar in neue Uniformen, gab ihnen ihre Offiziere, ihre Fahnen und Waffen zurück. Er fügte noch ein neues Geschenk hinzu. Zu den Lieblingswünschen Pauls I. gehörte der Gedanke: den Orden der Malteser-Ritter wieder herzustellen und als Großmeister wieder an die Spitze zu treten. Nun war Bonaparte im Besitz Malta's, und die Insel hatte für ihn keinen Werth, da es sich ohne Kunst voraussehen ließ, daß sie früher oder später in die Hände der Engländer fallen mußte, denn diese hielten sie eng eingeschlossen und ließen keine Lebensmittel zu. Er schenkte also Malta Paul I., der ganz entzückt darüber war. Bonaparte gewann aber den russischen Kaiser nicht blos für sich, sondern er verfeindete ihn auch mit England. Dieses Reich, der Verbündete Rußlands, hatte die Auswechselung der gefangenen Russen verweigert, und Bonaparte, der Feind Rußlands, lieferte sie ohne Ersatz aus! Paul I. hatte noch einen besseren Grund zu Beschwerden. Wie Frankreich auf dem Festlande den Herrscher spielen wollte, so spielte ihn England auf dem Meere und machte sich auf seinem Elemente eben so vieler Gewaltthaten schuldig wie Frankreich auf dem seinigen. Es wollte, so oft es Krieg führte, ein angebliches Seerecht geltend machen, das den Handel der nichtkriegführenden, neutralen Staaten außerordentlich beeinträchtigte. Die Neutralen verlangten freien Handel mit allen Häfen der Welt, da es sie nichts angehe, wenn zwei Staaten mit einander im Kriege lebten, sobald sie nur selbst Frieden mit diesen Staaten hätten. Sie beanspruchten sogar das Recht, französische Waaren nach ihren eigenen Ländern oder anderswohin verführen zu dürfen, ohne daß die Engländer Einsprache thun könnten. Sie sprachen dies mit dem alten Rechtsgrundsatze aus: die Flagge deckt die Ladung. Sie gestanden jedoch zu, daß sie keiner der kriegführenden Mächte Waffen, Kriegsvorräthe und Zwieback zuführen dürften. Eben so erkannten sie das Recht der Engländer an, diesen oder jenen Hafen oder auch alle zusammen mit ihren Kriegsschiffen zu schließen (blockiren). Sie verlangten aber, daß die Schließung eine thatsächliche sei, das heißt, daß die Engländer jeden Hafen, zu dem sie den andern Schiffen den Zugang verwehren wollten, auch wirklich mit einer hinreichenden Anzahl von Kriegsschiffen belagert hielten. Endlich waren sie damit einverstanden, daß die englischen Kriegsschiffe die unter neutraler Flagge segelnden Fahrzeuge untersuchten, um sich von der Natio-

nalität zu überzeugen, weil es sonst leicht geschehen konnte, daß die Franzosen die neutrale Flagge benutzten, um sich den Verfolgungen ihrer Feinde zu entziehen. So oft aber ein neutrales Kriegsschiff Kauffahrer seiner Flagge begleitet, sagten sie, darf keine Durchsuchung statt finden, denn dann bürgt die Ehre der Staatsflagge dafür, daß die Schiffe nationale sind und keine verbotene Waaren am Bord haben. Alle diese Forderungen, die in der Natur der Sache begründet waren, erklärte England für unberechtigt. Nein, sagte die große Seemacht, die Flagge deckt die Ladung nicht, denn in diesem Falle würden die Neutralen den ganzen Handel unserer Feinde treiben und wir könnten den Franzosen keinen Schaden zufügen. Wir werden daher die französischen Waaren wegnehmen, unter welcher Flagge wir sie immer finden. Betrachten die Neutralen selbst Waffen, Schießbedarf, Zwieback u. s. w. als verbotene Waaren, so sagen wir, daß noch viele andere Gegenstände es ebenfalls sind, weil unsere Feinde sie auch zum Kriege gegen uns benutzen können. Tuch, Leinwand und Leder können zur Bekleidung der Heere dienen, aus Getraide backt man Zwieback; Theer, Hanf und Bauholz dienen zum Schiffsbau und das Alles darf den Franzosen nicht zugeführt werden. Wir wollen auch keine Waaren aus den Kolonien nach Frankreich lassen, denn aus diesen Waaren löst unser Feind Geld und das Geld hilft ihm zur Kriegsführung gegen uns. Das Recht der Blockade nehmen wir in vollster Ausdehnung in Anspruch und wir dulden nicht blos mit solchen Häfen keinen Verkehr, die von unsern Kriegsschiffen wirklich verschlossen werden, sondern auch mit solchen nicht, die wir einfach im Blockadezustand erklärt haben. Wenn ein neutrales Kriegsschiff Kauffahrer geleitet, wollen wir diese doch durchsuchen, denn wir wissen sehr wohl, daß die Flagge auch unter solchem Geleit häufig mißbraucht wird, und wir können nicht dulden, daß die Anwesenheit einer bloßen Kanonierschaluppe hinreiche, eine ganze Flotte unserer Aufsicht zu entziehen.

Ueber den letzten Punkt stritt man eben jetzt. Die Neutralen, namentlich Schweden, Dänemark und Rußland, ließen ihre Kauffahrer in ganzen Flotten abgehen und von einem oder mehreren Kriegsschiffen geleiten. Die Engländer achteten die Maßregel aber wenig. So wurde im Winter von 1799 auf 1800 die dänische Fregatte Haufersen, Capitän Vandockum,

während sie im mittelländischen Meere einen Convoi von Kauffahrteischiffen geleitete, durch die Escadre des Admirals Keith angehalten; sie wollte sich widersetzen, erhielt einige Kanonenschüsse und wurde nach Gibraltar geführt. Jetzt entspann sich über diesen Gegenstand zwischen dem englischen und dem dänischen Cabinet ein äußerst lebhafter Streit und derselbe war noch nicht beendigt, als im Monat Juli die dänische Fregatte Freya, während sie einen Convoi ihrer Nation geleitete, im Canal auf eine englische Flottenabtheilung traf. Letzere wollte das Durchsuchungsrecht in Ausübung bringen; der Befehlshaber der Freya, Capitän Krabbe, widerstand muthvoll den Aufforderungen des englischen Admirals und weigerte sich, sein Convoi durchsuchen zu lassen. Mit einer unwürdigen Härte wurde Gewalt angewendet; Capitän Krabbe wehrte sich, sein Schiff wurde wie ein Sieb durchschossen und er sah sich genöthigt, sich der Uebermacht des Feindes zu ergeben, denn er hatte nur eine einzige Fregatte gegen sechs Kriegsschiffe. Die Freya wurde nach den Dünen abgeführt.

Zu diesem Vorfall gesellte sich bald ein andrer, von abweichender aber noch gehässigerer und ernsterer Art. Am Eingange der Rhede von Barcellona lagen zwei spanische Fregatten vor Anker. Die Engländer faßten den Plan, sie aufzubringen. Hier handelte es sich nicht um das Neutralitätsrecht, sondern um ein wirklich heimtückisches Unternehmen, um, ohne erkannt zu werden, ungestraft in einem feindlichen Hafen hineinzukommen. In der Nähe erblickten sie eine schwedische Galiote, die Hoffnung, und beschlossen zur Ausführung des Raubzuges, den sie vorhatten, sich derselben zu bedienen. Sie warfen sich in Schaluppen, erstiegen die Galiote, setzten dem schwedischen Capitän das Pistol auf die Brust und zwangen ihn, sich im Stillen den beiden spanischen Fregatten zu nähern, ohne durch irgend ein Zeichen die ihm zugefügte Gewalt merken zu lassen. Die Galiote näherte sich also den beiden spanischen Fregatten, die sie ohne Mißtrauen in die schwedische Flagge, die ja neutral war, an sich herankommen ließen. Jetzt sprangen die Engländer plötzlich zum Entern hervor, überraschten die beiden Fregatten, die fast ohne Bemannung waren, bemächtigten sich ihrer und fuhren mit dieser auf so unwürdige Weise erlangten Beute aus dem Hafen von Barcellona hinaus.

Dieser Vorfall machte außerordentliches Aufsehen in Europa und em-

pörte alle seefahrenden Nationen, deren Rechte zu verletzen man sich nicht mehr begnügte, sondern deren Flagge man auch noch schändete, indem man sie wider ihren Willen zu Handlungen der schandvollsten Seeräuberei benutzte. Spanien befand sich bereits im Kriege mit Großbritannien und konnte nichts weiter thun! aber es wendete sich an Schweden, dessen Flagge man mißbraucht hatte, und zeigte ihm die schmachvolle That an, die für Schweden noch beleidigender als für Spanien war. Mehr bedurfte es nicht, um Englands Streit mit den Neutralen noch mehr zu verschärfen. In diesem Augenblicke war die Mäßigung, von welcher ihnen der Erste Consul eben einen Beweis gegeben, ganz besonders geeignet, die britische Gewaltthätigkeit ihnen noch fühlbarer zu machen. Schweden verlangte Genugthuung, Dänemark hatte bereits Genugthuung verlangt. Hinter diesen beiden Höfen stand Rußland, das sich seit dem Bunde von 1780 in allen Fragen, welche sich auf die Seerechte der baltischen Mächte bezogen, als solidarisch mit ihnen verpflichtet betrachtete.

Um seinen Rechtsgrundsätzen durch Schreckmittel Nachdruck zu verleihen, ließ das englische Cabinet, das eben den Lord Whitworth nach Kopenhagen geschickt hatte, ihm eine Flotte von 16 Kriegsschiffen folgen, die in diesem Augenblicke am Eingange des Sundes kreuzten. Die Gegenwart dieser Flotte rief große Bewegung unter allen Mächten des baltischen Meeres hervor; sie reizte nicht blos Dänemark auf, gegen welches sie gerichtet war, sondern auch Schweden, Rußland, selbst Preußen, dessen Handel ebenfalls bei der freiern Beschiffung der Meere interessirt war. Diese vier Mächte, welche die ehemalige bewaffnete Neutralität von 1780 unterzeichnet hatten, knüpften eine Unterhandlung an, die darauf hinzielte, einen neuen Bund gegen die Seetyrannei der Engländer vorzubereiten. Das Londoner Cabinet fürchtete indeß ein solches Ereigniß und drang lebhaft in Kopenhagen, den Streit zu beendigen; aber weit entfernt, Genugthuung anzubieten, hatte es die merkwürdige Frechheit, Genugthuung zu verlangen. Es wollte Dänemark schrecken und dadurch von dem Bunde abziehen, bevor dieser geschlossen sei. Leider war auch Dänemark überrascht worden; der Sund war nicht vertheidigt, Kopenhagen nicht gegen ein Bombardement gesichert. Bei dieser Lage der Dinge mußte für den Augenblick nachgegeben werden, um den Winter zu erreichen, eine Jahreszeit,

während welcher das Eis das baltische Meer vertheidigte und allen Neutralen Zeit gewährte, sich zum Widerstande vorzubereiten. Am 29. August mußte Dänemark eine Uebereinkunft unterzeichnen, in der man die völkerrechtliche Frage vertagte und blos den letzten wegen der Freya entstandenen Streit ordnete; die Freya sollte auf englischen Werften ausgebessert und zurückgegeben werden, während die dänische Regierung, wenigstens für den Augenblick, auf die Geleitung der Kauffahrteischiffe Verzicht leistete.

Diese Uebereinkunft beendigte nichts. Bald mußte das Ungewitter, statt sich zu zertheilen, noch ärger losbrechen, denn die vier nordischen Höfe waren äußerst erbittert. Der König von Schweden, dessen gekränkte Ehre noch keine Genugthuung erhalten, rüstete sich zu einer Reise nach Petersburg, um den früheren Bund der Neutralen wieder zu erneuern; und Paul I., der keine halben Maßregeln liebte, begann sogleich mit einer ganz energischen Handlung. Als er den Streit mit Dänemark und das Erscheinen einer englischen Flotte am Eingange des Sunds vernahm, belegte er die den Engländern angehörigen Capitalien mit Beschlag, um damit den Schaden zu decken, der dem russischen Handel zugefügt werden könne. Diese Anordnung sollte so lange fortbestehen, bis die Absichten der englischen Regierung vollständig aufgeklärt wären.

An den nordischen Höfen gestaltete sich also Alles so, wie es den Plänen des Ersten Consuls günstig war. Die Ereignisse dienten ihm ganz nach Wunsche. Im Süden von Europa, d. h. in Spanien, ging es nicht minder gut. Dort sah man eine der schönsten Monarchieen der Erde in Auflösung gerathen, zum großen Nachtheil für das europäische Gleichgewicht, zum großen Schmerze einer hochherzigen Nation, welche über die Rolle empört war, die man sie hier spielen ließ. Der Erste Consul, dessen unermüdlicher Geist alle Gegenstände zugleich umfaßte, hatte die Bestrebungen seiner Politik bereits auf Spanien gerichtet und aus diesem entarteten Hofe so viel Nutzen als möglich für die gemeinsame Sache zu ziehen gesucht.

Wir würden das nun folgende Trauergemälde nicht entwerfen, wäre es nicht zunächst wahr und dann zum Verständniß der großen Ereignisse des Jahrhunderts nothwendig.

Der König, die Königin von Spanien, der Friedensfürst beschäftigten seit vielen Jahren die Aufmerksamkeit Europa's und boten ein höchst

gefährliches Schauspiel für das damals in der Achtung der Völker schon so sehr erschütterte Königthum dar. Am Ende dieses Jahrhunderts hätte man glauben können, daß das berühmte Haus der Bourbonen dazu ausersehen sei, das Königthum in Frankreich, in Neapel und in Spanien zu Grunde zu richten, denn in diesen drei Königreichen gaben drei Könige von blödsinniger Schwäche ihr Scepter dem Gespött und der Verachtung der Welt preis, indem sie es den Händen dreier entweder leichtsinnigen, oder gewaltthätigen, oder ausschweifenden Königinnen überließen.

„Die französischen Bourbonen, schreibt Thiers, dem wir diese Schilderung entnehmen, waren durch Fehler oder durch Unglück von der französischen Revolution verschlungen worden; durch ein tollköpfiges Herausfordern derselben waren die neapolitanischen Bourbonen schon einmal aus ihrer Hauptstadt vertrieben worden; ehe die spanischen Bourbonen ihr Scepter in die Hände des von der Revolution erzeugten gekrönten Kriegers fallen ließen, hatten sie nichts Besseres zu thun gewußt, als sich ihm selbst hinzugeben. Schon unter dem Nationalconvente hatten sie sich Frankreich genähert; noch weit lieber mußten sie sich ihm nähern, als ihnen die Revolution, statt blutiger Anarchie, einen großen Mann darbot, der geneigt war, sie zu beschützen, sobald sie seine Rathschläge befolgten. Glücklich wären die Fürsten gewesen, wenn sie die damals vortrefflichen Rathschläge dieses großen Mannes befolgt hätten! Glücklich wäre dieser selbst gewesen, wenn er sich darauf beschränkt hätte, ihnen Rathschläge zu ertheilen!

„Der König von Spanien, Karl IV., war ein rechtschaffener Mann, nicht hart und schroff wie Ludwig XVI., angenehmer von Person, aber weniger unterrichtet und noch weit charakterschwächer. Er stand sehr früh auf, nicht um seinen Herrscherpflichten obzuliegen, sondern um einige Messen anzuhören und dann in seine Werkstätten zu gehen, wo er, von Drechslern, Schmieden, Büchsenschäftern umgeben, gleich ihnen seinen Rock auszog und in ihrer Gesellschaft an allerhand Sachen arbeitete. Als großer Jagdliebhaber gab er dem Gewehrmachen den Vorzug. Aus seinen Werkstätten verfügte er sich in seine Pferdeställe, um die Abwartung der Pferde mit anzusehen, und überließ sich mit seinen Stallknechten den unglaublichsten Vertraulichkeiten. Hatte er auf diese Weise die erste Hälfte des Tages hingebracht, so nahm er ein einsames Mahl ein, bei dem selbst die Königin und seine

Kinder nicht zugelassen wurden, worauf er die andere Hälfte des Tages der Jagd widmete. Für dieses tägliche Vergnügen, das seine herrschende Leidenschaft bildete, wurden einige hundert Pferde und Diener in Bewegung gesetzt. Nachdem er wie ein junger Mann gejagt hatte, kam er in's Schloß zurück, widmete eine Viertelstunde seinen Kindern, eine halbe Stunde der Unterzeichnung von Maßregeln, die durch die Königin und die Minister beschlossen waren, überließ sich mit einigen Herren seines Hofes dem Vergnügen des Spiels und schlummerte zuweilen mit ihnen, bis die Zeit der Abendmahlzeit kam, auf welche das Schlafengehen folgte, das alle Tage auf dieselbe Stunde festgesetzt war. So lebte er, ohne daß während des ganzen Jahres jemals eine einzige Veränderung stattfand, die Charwoche ausgenommen, welche vollständig den Religionsübungen gewidmet war. Uebrigens war er ein redlicher Mann, treu seinem Worte, mild, menschenfreundlich, gottesfürchtig, von musterhafter Keuschheit, obwohl er die Königin nicht berührte, seitdem sie ihm dies durch ihre Aerzte hatte verbieten lassen; an den Aergernissen seines Hofes hatte er keinen weitern Antheil, als daß er sie begehen ließ, ohne sie zu bemerken, ohne daran zu glauben, während der Dauer seiner langen Regierung.

„Ihm zur Seite führte die Königin, eine Schwester des Herzogs von Parma, eine Schülerin Condillac's, der für sie und für ihren Bruder schöne Jugendschriften verfaßt hatte, ein ganz anderes Leben, das dem berühmten Philosophen, der ihre Jugend geleitet hatte, wenig Ehre machen würde, wenn die Philosophen in der Regel für ihre Schüler einstehen könnten. Sie zählte nahe an fünfzig Jahre und besaß einige Ueberreste von Schönheit, die sie mittelst unendlicher Sorgfalt zu erhalten bemüht war. Wie der König hörte sie täglich die Messe und verwendete die Zeit, welche Karl IV. seinen Werkstätten und seinen Pferdeställen widmete, zum Briefwechsel mit einer Menge Personen und namentlich mit dem Friedensfürsten. In diesem Briefwechsel berichtete sie dem Friedensfürsten die „Hof- und Staatsaffairen“ und erhielt dagegen von ihm eine Erzählung der albernen oder anstößigen Vorfälle in Madrid. Ihren Vormittag beschloß sie damit, eine Stunde ihren Kindern und eine zweite den Regierungssorgen zu widmen. Auch nicht Eine Maßregel, keine Ernennung, keine Begnadigung kamen zur Unterschrift an den König, bevor sie ihr vorgelegt worden waren. Der

Minister, der einen solchen Bruch der Bedingungen ihrer Gunst gewagt hätte, wäre auf der Stelle verloren gewesen. Wie der König nahm auch sie ihre Mahlzeit allein ein; der Rest des Nachmittags war der Annahme von Besuchen, denen sie sich mit vieler Anmuth unterzog, und dem Friedensfürsten geweiht, dem täglich einige Stunden von ihrer Zeit zu Theil wurden.

„Bekanntlich war der Friedensfürst zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, nicht mehr Minister. Herr von Urquijo, den wir sogleich näher kennen lernen werden, hatte seine Stelle eingenommen; allein nichtsdestoweniger war der Friedensfürst die erste Macht im Königreiche. Dieser merkwürdige Mann, ohne Fähigkeiten, unwissend, leichtfertig, aber von schönem Aeußern, wie sich's an einem verderbten Hofe gehört, wenn man sein Glück machen will, beherrschte als anmaßender Gebieter der Königin Luise seit zwanzig Jahren diese leere und frivole Seele. Ihrer hohen Gunst überdrüssig, theilte er sie gern mit namenlosen Günstlingen, beging tausenderlei Ausschweifungen, erzählte diese seiner gekrönten Sklavin und machte sich ein Vergnügen daraus, diese durch solche Erzählungen zur Verzweiflung zu bringen, ja mißhandelte sie, wie man sagte, auf die rohste Weise: und dennoch behielt er eine unbedingte Herrschaft über diese Fürstin, die ihm nicht zu widerstehen vermochte und sich unglücklich fühlte, wenn sie ihn einen Tag nicht gesehen hatte. Nachdem sie ihm lange Zeit die Regierung unter dem amtlichen Titel eines ersten Ministers überlassen hatte, gab sie ihm dieselbe jetzt, obwohl er jenen Titel nicht mehr führte, gerade eben so sehr preis; denn es geschah Nichts in Spanien, was er nicht gewollt hätte. Er verfügte über alle Geldquellen des Staates und hatte ungeheure Summen gemünzten Geldes in seinem Hôtel, während die Staatscasse mit unablässigen Verlegenheiten zu kämpfen hatte und sich mit einem verrufenen, auf halben Werth herabgesetzten Papiergeld behelfen mußte. Die Nation hatte sich so ziemlich an dieses Schauspiel gewöhnt; sie wurde nur unwillig, wenn irgend ein neuer außergewöhnlicher Skandal die Schamröthe auf die Wangen der tapfern Spanier trieb, deren heldenmüthiger Widerstand bald den Beweis lieferte, daß sie einer andern Regierung würdig waren. In dem Augenblicke, als Europa von den großen Ereignissen wiederhallte, die am Po und an der Donau vor sich gingen, war der spanische Hof

über einen unerhörten Skandal betroffen, der fast die Geduld der Nation ermüdet hätte. Der Friedensfürst war von Ausschweifung zu Ausschweifung bis zu einer Vermählung mit einer Verwandten der königlichen Familie gelangt. Aus dieser Verbindung war eine Frucht entsprossen. Der König und die Königin hatten selbst das neugeborne Kind über die Taufe halten wollen und waren mit allem bei der Taufe der Infanten gebräuchlichen Ceremoniell dazu geschritten. Die ersten Großen am Hofe hatten sich genöthigt gesehen, den Dienst zu thun, welchen man nur von ihnen verlangen konnte, wenn es sich um einen Sprößling des Königshauses handelte. Diesem Kinde in den Windeln hatte man die ersten Orden der Krone und prachtvolle Geschenke gegeben. Der Großinquisitor hatte die Taufhandlung vollzogen. Diesmal war allerdings der Unwille der Spanier auf's Höchste gestiegen und jeder Spanier hatte sich durch diesen schändlichen Skandal persönlich beleidigt gefühlt. Die Dinge waren so weit gediehen, daß die spanischen Minister sich selbst an die fremden Gesandten wandten, namentlich an den Botschafter von Frankreich, der in den meisten Verlegenheiten ihre gewöhnliche Zuflucht war und aus ihrem eigenen Munde die häßlichen Umstände, die wir eben erzählten, hörte.

„Inmitten dieser Schandbarkeiten war allein der König, den seine Gemahlin fortwährend überwachte, mit Allem unbekannt und ahnte Nichts. Weder der Schrei seiner Unterthanen, noch das zufällige Auflehnen einiger spanischen Granden, die sich dem Dienste, welchen man von ihnen verlangte, widersetzten, noch die unbegreifliche Beflissenheit des Friedensfürsten, vermochten ihm die Augen zu öffnen. Der armselige, gute König that zuweilen sogar die seltsame Aeußerung, welche alle Anwesenden, die sie mit anhören mußten, in Verlegenheit setzte: „Mein Bruder in Neapel ist ein Narr, der sich von seiner Frau leiten läßt.“ — Es muß noch bemerkt werden, daß der Prinz von Asturien, der nachmalige Ferdinand VII., der fern vom Hofe und mit unglaublicher Härte erzogen wurde, den Günstling, dessen verbrecherischen Einfluß er kannte, verabscheute und daß sein gerechter Haß gegen den Friedensfürsten sich endlich bei ihm in einen unwillkührlichen Haß gegen seinen Vater und seine Mutter umwandelte.

„Welch ein Schauspiel am Ende des 18., am Anfange des 19. Jahrhunderts, als eben der Thron von Frankreich krachend zusammengebrochen

war und auf seinen Trümmern sich ein junger, ernster, unermüdlicher Feldherr voll Genie erhoben hatte! Wie lange vermochte die spanische Monarchie dem gefährlichen Eindrucke dieses Gegensatzes zu widerstehen?

„Das spanische Königshaus wurde mitten unter diesen Ausschweifungen zuweilen von dunklen Vorgefühlen ergriffen und verfiel oft darauf, eine Revolution zu fürchten. Die uralte Anhänglichkeit der Spanier an Königthum und Religion war allerdings beruhigend für dasselbe; allein es besorgte, die Revolution über die Pyrenäen kommen zu sehen und suchte durch ein rücksichtsvolles Verhalten gegen die französische Republik die Gefahr zu beschwören. Die unglaubliche Brutalität des englischen Cabinets, Paul's I. Aufwallungen gegen dasselbe im Augenblicke der zweiten Coalition hatten es vollends in Frankreichs Arme geworfen. Es fand dies bequem, ja ehrenvoll, seitdem General Bonaparte an der Spitze der Gewalt alle Beziehungen der Cabinette mit der Regierung der Republik geadelt hatte.

„Der gute König Karl IV. hatte, wenn auch nur von Weitem, eine Art Freundschaft für den Ersten Consul gefaßt. Dieses Gefühl nahm täglich zu und man fühlt sich schmerzlich berührt, wenn man bedenkt, auf welche Weise, ohne Treulosigkeit von Seiten Frankreichs, sondern durch eine unbegreifliche Verkettung von Umständen, diese seltsame Anhänglichkeit endigen sollte. „Das ist ein großer Mann, der General Bonaparte!“ sagte Karl IV. unaufhörlich. Die Königin sagte es auch, aber kühler, weil der Friedensfürst in seiner Laune die Schritte des spanischen Hofes, seitdem er nicht mehr Minister war, zu bekritteln, die Vorliebe, die man der französischen Regierung bewies, zu tadeln schien. Der französische Botschafter Alquier, ein höchst geistvoller und umsichtiger Mann, hatte jedoch den Ersten Consul davon in Kenntniß gesetzt, daß man in Madrid unbedingt das Wohlwollen des Friedensfürsten erwerben müsse, und so hatte er diesem Günstlinge prachtvolle Waffen zugesendet, die in der Fabrik von Versailles gefertigt worden waren. Diese Aufmerksamkeit Bonapartes hatte der Eitelkeit des Friedensfürsten geschmeichelt. Einige Artigkeiten des Gesandten hatten ihn vollends für Frankreich gewonnen und seit dieser Zeit schien der ganze spanische Hof sich Frankreich ganz ohne Rückhalt hinzugeben.

„Man fand nur einigen Widerstand bei dem Minister Urquijo, einem sonderbaren Charakter, der seinem Vorgänger, dem Friedensfürsten, natür-

lich feind und dem General Bonaparte fast eben so wenig zugethan war. Herr von Urquijo, ein Mann von niedriger Abkunft, besaß einige Energie, hatte sich wegen unbedeutender Verbesserungen, die er in der Verwaltung des Königreichs einführen wollte, die Feindschaft des Hofes und der Geistlichkeit zugezogen und neigte sich in einer für einen Spanier der damaligen Zeit erstaunenswerthen Weise zu den revolutionären Ideen hin. Er stand mit vielen französischen Demagogen in Verbindung und theilte bis zu einem gewissen Punkte ihre Abneigung gegen den Ersten Consul. Man muß ihm das Verdienst lassen, daß er die schreiendsten Mißbräuche abstellen wollte, z. B. daß er die Einnahme der Geistlichkeit und die Gerichtsbarkeit der Beamten des römischen Hofes zu beschränken suchte. Ueber diesen Gegenstand war er mit dem päpstlichen Stuhle in Unterhandlung; zugleich hatte er sich aber, indem er diesen Versuch wagte, bedeutenden Gefahren ausgesetzt. Da er nämlich den Friedensfürsten gegen sich hatte, war er verloren, sobald der römische Einfluß sich mit dem Einfluß im Innern des Palastes vereinigte. Durch einige Aufmerksamkeiten Alquier's bestochen und überdies von der Neigung des Königs und der Königin Zeuge, bewunderte Urquijo am Ende ebenfalls den General Bonaparte, den zu bewundern damals nicht nur natürlich, sondern auch Mode war.

„Die Zuneigung des Königs wurde bald außerordentlich stark. Als er die dem Friedensfürsten übersandten Waffen gesehen, faßte und äußerte er den Wunsch, ähnliche zu haben. Man beeilte sich, ihm ebenfalls prachtvolle anfertigen zu lassen, die er mit wahrhafter Freude empfing. Die Königin wünschte ebenfalls Schmucksachen, und Madame Bonaparte, deren Geschmack berühmt war, schickte ihr das Ausgewählteste und Zierlichste, was Paris in dieser Art darbot. Freigebig wie ein Castilianer, wollte Karl IV. nicht zurückbleiben und trug Sorge, sich auf wahrhaft königliche Weise dafür zu bedanken. Da er erfuhr, daß Pferde dem Ersten Consul willkommen sein würden, entnahm er den Gestüten von Aranjuez, von Medina-Coeli und Altamira ihre schönsten Hengste, um erst die 6, dann die 12, endlich die 16 schönsten Rosse der Halbinsel aufzufinden. Wer weiß, wie weit er gegangen wäre, wenn man seinem Eifer nicht Einhalt gethan hätte. Zwei Monate brauchte er, um sie selbst auszuwählen, und Keiner konnte sich dieser Sorge besser unterziehen, denn er war ein vollkommener

Kenner. Außerdem stellte er ein zahlreiches Personal zusammen, um sie nach Frankreich abzuführen, bestimmte seine besten Reitknechte zu dieser Sendung, ließ sie in prachtvolle Livreen kleiden und verband mit all diesem Aufwande nur die einzige Bedingung, daß man nämlich seine Stallknechte während der Reise in Frankreich jeden Sonntag die Messe hören lassen sollte. Man versprach ihm die Gewährung dieses Wunsches und nun war seine Freude, dem Ersten Consul ein Geschenk zu machen, ungetrübt. Obwohl dieser vortreffliche Fürst Frankreich liebte, so glaubte er doch nicht, daß man daselbst einige Tage zubringen könne, ohne vollständig der Religion seiner Väter verlustig zu werden.

„Der Glanz dieser Demonstrationen paßte dem Ersten Consul sehr. Es gefiel ihm, er hielt es für nützlich, Europa und selbst Frankreich zu zeigen, wie die Nachfolger Karl's V., die Abkömmlinge Ludwig's XIV. ihre persönlichen Beziehungen zu ihm sich zur Ehre anrechneten. In seinen diplomatischen Beziehungen erstrebte er aber noch gewichtigere Vortheile und hatte ein ernsteres Ziel im Auge.

„Der König und die Königin von Spanien liebten eins ihrer Kinder leidenschaftlich, nämlich die Infantin Marie Luise, die an den Erbprinzen von Parma vermählt war. Die Königin, wie schon gesagt, eine Schwester des regierenden Herzogs von Parma, hatte ihre Tochter mit ihrem Neffen verbunden und diesen beiden Personen ihre innigste Zuneigung zugewendet, denn sie hatte eine ungemeine Anhänglichkeit für das Haus, aus dem sie stammte. Nun dachte sie an eine Vergrößerung dieses Hauses in Italien und da Italien von dem Sieger von Marengo abhängig war, hatte sie ihre ganze Hoffnung auf ihn gesetzt, um die Erfüllung ihrer Wünsche zu erlangen. Der Erste Consul war von dem geheimen Verlangen der Königin in Kenntniß gesetzt und hütete sich wohl, dieses Mittel zur Erreichung seiner Absichten zu vernachlässigen; er ließ vielmehr seinen getreuen Berthier nach Madrid abgehen, um von der sich ihm darbietenden Gelegenheit Nutzen zu ziehen. Das war seine erste Sorge nach der Rückkehr von Marengo. Hatte er einen seiner Adjutanten nach Berlin und nach Wien geschickt, so wollte er für den spanischen Hof noch mehr thun; ihm wollte er den Mann senden, der am meisten Theil an seinem Ruhme hatte, denn Berthier war damals der Parmenio des neuen Alexander.

„Gerade in dem Augenblicke, als der Erste Consul mit Saint-Julien über die Friedenspräliminarien unterhandelte, das so leicht aufflammende Herz Paul's I. gewann und im Norden den Zwist der Neutralen schürte, schickte er auch den General Berthier in aller Eile nach Madrid. Gegen Ende August reiste dieser ab, ohne officiellen Titel, aber mit der Gewißheit, schon allein durch seine Gegenwart einen tiefen Eindruck zu machen, und mit geheimen Vollmachten, um über die wichtigsten Angelegenheiten zu unterhandeln.

„Seine Reise hatte mehrere Zwecke: zuerst sollte er die Haupthäfen der Halbinsel besuchen, ihren Zustand, ihre Hülfsmittel prüfen und mit Geld in der Hand die Sendungen nach Malta und nach Aegypten daselbst betreiben. Berthier entledigte sich schnell dieses Geschäfts und eilte dann nach Madrid, um die wichtigere Sendung, mit der er beauftragt war, zu vollziehen. Der Erste Consul wollte dem Hause Parma wohl eine Gebietsvergrößerung bewilligen; er war sogar geneigt, mit dieser Vergrößerung einen neuen Titel, den Königstitel, zu verbinden, was die Wünsche der Königin vollständig befriedigt hätte; er verlangte aber, daß man ihm diese Freigebigkeit auf doppelte Weise bezahle, zunächst durch Wiederabtretung Louisiana's an Frankreich und dann durch eine drohende Aufforderung an den portugiesischen Hof, um diesen zu einem Friedensschluß mit der Republik und zum Bruch mit England zu bestimmen.

„Die Beweggründe des Ersten Consuls zur Aufstellung dieser Bedingungen waren folgende: Er fing an Besorgnisse wegen der Behauptung Aegyptens zu hegen, theilte aber mit allen Männern seiner Zeit das Streben nach fernliegenden Besitzungen. Frankreichs Eifersucht gegen England, mit dem es seit einem Jahrhunderte nur über Ost- und Westindien Krieg führte, hatte die Leidenschaft nach dem Besitze von Colonien auf's Aeußerste gesteigert. Sollte Aegypten Frankreich entrissen werden, so wollte der Erste Consul doch etwas für die Colonialgröße Frankreichs gethan haben. Er warf einen Blick auf die Karte der Welt und erblickte eine herrliche Provinz, zwischen Mejiko und den Vereinigten Staaten gelegen, ehemals eine Besitzung von Frankreich, in einer Zeit der Erniedrung von Ludwig XV. an Karl III. abgetreten, durch England und die Vereinigten Staaten sehr bedroht, so lange sie in den ohnmächtigen Händen der Spanier sich befand,

von geringem Werth für diese, denen die eine Hälfte des Festlandes von Amerika zugehörte, aber von großem Werthe für die Franzosen, die kein Besitzthum in diesem Theil von Amerika hatten, und im Stande fruchtbar zu werden, wenn die Betriebsamkeit der Franzosen sich besonders auf diesen Landstrich hinwendete; diese Provinz war Louisiana. War Aegypten verloren und nicht mehr im Stande, für Sanct-Domingo Entschädigung zu gewähren, so hoffte der Erste Consul diese in Louisiana zu finden.

„Er verlangte es daher ausdrücklich von Spanien als Preis für einen Landstrich in Italien. Nebenbei forderte er, man solle ihm einen Theil der auf der Rhede von Brest blokirten spanischen Kriegsschiffe schenken. In Bezug auf Portugal wollte er Spaniens geographische Lage zu demselben, sowie die Verwandtschaft, die zwischen beiden auf der Halbinsel regierenden Häuptern bestand, dazu benutzen, das erstgenannte vom Bündniß mit England abzuziehen. Der Prinz von Brasilien, Statthalter von Portugal, war nämlich Schwiegersohn des Königs und der Königin von Spanien. Man besaß also in Madrid außer dem Gewichte der Nachbarschaft auch den Familieneinfluß und es lag Grund genug vor, sich dieses doppelten Mittels zu bedienen, um die Engländer aus diesem Theile des Festlandes zu vertreiben. Waren die Engländer erst einmal aus Portugal ausgeschlossen, so mußten sie, da die Küsten von Preußen, von Dänemark, von Rußland und von Schweden auf dem Punkte standen, ihnen verschlossen zu werden, und Neapel, sich Frankreichs Willen zu fügen gezwungen, den Befehl erhalten sollte, ihnen seine Häfen zu verbieten, demnächst vom ganzen Festlande ausgeschlossen sein.

„Das waren die Bedingungen, mit deren Ueberbringung nach Madrid Berthier beauftragt war. Mit Auszeichnung nahmen ihn der König, die Königin, der Friedensfürst und alle Granden Spaniens auf, denn alle waren sehr neugierig, den Mann zu sehen, dessen Name in den Berichten über die jüngsten Kriege stets dem Namen des Generals Bonaparte zur Seite stand. Die Bedingungen Frankreichs erschienen hart, konnten indeß keinen ernstlichen Widerstand finden. Der Minister Urquijo allein schien aus Besorgniß über den Eindruck, den diese Abtretung auf die Spanier äußern könnte, etwas mehr Widerstand als der Hof zu leisten. Zu seiner Beruhigung machte man Gründe geltend, die unbestreitbar Stich hielten. Man

führte ihm an, es gehöre an den noch unbewohnten Ufern des Mississippi ein sehr großer Landstrich dazu, um ein Aequivalent für die geringste Besitzung in Spanien abzugeben; die Spanier bedürften im Meerbusen von Mejiko solcher Bundesgenossen wie die Franzosen gegen England und die Vereinigten Staaten; habe auch Louisiana für das aller seiner Colonialbesitzungen beraubte Frankreich vielen Werth, so habe es für das in der neuen Welt schon so reiche Spanien fast gar keinen; eine Vergrößerung des Einflusses in Italien gelte für Spanien weit mehr als ein entfernter Landstrich in einer Gegend, wo es bereits mehr Länder besitze, als es auszubeuten und zu vertheidigen vermöge; es sei endlich eine alte französische Besitzung, die der Schwäche Ludwigs XV. entrissen worden und die Karl III. in seiner weltbekannten Rechtlichkeit anfangs selbst abgelehnt habe, so sehr sei er davon überzeugt gewesen, daß sie ihm nicht gebühre. Die Gründe waren vortrefflich und Spanien gab in diesem Falle sicherlich nicht mehr hin, als es selbst empfing. Mehr als durch die allerbesten Gründe zusammen wurde Urquijo von der Furcht bestimmt, Frankreich zu verletzen und einen Plan zu vereiteln, an dem sein Hof mit einer Art von Leidenschaft hing.

„Es wurde ein eventueller Vertrag verabredet, in dem der Erste Consul dem Herzog von Parma beim Abschluß des allgemeinen Friedens eine Gebietsvergrößerung von ungefär 1,200,000 Seelen in Italien zu verschaffen und ihm außerdem den Königstitel, wie die Anerkennung dieses neuen Titels von allen Souveränen Europa's versprach. Dagegen sollte Spanien, sobald ein Theil dieser Bedingungen erfüllt worden, Louisiana in dem Umfange, welchen diese Provinz bei ihrer Abtretung durch Ludwig XV. an Karl III. gehabt hatte, an Frankreich zurückgeben und ihm außerdem sechs Linienschiffe, mit Takelwerk und Geschütz versehen und zur Aufnahme der Bemannung gerüstet, zum Geschenk machen. Dieser von Berthier in Madrid unterzeichnete Vertrag erfüllte die Königin mit Freuden und nahm den spanischen Hof jetzt ganz und gar für den Ersten Consul ein.

„Die letzte Bedingung, nach welcher Portugal zum Bruch mit England veranlaßt werden sollte, war leicht, denn sie lag ebenso sehr in Spaniens, wie in Frankreichs Interesse. Spanien war nämlich ebenso sehr wie Frankreich dabei interessirt, England Waffen zu entziehen und namentlich es vom Festlande auszuschließen. In dieser Beziehung that der Erste Consul nichts

weiter, als daß er es aus seiner unverzeihlichen Apathie aufweckte und es zur Benutzung eines Einflusses hintrieb, von welchem es schon seit langer Zeit hätte Gebrauch machen sollen. In Bezug darauf ging er in seinen Plänen noch weiter; er schlug Karl IV. vor, sobald der Lissaboner Hof sich der Aufforderung, die an ihn erlassen werde, nicht sofort füge, mit einer Armee über die portugiesische Grenze zu dringen, eine oder zwei Provinzen zu besetzen und diese als Unterpfand zu behalten, um später England zu zwingen, die spanischen von ihm eroberten Colonien zur Rettung der Staaten seines Bundesgenossen zurückzugeben. Er selbst bot Karl IV., wenn dieser sich nicht stark genug fühle, jene Unternehmung zu versuchen, eine französische Division zur Unterstützung an. Der gute König verlangte gar nicht so viel. Der Prinz von Brasilien war sein Schwiegersohn; er wollte ihm deßhalb keine Provinzen nehmen, sollten sie auch einzig nur zum Unterpfande für die Rückgabe spanischer Colonien dienen. Allein er richtete die dringendsten Ermahnungen an ihn und fügte sogar Kriegsdrohungen hinzu, wenn seine Rathschläge kein Gehör fänden. Der Lissaboner Hof versprach, sofort einen Unterhändler zur Berathung mit dem Botschafter Frankreichs nach Madrid abzusenden.

„Von spanischen Gunstbezeigungen überhäuft, kam Berthier nach Paris zurück und konnte dem Ersten Consul die Versicherung ertheilen, daß er in Madrid auf ganz ergebene Herzen zählen könne. Die prachtvollen Rosse, Karl's IV. Geschenk, trafen ungefähr um dieselbe Zeit ein und wurden dem Ersten Consul auf dem Place du Carrousel bei einer von den großen Revuen vorgeführt, wo er den Parisern und den Ausländern die Soldaten zu zeigen liebte, welche Europa besiegt hatten. Eine unzählige Menge von Neugierigen erschien, um diese schönen Thiere, diese reich bekleideten Reitknechte anzustaunen, die an ehemalige königliche Prachtaufzüge erinnerten und die Achtung, die sorgsame Zuvorkommenheit der ältesten europäischen Höfe für das neue Oberhaupt der Republik bewährten.

„Um diese Zeit kamen auch drei Unterhändler der Vereinigten Staaten in Paris an; die Herren Olivier Ellsworth, Richardson Davie und van Murray, die den Auftrag hatten, eine Annäherung zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten zu bewirken. Diese Republik, in welcher weit mehr der Vortheil als die Dankbarkeit herrscht und die namentlich damals

von der Politik der föderalistischen Partei geleitet wurde, hatte sich während des letzten Kriegs Großbritanien genähert und war nicht blos Frankreich, sondern sich selbst ungetreu geworden, indem sie die Grundsätze der Neutralität zur See im Stiche ließ. Ungeachtet des Allianztractats von 1788, dem sie ihr Dasein verdankte, und der sie verbindlich machte, Niemand Handelsvortheile zu bewilligen, die nicht gleichzeitig auch den Franzosen zu Theil würden, hatte sie Großbritanien besondere und ausschließliche Vortheile eingeräumt. Den Grundsatz: die Flagge deckt die Ladung (frei Schiff, frei Gut), hatte sie aufgegeben und eingeräumt, daß feindliches Eigenthum auf einem neutralen Schiffe aufgesucht und, wenn sein Ursprung erkannt werde, in Beschlag genommen werden könne. Dies war ein ebenso ungeschicktes, wie wenig ehrenhaftes Benehmen. Das Direktorium war darüber natürlich sehr aufgebracht, griff zum Repressaliensystem und erklärte, Frankreich werde die Neutralen behandeln, wie sie sich von England behandeln ließen. So war man in den Vereinigten Staaten von einer strengen Maßregel zur andern fast in offenen Kriegszustand gerathen, jedoch ohne thatsächliche Feindseligkeiten.

„Es lag dem Ersten Consul am Herzen, diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen. Er ernannte drei Bevollmächtigte, seinen Bruder Joseph Bonaparte und die beiden Staatsräthe Fleurieu und Röderer, die sich mit den Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten in Vernehmen setzen sollten, und drang lebhaft auf den Abschluß der Unterhandlungen, um England demnächst einen neuen Gegner zu schaffen und eine Macht mehr in das Verzeichniß derer einzutragen, die sich zur Geltendmachung der wahren Grundsätze der Seeneutralität verbindlich machen würden. Das Haupthinderniß einer Annäherung war der Artikel, nach welchem die Vereinigten Staaten versprochen hatten, Frankreich an allen Handelsvortheilen, welche sie andern Nationen bewilligen würden, Theil nehmen zu lassen. Die Verpflichtung, nichts für Andere zu thun, ohne es zugleich auch für uns zu thun, brachte die Vereinigten Staaten in keine geringe Verlegenheit. Ihre Unterhändler zeigten sich nicht geneigt, in diesem Punkte nachzugeben, schienen aber bereit, die Rechte der Neutralen anzuerkennen und zu vertheidigen, sowie auch in ihren Stipulationen mit Frankreich die Grundsätze wieder aufzustellen, die sie bei der Unterhandlung mit England hatten fal-

len lassen. Da es dem Ersten Consul weit mehr auf die Grundsätze der Seeneutralität als auf die thatsächlich illusorisch gewordenen Handelsvortheile des Vertrags von 1778 ankam, so schärfte er seinem Bruder ein, sich nicht bei diesem letztern aufzuhalten, sondern eine Vereinbarung mit den amerikanischen Abgesandten zu treffen, wenn man nur eine vollständige und förmliche Anerkennung der Grundsätze des Volksrechts, deren Geltendmachung von Wichtigkeit sei, von ihnen erlange. Als diese Schwierigkeit gehoben war, wurde man bald über das Uebrige einig und augenblicklich schickte man sich an, einen Aussöhnungsvertrag mit den Vereinigten Staaten zu unterzeichnen.

„Eine andere Annäherung, die noch viel wichtiger war, begann zwischen der Republik und dem heiligen Stuhle einzutreten. Der neue Papst war in der unbestimmten Hoffnung einer Ausgleichung mit Frankreich erwählt worden und sah diese Hoffnung, der er seiner Erhebung verdankte, sich verwirklichen. Als Bonaparte von Marengo zurückkam, ließ er, wie wir bereits erwähnt haben, durch den Cardinal Martiniana, Bischof von Vercelli, Pius VII. einige Eröffnungen zugehen, mit der Versicherung, daß er die römische und die parthenopeische Republik, welche das Direktorium in's Leben gerufen, nicht wieder herzustellen beabsichtige. Er hatte allerdings in Italien an der cisalpinischen Republik genug einzurichten, zu leiten, gegen die Politik und die Interessen von ganz Europa zu vertheidigen. Dafür verlangte Bonaparte, der neue Papst sollte seine Gewalt über die Gemüther dazu benutzen, ihm Eintrag und Frieden in Frankreich wieder herstellen zu helfen. Voll Freuden empfing der Papst den Grafen Alciati, den Neffen des Cardinals Martiniana, der die Eröffnungen des Ersten Consuls zu überbringen beauftragt war; er schickte ihn sogleich nach Vercelli zurück, um in seinem Namem zu erklären, daß er, die Absichten des Ersten Cosuls über einen so wichtigen, der Kirche so sehr am Herzen liegenden Gegenstand zu unterstützen geneigt, vorher die Absichten des französischen Cabinets etwas genauer kennen zu lernen wünsche. Der Cardinal schrieb demnach von Vercelli nach Paris, um die Geneigtheit und den Wunsch des neuen Papstes anzuzeigen. In der darauf erfolgten Antwort des Ersten Consuls verlangte dieser einen Unterhändler, mit dem er sich unmittelbar besprechen könne, und hierzu erwählte der Papst sogleich Monsignore

Spina, Bischof von Korinth und Nuntius des päpstlichen Stuhles in Florenz. Dieser Unterhändler begab sich zunächst nach Vercelli und beschloß dann auf dringendes Verlangen des Ersten Consuls nach Paris zu gehen, da letzterer die Unterhandlung in seine Nähe zu ziehen wünschte, um ihres Gelingens sicherer zu sein. Es war von Seiten des Ersten Consuls ein bedenkliches Unternehmen, einen Vertreter des heiligen Stuhles nach Paris kommen zu lassen, zumal bei der Stimmung der Gemüther, die auf ein derartiges Schauspiel noch nicht vorbereitet waren. Man war übereingekommen, daß Monsignore Spina keinen officiellen Titel führen, sondern sich Bischof von Korinth nennen solle, der beauftragt sei, mit der französischen Regierung über die Angelegenheiten der römischen Regierung zu unterhandeln.

„Während diese Unterhandlungen mit allen Mächten so thätig und geschickt geleitet worden, war Saint-Julien, der Unterzeichner und Ueberbringer der Friedenspräliminarien, in Duroc's Begleitung auf dem Wege nach Wien. Er fühlte wohl die Unvorsichtigkeit seines Benehmens und hatte Talleyrand nicht verhehlt, daß er keineswegs sicher sei, Duroc bis nach Wien mitnehmen zu können. Der Minister hatte in seiner Täuschung an diese Schwierigkeit nicht glauben wollen und es war verabredet worden, daß Saint-Julien und Duroc über Kray's Hauptquartier, das sich in der Nähe des Inn zu Altöttingen befand, sich begeben sollten, um von diesem General einen Paß zu erlangen, mittelst welchen Duroc nach Oesterreich hineinkommen könnte. Am 4. August 1800 trafen sie im Hauptquartier ein; Duroc wurde aber zurückgehalten und durfte die im Waffenstillstand bezeichnete Grenzlinie nicht überschreiten. Das erste Anzeichen von der zu erwartenden Aufnahme der Präliminarien war nicht eben günstig. Saint-Julien begab sich also allein nach Wien und versicherte Duroc, er werde um einen Paß für ihn ansuchen und ihn sobald er ihn erhalten, nach dem Hauptquartiere senden. Saint-Julien verfügte sich nun zum Kaiser und übergab ihm die Artikel, die er mit Vorbehalt der Ratification und des Geheimhaltens in Paris unterzeichnet hatte. Der Kaiser war sehr überrascht und unwillig über die sonderbare Ausdehnung, welche Saint-Julien seinen Instruktionen gegeben hatte. Die in den Prämilinarartikeln enthaltenen Bedingungen mißfielen ihm gerade nicht, er besorgte vielmehr, bei England

bloßgestellt zu sein, das ihm soeben mit seinem Gelde ausgeholfen hatte und überaus argwöhnisch war. Er hatte zwar durch Kundgebung eines Theils seiner Absichten die Absichten des Ersten Consuls herausbringen wollen, um keinen Preis wollte er aber irgend ein Dokument unterzeichnen, indem dieses eine ohne Mitwirkung des britischen Cabinets angeknüpfte Unterhandlung voraussetzte. Wirklich faßte auch das kaiserliche Cabinet, ungeachtet der Gefahr von Frankreich her ein Ungewitter herauf zu beschwören, den Entschluß, Saint-Julien zu desavouiren. Dieser Offizier wurde öffentlich streng getadelt und in eine der entlegensten Provinzen des Kaiserreichs gleichsam in's Exil geschickt. Die Präliminarien wurden als nicht vorhanden betrachtet, da sie, wenn auch nur provisorisch, von einem Agenten ohne Amtscharakter und Vollmacht unterzeichnet wären. Duroc erhielt keinen Paß und nachdem er bis zum 13. August gewartet, mußte er die Rückreise nach Paris antreten.

„Dies Alles machte, abgesehen von den dem Friedensabschluß in den Weg gelegten Verzögerungen, ziemlich unangenehme Eröffnungen an den Ersten Consul nöthig und Oesterreich hatte bei dessen reizbarem Charakter den Eindruck einer solchen Mittheilung zu fürchten. Leicht war es möglich, daß er auf der Stelle Paris verließ, sich an die Spitze der republikanischen Armeen stellte und gegen Wien anrückte. Der österreichische Hof beschloß daher, obwohl er die Präliminarien desavouirte, aus diesem Schritte keinen Bruch entstehen zu lassen, sondern der französischen Regierung die sofortige Eröffnung eines Congresses vorzuschlagen. Lord Minto, der Vertreter des britischen Cabinets beim Kaiser, willigte ein, Oesterreich unterhandeln zu lassen, jedoch unter der Bedingung, daß England in die Unterhandlung mit eingeschlossen werde. Man verständigte sich mit ihm, diplomatische Conferenzen in Vorschlag zu bringen, an denen England und Oesterreich gleichmäßig Theil nähmen. In Folge davon schrieb Thugut unterm 11. August an Talleyrand, daß der Kaiser zwar das unüberlegte Benehmen Saint-Julien's desavouire, nichtsdestoweniger aber lebhaft den Frieden wünsche; er bringe deßhalb die sofortige Eröffnung eines Congresses in Frankreich selbst, zu Schlettstadt und zu Luneville, wie man wolle, in Vorschlag; Großbritanien sei bereit, einen Bevollmächtigten dahin abzuschicken und wenn der Erste Consul darauf eingehe, könne der allgemeine

Friede bald der Welt zurückgegeben werden. Dies Alles war mit Aeußerungen begleitet, die ganz geeignet waren, den ungestümen Charakter des Mannes zu besänftigen, der damals Frankreich beherrschte.

„Als der Erste Consul diese Nachrichten empfing, gerieth er darüber in heftigen Zorn. Zunächst fühlte er sich durch die Desavouirung des Offiziers, der mit ihm verhandelt hatte, beleidigt, dann sah er auch ungern den Frieden weiter hinausgerückt. Hauptsächlich erblickte er in der Theilnahme Englands an der Unterhandlung eine Veranlassung zu unaufhörlichen Verzögerungen, denn der Friede zur See war weit schwerer abzuschließen, als der Friede zu Lande. Im ersten Augenblicke, vom ersten Eindruck beherrscht, wollte er Lärm machen, Oesterreich der Treulosigkeit beschuldigen und die Feindseligkeiten augenblicklich wieder beginnen. Talleyrand, der wohl fühlte, daß er selbst einen Fehler gemacht, indem er mit einem Gesandten ohne Vollmacht unterhandelt hatte, bemühte sich, den Ersten Consul zu beruhigen. Die Sache wurde dem Staatsrath vorgelegt. Dieses große Collegium, das jetzt nur noch ein Administrativtribunal ist, war damals ein wahrer Regierungsrath. Der Minister schickte ihm einen ausführlichen Bericht ein. „Der Erste Consul," so hieß es in diesem Berichte, „hat es für zweckmäßig erachtet, den Staatsrath zu außerordentlicher Zeit zusammenzuberufen, und im Vertrauen auf seine Verschwiegenheit wie auf seine Einsicht mir den Auftrag ertheilt, ihm alle Einzelheiten der mit dem Wiener Hofe gepflogenen Unterhandlung auf's Genaueste mitzutheilen." Nachdem Talleyrand diese Unterhandlung dargelegt hatte, wie es etwa vor einem Ministerrath hätte geschehen können, erkannte er an, daß der österreichische Bevollmächtigte keine Vollmacht gehabt habe, daß man, während man mit ihm unterhandelte, auf die Möglichkeit einer Desavouirung gefaßt sein mußte, daß man folglich auf diesen Punkt keine glänzende Polemik begründen könne, und daß man auf Lärm machen verzichten müsse Indem er aber an das Beispiel der Unterhandlungen über den westphälischen Frieden erinnerte, die lange vor Unterzeichnung des Vertrags von Münster stattgefunden hätten und während deren man gleichzeitig unterhandelt und gekämpft hätte, schlug er vor, die Eröffnung eines Congresses anzunehmen, zu gleicher Zeit jedoch die Feindseligkeiten wieder zu beginnen.

So weit Thiers. — Bonaparte gebraucht indessen auch reellere Mittel, um sich die Zuneigung der Franzosen zu verschaffen. Wie er vom Anfang seines Konsulats an zur Herstellung der Sicherheit und Ordnung Maßregeln ergriffen hatte, so ließ er es sich auch jetzt angelegen sein, die materiellen Interessen für sich zu gewinnen. Die Staatsgläubiger erhielten jetzt zum erstenmale Zinsen ausgezahlt. Die Mittel dazu gab die seit einem halben Jahre bestehende Bank von Frankreich her, die schon eine beträchtliche Menge von Banknoten in Umlauf gesetzt hatte und den Verkehr wesentlich erleichterte. Die Landstraßen, die seit 10 Jahren ganz sich selbst überlassen waren, erhielten nun endlich auch die so nöthigen Ausbesserungen, worauf über drei Millionen Thaler verwendet wurden. Aber es gab auf den Landstraßen noch ein anderes Uebel als die schlechten Wege, nämlich zahlreiche Räuberbanden, die theils aus ehemaligen Vendéern, theils aus Ausreißern vom Heere bestanden. Gegen dieses Uebel vermochte der mächtige Bonaparte vor der Hand Nichts. Seine Soldaten standen im Auslande, das innere Frankreich war von Truppen entblößt. Die Räuber waren aber nicht blos zahlreich, sie hatten auch einen sehr geschickten Anführer in der Person des ehemaligen Vendéers Georges Cadoudal, von dem noch später die Rede sein wird. Bonaparte gestand seine Ohnmacht selbst ein. „Geduld," sagte er, „laßt mir nur zwei bis drei Monate Zeit. Dann habe ich den Frieden erobert und werde diesen Rittern von der Landstraße ihr Recht schnell und gründlich angedeihen lassen." — Eine andere Verwirrung kam von den Priestern her. Zu der ersten Zeit der Republik hatte man die Priester zu gewöhnlichen Staatsdienern machen und als solche die Gesetze beschwören lassen wollen. Ein Theil hatte Folge geleistet, ein anderer Theil sich geweigert und war deßhalb abgesetzt und bitterlich verfolgt worden. Jetzt verlangte man von diesen sogenannten eidscheuen Pristern ein bloßes Versprechen des Gehorsams gegen die Gesetze, und nun kamen alle hervor, die sich inzwischen in sichern Verstecken gegen das Fallbeil geschützt hatten. Viele leisteten das verlangte Versprechen, eine noch größere Zahl weigerte sich, und so hatte man denn drei Arten von Priestern, beeidete, verpflichtete und nichtverpflichtete, die sich gegenseitig die Kirchen streitig machten. Sollte dieser Wirrwar aufgelöst werden, so brauchte man nothwendig die Mitwirkung des Papstes,

und diese erhielt man nur dann, wenn man die Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes versprach. Schon jetzt wurden mit Rom Unterhandlungen angeknüpft und vorläufig die Feier des Sonntags in allen Gemeinden wieder eingeführt, welche darnach verlangten *.

Mit den Priestern standen die Ausgewanderten in naher Verbindung, und es war daher natürlich, daß man sich auch mit ihnen beschäftigte. Sie waren in großer Menge zurückgekehrt und hielten sich bereits für so sicher, daß sie nach ihren früheren in der Revolution verlornen Gütern strebten. Den daraus entstehenden Unordnungen machte Bonaparte mit Strenge ein Ende, da die Käufer von Nationalgütern eine zu wichtige Klasse der Bevölkerung waren, als daß man sie hätte beunruhigen lassen dürfen. Uebrigens war Bonaparte gegen den zurückkehrenden Adel so gefällig als möglich und zwar mit Recht, denn die ganze Schuld der meisten Adeligen bestand nur darin, daß sie geflohen waren, weil sie lieber im Auslande leben als in Frankreich sterben wollten. Wer nicht gegen die Republik gedient oder sonst durch Handlungen seine feindliche Stimmung kundgegeben hatte, der durfte zurückkehren und erhielt seine nichtverkauften Güter zurück. Josephine, die früher als Gattin des Generals Beauharnais mit dem Adel vielfach Verkehr gehabt hatte, war die Beschützerin ihrer alten Bekannten und der Adeligen überhaupt. Dank erndtete Bonaparte von seiner Gerechtigkeitsliebe wenig. Die Beschenkten jubelten im ersten Augenblicke sehr und gelobten ewige Anhänglichkeit.

War jedoch der erste Rausch vorüber, so verwandelten sich die treuen Freunde häufig in erbitterte Feinde.

Eine entstellte Kunde von dem, was Bonaparte für den Adel und

* Die französische Revolution schwärmte für das Decimalsystem in einem solchen Grade, daß sie nicht blos Maaß und Gewicht, sondern auch den Kalender darnach einrichteten. Man führte also statt unserer Woche eine zehntägige Woche, eine sogenannte Dekade, ein. Um den Unsinn zu vervollständigen, hätte man eigentlich auch den Tag nach dem Decimalsystem in zweimal zehn Stunden eintheilen sollen. Da dies nicht ging, so mußte man auch den alten Kalender bestehen lassen. Man that es nicht, aber Vernunft und Gewohnheit waren zu stark, der alte Sonntag blieb bestehen, und solche Franzosen, die zugleich gute Christen und Republikaner waren, hatten nun den Vortheil, in jeder Woche zwei Sonntage feiern zu können, einen christlichen und einen offiziellen. Auch für Faullenzer keine schlechte Einrichtung.



für die Wiederherstellung thue, gelangte auch an Ludwig XVIII. in dessen Verbannung. Alle Verbannte sind leichtgläubig und hoffen auf einen für sie günstigen Umschwung. Ludwig XVIII. hoffte durch Bonaparte auf den Thron zu gelangen und schrieb ihm:

„Seit langer Zeit, General, muß Ihnen bekannt sein, daß Sie meine Achtung besitzen. Sollten Sie daran zweifeln, daß ich für Dankbarkeit empfänglich bin, so bezeichnen Sie Ihre Stelle, bestimmen Sie das Loos Ihrer Freunde. Was meine Grundsätze anlangt, so bin ich Franzose; milde von Charakter werde ich es auch aus Ueberlegung sein. Nein, der Sieger von Lodi, von Castiglione, von Arcole, der Eroberer von Italien und Aegypten kann eine leere Berühmtheit dem Ruhme nicht vorziehen. Inzwischen verlieren Sie eine kostbare Zeit: wir können die Ruhe von Frankreich sichern; wir, sage ich, denn ich brauche einen Bonaparte dazu und er vermöchte es nicht ohne mich. General, Europa beobachtet, der Ruhm erwartet Sie und mich verlangt, meinem Volke wieder Frieden zu geben. Ludwig.“

Bonaparte wies dies Schreiben mit Unwillen zurück, und wandte sich an seinen Secretär mit den Worten:

„Die Leute kennen sich nicht; gebe ich ihnen ihren Thron zurück, so glauben sie ihn von Gottes Gnade wieder verlangt zu haben. Bald würden sie von den Emigranten umringt und fortgerissen werden; sie würden Alles zu Grunde richten, weil sie Alles umgestalten möchten, selbst was sich nicht umgestalten läßt. Was würde aus den zahlreichen Interessen werden, die sich seit 1789 gebildet haben? Was würde aus den Käufern der Nationalgüter, aus den Häuptern der Armee, aus all den Männern werden, die ihr Leben und ihre Zukunft an die Revolution geknüpft haben? Und was würde nach den Menschen aus den Dingen werden? Was aus den Grundsätzen, die so vielen Kampf gekostet haben? Das Alles würde untergehen, aber nicht ohne Widerstand; es würde ein schrecklicher Kampf entstehen; Tausende von Menschen würden darin umkommen. Niemals, nein niemals werde ich einen so unheilvollen Entschluß fassen."

An Ludwig XVIII. antwortete Bonaparte auf folgende Weise:

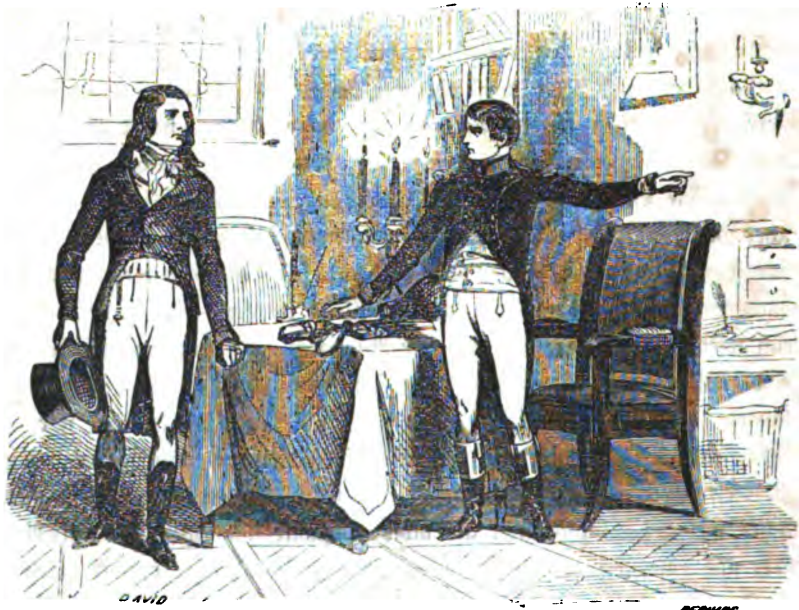
„Ich habe Ihren Brief empfangen, mein Herr; ich danke Ihnen für die Höflichkeiten, die Sie mir sagen. Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen; Sie würden über fünfmalhunderttausend Leichen schreiten müssen. Opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glücke Frankreichs; die Geschichte wird es Ihnen anrechnen. Ich bin nicht unempfindlich für das Unglück Ihrer Familie; ich werde mit Vergnügen dazu beitragen, Ihre Zurückgezogenheit angenehm und ruhig zu machen.

Bonaparte."

Hatten einige Royalisten von Bonaparte für ihre Sache Etwas gehofft, so waren die Patrioten von Anfang an unzufrieden. Diese Partei, die 1789 das ganze Volk umfaßt hatte, war jetzt nach den Greueln der Schreckensherrschaft sehr zusammen geschmolzen und vollkommen machtlos. Bonaparte fürchtete indessen gerade diese Leute sehr, oder stellte sich vielleicht nur so. Gegen Sie war die ganze Thätigkeit seiner Polizei gerichtet. Wenn man die Befugnisse, welche Bonaparte diesen Verwaltungszweig überließ oder übertrug, näher in das Auge faßt, so wird man leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß er die Polizei zur Erlangung der Alleinherrschaft benutzen wollte. Während der Revolution hatte die Polizei ihre

Macht auf eine furchtbare Art geübt, damals stand es in ihrer Befugniß, jeden Staatsbürger nach Willkühr an einen bestimmten Ort und selbst in das Ausland zu verbannen, auf jedes beliebige Eigenthum Beschlag zu legen, jede Zeitung zu unterdrücken u. s. w. Bonaparte, der so viele revolutionäre Mißbräuche entfernte, hätte auch diesen schreienden Uebelstand abstellen sollen. Er war weit entfernt davon. Eine willkührliche Polizei, wie er sie von der Revolution her vorfand, war gerade das, was er am besten brauchen konnte. Er konnte sie zum Werkzeuge benutzen, um alle Gegner seiner Alleinherrschaft zu entfernen, und dazu bestimmte er sie wirklich. Sie genügte ihm nicht einmal, so wie er sie vorfand, er vermehrte ihre Thätigkeit noch und gab ihr eine sogenannte Gegenpolizei zur Controlle. Unter Gegenpolizei versteht man eine vollkommen organisirte aber geheime Polizei, die durch ihre Agenten immerfort spüren und Alles berichten muß. Durch eine solche Gegenpolizei will man erfahren, ob die öffentliche Polizei auch die gehörige Thätigkeit entwickelt. Berichtet die Gegenpolizei über ein Verbrechen, eine Verschwörung u. s. w. früher, als die öffentliche, so ist dies ein Beweis, daß die Erstere besser ist als die Letztere. So entsteht ein Wetteifer, der aber unendlich mehr Schädliches als Nützliches hat, denn weiß eine der beiden Polizei nichts zu berichten, so erfindet sie, giebt es keine Verbrecher, so macht sie welche. Davon sollte die neue Polizei gleich einen Beweis geben. Unter den ehemaligen Patrioten gab es einige Brauseköpfe, die den Untergang der Republik nach der Art solcher Menschen nicht der allgemein veränderten Stimmung, sondern einem Paar Personen zur Last legten und steif und fest glaubten, wenn nur erst Bonaparte auf die eine oder andere Weise entfernt sei, so habe man gleich wieder die alte Herrlichkeit der Assignaten, der täglichen Aufstände, der Verhaftungen in Masse und der Guillotine. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, hielten sie jedes Mittel für gut, und an Blut gewöhnt wie sie waren, schreckte sie selbst der Gedanke eines Mordes nicht zurück. Die Zahl dieser Menschen war sehr klein, denn selbst die Polizei, die bei solchen Sachen viel lieber multiplicirt als dividirt, zählte nicht mehr als drei Anführer und eine geringe Anzahl untergeordneter Theilnehmer heraus. Selbst diese Fanatiker hatten unter sich nicht einen einzigen Mann, der den Mord des ersten Konsuls auf sich nehmen wollte. Die Polizei wurde mit dieser

Verlegenheit bekannt und war so gefällig, den fehlenden Mörder zu stellen. Natürlich war der Mörder einer ihrer eigenen Leute, und es war ebenso natürlich, daß dieser Mensch, um einen recht großen Lohn zu empfangen, die zögernden Verschwornen nach Möglichkeit vorwärts trieb. Durch ihn ließen sich die Betrogenen bestimmen, Dolche zu kaufen, und Ort und Zeit der That festzusetzen. Bonaparte sollte am 10. October in der Oper ermordet werden. Es war eine Komödie in der Komödie. Die Loge des ersten Konsuls starrte von einer Reihe von dreifachen Bayonnetten, von den wirklichen Verschworenen hatten sich nur zwei und zwar ohne Waffen eingefunden, die Theilnehmer aus den Reihen der Polizei waren alle am Platze und bis an die Zähne bewaffnet. Die Verhaftung der Unglücklichen wurde so auffallend als möglich vollzogen, denn Paris sollte wissen, welche entsetzliche Gefahr seinem Helden gedroht habe. Erst jetzt wurde Bonaparte unterrichtet, und es ist möglich, daß er wirklich an die Gefahr glaubte, als er mit der größten Strenge zu verfahren befahl.



Es wird von vielen Seiten geleugnet, daß Bonaparte schon damals an den Kaiserthron gedacht habe, und mit Gewißheit bestimmen über solche Dinge läßt sich Nichts. War er vielleicht mit seinen Wünschen noch nicht so weit, so gab es doch jedenfalls Leute, die ihn dazu ermunterten. Diese Verschwörung kam herrlich gelegen, den Franzosen die bedenkliche Frage vorzulegen, was werden soll, wenn Bonaparte einmal wirklich ermordet werde. Diese Frage stellte Fontanes, der unermüdetste und widerlichste Speichellecker, den wohl je ein Herrscher gefunden hat. Er veröffentlichte eine Schrift: „Vergleich zwischen Cäsar, Cromwell, Monck und Bonaparte, worin alle diese Helden verglichen wurden, wo sich dann zeigte, daß Bonaparte der Erste von allen sei.“ Nach allen diesen Vergleichungen mußte die Schlußfolgerung gezogen werden. Glückliche Republik, rief der Verfasser aus, wenn Bonaparte unsterblich wäre! Aber wo sind seine Erben? fügte er hinzu. Wo ist eine Einrichtung, die seinen wohlthätigen Einfluß erhalten, sein Genie fortsetzen kann? Das Schicksal von 30 Millionen Menschen hängt von dem Leben eines einzigen Mannes ab! Franzosen, was sollte wohl aus Euch werden, wenn schon jetzt ein Klageruf Euch verkündigte, daß dieser Mann aufgehört habe zu leben?

Der Verfasser prüfte dann die verschiedenen Möglichkeiten, die der Tod des Generals Bonaparte darbieten würde. Sollte man wieder unter das Joch eines Convents zurückfallen? Aber die Erinnerung an den Nationalconvent war hinreichend, um eine derartige Voraussetzung Jedermann aus dem Sinn zu bringen. Sollte man sich einer Militairregierung in die Arme werfen? Wo fand sich aber ein Mann wie Bonaparte? Die Republik besaß allerdings große Generale, aber wer überragte alle Andern so sehr, um jeder Rangeifersucht vorzubeugen und die Armeen abzuhalten, sich zu Gunsten ihres besonderen Anführers unter einander zu würgen?... Wenn es mit dem Regieren durch Versammlungen, wenn es mit dem Regieren durch Prätorianern nichts sei: wolle man wohl seine Zuflucht zur „legitimen“ Dynastie nehmen, die an der Grenze halte und die Arme nach Frankreich ausstrecke? Das wäre aber eine Gegenrevolution und Karl's II. und Jakob's II. Rückkehr nach England, die bei ihrem Erscheinen geflossenen Blutströme seien hinreichende Beispiele, den Völkern die Augen

zu öffnen. Wolle man neuere Beispiele, so sei der Wiedereinzug, den die Königin von Neapel mit ihrem blödsinnigen Manne in ihr unglückliches Königreich gehalten hätte, eine mit blutigen Buchstaben aufgezeichnete Lehre! . . . Franzosen! Ihr schlaft am Rande eines Abgrundes! . ." Das ist das Schlußwort dieser merkwürdigen Schrift.

Bonaparte wurde hinterbracht, daß sein Bruder Lucian der Verfasser sei, aber er war wahrscheinlich besser unterrichtet. In seinem Familienkreise war nun häufig die Rede von Errichtung des Thrones, zum großen Kummer der armen Josephine, die bei jeder derartigen Aeußerung die Trennung ihrer kinderlosen Ehe befürchtete.



Auf dem Schauplatze, wo Bonaparte seinem Ruhm die Krone aufgesetzt hatte, sah es inzwischen übel aus. In Aegypten hatte die Nachricht von seiner Entfernung einen schlimmen Eindruck gemacht. Schon seit der Schlacht von Abukir hatte sich den Truppen die Ueberzeugung aufgedrängt, daß sie von Frankreich abgeschnitten seien. Seit Bonaparte sich entfernt hatte, hielten sie sich für gänzlich aufgegeben. Die einflußreichsten Generale theilten diese Meinung, namentlich Kleber, dem Bonaparte den Oberbefehl übergeben hatte. Kleber hatte nicht übel Lust, das gegebene Beispiel nach-

zuahmen und ebenfalls nach Frankreich zurückzugehen. Es bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine Aegypten als Kolonie behaupten, die andere das Land räumen wollte. Die daraus entstehehenden ewigen Streitigkeiten machten auf die Stimmung der Soldaten den übelsten Eindruck und lockerten sogar die Mannszucht. Kleber schickte nach Paris die ungünstigsten Berichte, um die Zurückrufung der Armee zu erlangen, wobei er selbst Bonaparte nicht schonte, da er nicht wußte, daß dieser inzwischen erster Konsul geworden war und seine lügenhaften Schilderungen selbst las. Aegypten konnte behauptet werden, wenn man nur wollte. Das Heer zählte 22000 Streiter, man hatte Waffen und Munition vollauf, und die Einkünfte des Landes reichten hier zur Ernährung der Armee. Das türkische Heer, das unter dem Großvezier in Anmarsch war, konnte gegen die regelmäßigen französischen Truppen unmöglich etwas ausrichten. 4000 Janitschaaren dieses Heeres, die bei Damiette landeten, wurden von 1000 Franzosen auseinander gesprengt und in das Meer gestürzt. Das große Heer, das über 80,000 Mann stark war, sammelte sich unter dem Großvezier in Syrien, wo noch die Reste der Mamelucken zu ihm stießen. Gefährlicher waren die Engländer, die gelandet waren und theils bei diesem Heer standen, theils unter Sir Sidney Smith an der Küste kreuzten. Der englische Flottenbefehlshaber suchte die Franzosen in der Meinung zu erhalten, daß in ihrem Vaterlande alles noch so schlecht stehe, wie zur Zeit von Bonaparte's Abreise. Dies gelang ihm über Erwarten. Er ließ nur solche Briefe und Depeschen aus Frankreich durch, die vor dem 18. Brumaire geschrieben waren, und die darin enthaltenen Nachrichten mußten die Niedergeschlagenheit der Franzosen steigern. Sidney Smith erbot sich zugleich zu Unterhandlungen, und Kleber war schwach genug, darauf einzugehen. Die Bevollmächtigten begaben sich am Bord des englischen Linienschiffes Tiger und gingen von dort nach dem Hauptquartier des Großveziers. Da die Franzosen entmuthigt waren, so verständigte man sich leicht. Die Franzosen sollten Aegypten gänzlich räumen und mit Waffen und Gepäck nach Frankreich übergeschifft werden. Während hier noch unterhandelt wurde, hatte eine Schandthat stattgefunden, die ohne die Niedergeschlagenheit der Franzosen sofort zur Erneuerung von Feindselig-

keiten geführt haben würde. In der kleinen Grenzfestung El Arisch lag eine französische Besatzung von 300 Mann, die gegen das ganze türkische Heer stark genug gewesen wären, wenn nicht auch hier die allgemeine Entmuthigung vorgeherrscht hätte. Als die Türken herankamen, war ein Theil der Franzosen ehrlos genug, ihnen Stricke zuzuwerfen, durch deren Hülfe jene an die Festung gelangten, um sofort Alles niederzumetzeln. Der französische Kriegsrath wußte dies, als er über den Vertrag mit dem Großvezier berieth, ließ sich aber durch eine dürftige Entschuldigung beschwichtigen. Man machte Verhältnisse geltend, die gar nicht bestanden, sprach von einer russischen Armee, die im Anzuge sei, von der Pest, die in Aegypten herrschen sollte, und gelangte durch diese Vorspiegelungen zu der Ueberzeugung, daß an Widerstand nicht gedacht werden könne. Aegypten war schon jetzt verloren, wenn die Engländer nicht übermüthig wurden. Ihre Regierung hielt aber die Franzosen für so schwach, daß sie den Befehl überschickte, auf keine Kapitulation einzugehen, wenn das feindliche Heer nicht die Waffen streckte. Jetzt fand Kleber seinen alten Muth wieder. „Soldaten!“ rief er seiner Armee zu. „Auf solche Unverschämtheiten antwortet man nur durch Siege; macht Euch schlachtfertig!“ Er erwartete den Großvezier in der Ebene von Heliopolis. Dort trafen sich am 20. März 1800 die beiden Heere, die Franzosen etwa 10,000, die Türken 80,000 Mann stark. Kleber beobachtete die schon oft bewährt gefundene Gewohnheit, sein Heer in Vierecke aufzustellen, um es gegen die feindlichen Reitermassen besser zu schützen. All ihre Tapferkeit half den Türken nichts gegen die Kriegskunst ihrer Gegner. Ihre Reiterei zerschellte an diesen lebendigen Festungsmauern, ihr Fußvolk konnte gegen die Flankenangriffe der Franzosen nicht Stand halten. Der Großvezier mußte zuletzt mit schwerem Verlust die Flucht ergreifen und sah sein Heer durch eine kräftige Verfolgung bald zerstreut. Als er die Wüste erreichte, waren noch 500 Reiter bei ihm, die übrigen hatten sich hier und dorthin begeben und zum Theil nach Kairo geworfen. Diese wichtige Hauptstadt zu unterwerfen mußte das nächste Ziel Kleber's sein. Am 15. April begann der Angriff mit einem Sturm auf die Vorstadt Bulak. Die Einwohner und die Türken leisteten einen lebhaften Widerstand. Jede

Straße, jedes Haus wurde der Schauplatz eines erbitterten Kampfes. Kleber ließ dieses furchtbare Gemetzel einen Augenblick einstellen und den Anführern Begnadigung anbieten; diese Begnadigung wurde zurückgewiesen. Nun nahm man den Angriff wieder auf; das Feuer verbreitete sich von Haus zu Haus und in Flammen auflodernd erfuhr Bulak die doppelten Greuel eines Brandes und einer Erstürmung. Da sich indessen die Vorsteher der Einwohnerschaft dem Sieger zu Füßen geworfen hatten, ließ Kleber dies Blutvergießen aufhören und rettete die Ueberreste dieser unglücklichen Vorstadt. Es war das Stadtviertel, wo sich die Handelsniederlagen befanden; man fand daselbst eine Masse von Waaren, die zum Vortheil der Armee von den Flammen verschont blieben. Dieses furchtbare Schauspiel war von der ganzen Bevölkerung Kairo's angesehen worden. Kleber benutzte den Eindruck, den es hervorbringen mußte, und ließ jetzt die Hauptstadt selbst angreifen. Ein dem Gebäude des Hauptquartiers benachbartes und noch von den Türken besetztes Haus war unterminirt worden; die Mine wurde angezündet; Türken und Aufrührer flogen in die Luft. Dies war das Angriffssignal. Friant's und Belliard's Truppen drangen durch alle Ausgänge vom Platze Ezbekyeh vor, während General Reynier sich an den nördlichen und östlicher Thoren zeigte und Verdier von den Höhen der Cidatelle aus die Stadt mit Bomben überschüttete. Der Kampf war hartnäckig. Reynier's Truppen gingen durch das am Ende des großen Kanals gelegene Thor Bal-el-Charyeh, trieben Ibrahim Bey und Jussif Pascha, die es vertheidigten, vor sich her und warfen sie alle beide auf die neunte Halbbrigade, die auf dem gegenüberliegenden Punkte eingedrungen war und auf ihrem siegreichen Marsche Alles zurückgetrieben hatte. Nachdem sie ein furchtbares Blutbad angerichtet hatten, vereinigten sich die französischenen Korps. Die Nacht trennte die Kämpfenden. Mehre Tausend Türken, Mameluken und Aufrührer waren umgekommen; 400 Häuser standen in Flammen. Dies war die letzte Anstrengung der Aufrührer.

Diese Empörung kam den Franzosen in so fern ganz gelegen, als sie davon einen Vorwand hernehmen konnten, den egyptischen Städten starke Kontributionen aufzulegen. Sie lebten nun wieder in Ueberfluß, und da

die Ruhe des Landes wieder gesichert war, so schien dem Gedeihen der Kolonie Nichts mehr im Wege zu stehen. In diesem Augenblicke aber nahte eine Katastrophe, die den einzigen Mann vernichten sollte, der Bonaparte zu ersetzen im Stande war. Die Egypter hatten sich an die Anwesenheit der Franzosen nach und nach gewöhnt, aber im übrigen Morgenlande herrschte die größte Aufregung, daß ein großes Land mohamedanischen Glaubens von Ungläubigen besetzt sei. In vielen Moscheen wurde der heilige Krieg gepredigt, und eine Menge von Gläubigen leistete das Gelübde, einen Ungläubigen zu tödten. Ein junger Mann, aus Aleppo gebürtig und Suleimann mit Namen, der die Wallfahrt nach Mekka gemacht und den Koran studirt hatte, befand sich gerade in Palästina, als die Trümmer der Armee des Großveziers durchzogen. Er war Zeuge von den Leiden, der Verzweiflung seiner Glaubensgenossen; seine krankhafte Einbildungskraft wurde lebhaft dadurch aufgeregt. Der Janitscharenaga, der ihn zufällig gesprochen, hatte durch eigene Einflüsterungen seinen Fanatismus noch mächtiger aufgeregt. Dieser junge Mann erbot sich, den Sultan der Franzosen, den General Kleber zu ermorden. Man gab ihm einen Dromedar und eine Summe Geldes zur Reise. Er begab sich nach Gazah, durzog die Wüste, kam nach Kairo, lebte mehre Wochen zurückgezogen in der großen Moschee, wo Studirende und arme Reisende auf Kosten dieser milden Stiftung verpflegt wurden. Im Morgenlande sind die reichsten Moscheen, was ehemals die Klöster im Abendlande waren; man findet hier Gebet, Religionsunterricht und Gastfreiheit. Der junge Fanatiker theilte seinen Plan den vier obersten Scheiks, die dem Unterrichte vorstanden, mit. Sie erschraken über seinen Entschluß, über die Folgen, die er nach sich ziehen konnte, sagten ihm, daß es nicht gelingen und er dadurch großes Unglück über Egypten bringen werde, hüteten sich aber nichtsdestoweniger, die französischen Behörden davon in Kenntniß zu setzen. Als der Unglückliche sich in seinem Vorhaben genugsam bestärkt hatte, bewaffnete er sich mit einem Dolche, ging Kleber mehre Tage nach und, da er nicht in seine Nähe kommen konnte, kam er auf den Gedanken, in den Garten des Hauptquartiers sich einzuschleichen und sich dort in einer ausgetrockneten Cisterne zu verbergen. Am 14. Juni erschien er vor Kle-

der, der mit dem Armeearchidekten Portain spazieren ging und ihm die im Gebäude des Hauptquartiers auszuführenden Reparaturen zeigte, durch welche die von den Bomben und Kugeln herrührenden Spuren beseitigt werden sollten. Er nährte sich ihm, als wolle er um ein Almosen bitten,



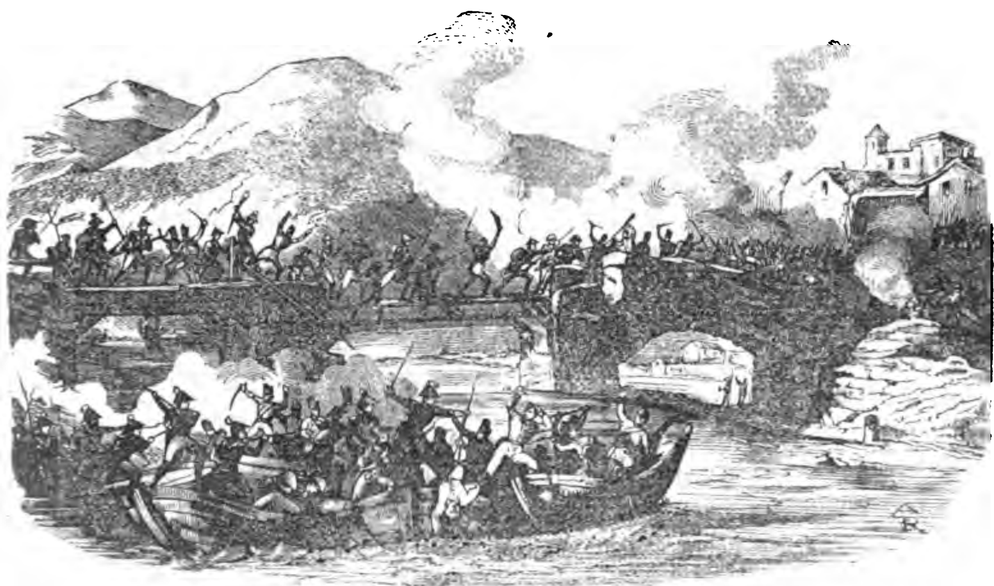
und während Kleber sich anschickte, ihn anzuhören, sprang er auf ihn zu und stieß ihm den Dolch mehrmals ins Herz. Kleber stürzte unter der Gewalt dieser Stöße zusammen. Der Architeckt Portain, der einen Stock bei sich hatte, drang auf den Mörder ein, hieb ihn heftig über den Kopf, wurde aber ebenfalls durch einen Dolchstich zu Boden geworfen. Auf das Schreien der beiden Opfer liefen Soldaten herbei, hoben ihren sterbenden General auf, suchten und fanden den Meuchelmörder, der sich hinter einem Schutthaufen versteckt hatte. Der Tod Kleber's war der Verlust Egyptens.

Inzwischen waren Joseph Bonaparte und Kobenzl in Lüneville zu Frie-

densunterhandlungen zusammengetreten. Eine Verständigung war kaum möglich, denn Oesterreich war durch sein Bündniß mit England gezwungen, nur in Gemeinschaft mit diesem Reiche Frieden zu schließen, und Bonaparte wollte durchaus keine englischen Unterhandlungen zulassen. Es war immer seine Art, im Felde wie in der Politik seine Feinde zu vereinzeln und einen nach dem andern zu schlagen. Man redete von beiden Seiten hin und her, aber die Hauptschwierigkeit kehrte immer wieder, und so zerschlugen sich die Verhandlungen zuletzt. Die Waffen sollten also noch einmal entscheiden. Die Uebermacht der Franzosen war diesesmal groß. Bonaparte führte mehr als 300,000 Mann in das Feld, die Oesterreicher nicht mehr als 220,000. Beide Theile hatten diesesmal ihre Heere nicht in Italien, sondern in Deutschland aufgestellt. Die Oesterreicher befehligte der Erzherzog Johann, die Franzosen Moreau. Bonaparte selbst blieb in Paris, da er es nicht räthlich fand, die Haupstadt sich selbst zu überlassen. Das letztemal, als er nach Marengo abreiste, hatte sich schon deutlich gezeigt, daß seine junge Herrschaft mit der ersten verlornen Schlacht endigen werde.

Die Entscheidung sollte auf der bewaldeten Hochebene erfolgen, die sich zwischen der Isar und dem Inn ausdehnt. Der Erzherzog Johann hatte sich für den Angriff entschieden, und errang anfänglich einige bedeutende Vortheile. Nun zog sich aber Moreau in den großen Wald von Hohenlinden zurück, wo ein Angriff auf ihn sehr schwierig war, da die Wege, an sich schon schlecht, durch das seit längere Zeit herrschende Unwetter sehr gelitten hatten. Unglücklicher Weise glaubte der Erzherzog, daß Moreau bis München zurückgehen werde und daß er daher so rasch als möglich vordringen müsse, um ihn von seiner Rückzugslinie abzuschneiden. Da aber Moreau stehen blieb, so mußte er sich auf einem für ihn höchst ungünstigen Boden zur Schlacht entschließen. Es war am 3. December 1800, als die Oesterreicher im Walde von Hohenlinden in drei abgesonderten Heersäulen vordrangen. Ein dichtes Schneegestöber verdunkelte die Luft und machte es unmöglich, selbst auf eine kurze Strecke die Gegenstände zu unterscheiden. Von den vier Wegen, auf denen die Oesterreicher vorgingen, war nur der mittlere chaussirt, die drei andern waren bloße

Holzwege. So kam es, daß der Erzherzog Johann mit dem Hauptcorps vor der französischen Stellung ankam, während die drei andern Abtheilungen noch weit zurück waren. Sein Angriff konnte daher mit leichter Mühe zurückgewiesen werden, und die mangelnde Uebereinstimmung in den Reihen der Oesterreicher machte es den Franzosen zugleich möglich, den Feinden in den Rücken zu fallen. Die Hauptkolonne wurde unter dem Erzherzog Johann auf diese Weise umzingelt und aus einander gesprengt, und dasselbe Schicksal hatte der linke Flügel. Der rechte Flügel hielt sich am längsten, aber zuletzt wandten sich alle französischen Streitkräfte gegen ihn, und so mußte denn auch er der Uebermacht erliegen. Die Oesterreicher hatten an Todten und Gefangenen wohl 20,000 Mann verloren, und noch schlimmer war, daß ihr Heer den Muth verloren hatte. Moreau verfolgte in über den Inn, am 14. bei Laufen über die Salza, am 20. über den Traun. Erzherzog Johann hatte inzwischen die Armee verlassen; an seine Stelle war sein glorreicher Bruder Erzherzog Karl getreten. Dieser fand die Armee nicht mehr schlagfertig und beeilte sich daher, einen Waffenstillstand abzuschließen. Moreau stand vor den Tho-



ren von Wien, und das Haus Habsburg mußte daher seine Rücksichten auf England aufgeben und allein unterhandeln. Auch in Italien waren die Oesterreicher unglücklich gewesen, und ihr General Bellegarde hatte dort zu Treviso einen Waffenstillstand geschlossen, der eben so nachtheilig war, wie der von Steyer. Kobenzl erhielt daher Befehl, unter jeder Bedingung den Frieden abzuschließen und unterzeichnete am 9. Februar 1801 den Frieden von Lüneville. Folgendes waren seine wesentlichen Bedingungen: Der Thalweg des Rheins bildet von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in das batavische Gebiet die Grenze Frankreichs und Deutschlands. Düsseldorff, Ehrenbreitenstein, Kastel, Kehl, Philippsburg, Altbreisach, sämmtlich auf dem rechten Ufer gelegen, verbleiben Deutschland, doch werden die Festungswerke geschleift. Die erblichen Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer Verluste erlitten, sollen entschädigt werden. Von den geistlichen Fürsten und der Art der Entschädigung war nicht ausdrücklich die Rede, aber man hatte sich darüber verständigt, daß die geistlichen Gebiete ganz oder zum Theil die Mittel zur Entschädigung hergeben müßten. Wie im Frieden von Campo-Formio trat der Kaiser zu Lüneville die belgischen Provinzen, so wie die kleinere Gebietstheile ab, die er auf dem linken Ufer besaß, z. B. die Grafschaft Falkenstein, das Frickthal, eine Enklave zwischen Zurzach und Basel. Außerdem überließ er das Mailändische der cisalpinischen Republik. Für dies Alles erhielt er keine andere Entschädigung, als die venetianischen Staaten bis zur Etsch, die ihm schon früher im Frieden von Campo-Formio zugesichert waren. Das Bisthum Salzburg, das ihm in einem geheimen Artikel desselben Friedens versprochen war, verlor er. Sein Haus wurde außerdem Toskana's beraubt und dies dem Hause Parma überlassen. Dem Großherzog von Toscana war eine Entschädigung in Deutschland versprochen, während dem Herzoge von Modena der versprochene Breisgau vorbehalten blieb. Italien war also jetzt für Frankreich viel vortheilhafter vertheilt als im Frieden von Campo-Formio. Oesterreich behielt die Etsch zur Grenze, aber Toscana war seinem Hause entzogen und einem von Frankreich abhängigen Hause verliehen; die Engländer waren von Livorno ausgeschlossen; das ganze Pothal von der Sesia und dem Tanaro bis an's

adriatische Meer gehörte der cisalpinischen Republik, einer von der französischen Republik abhängigen Tochter; Piemont endlich war auf die Quellen des Po beschränkt und hing von den Franzosen ab. Als Herren von Toskana und von der cisalpinischen Republik hatten sie so ganz Mittelitalien inne und hinderten die Oesterreicher Piemont, dem päbstlichen Stuhle und Neapel die Hand zu reichen.





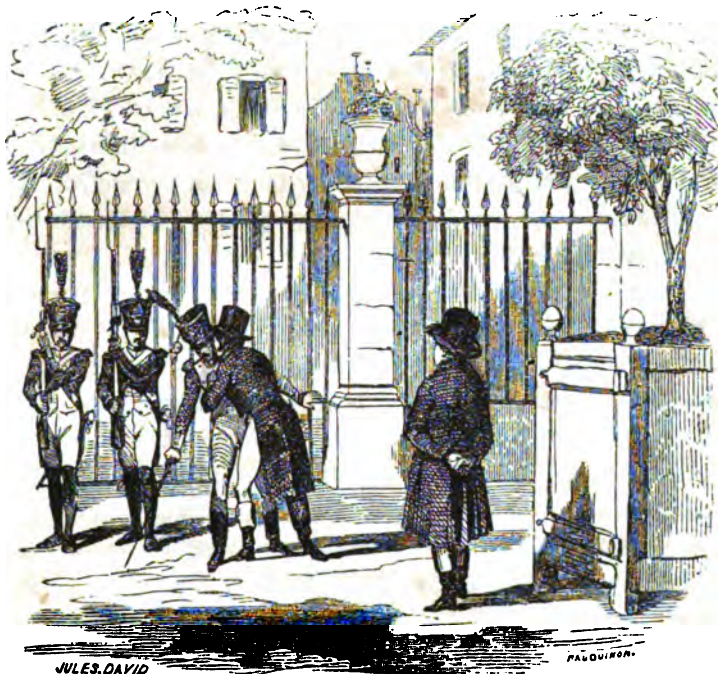
Drittes Kapitel.

Die Höllenmaschine. — Bonaparte ergreift strenge Maßregeln gegen die Jakobiner und errichtet Special-Gerichtshöfe. — Die Simplonstraße. — Allgemeiner Bund aller Seemächte gegen England. — Seeschlacht von Kopenhagen. — Paul I. wird ermordet. — Aegypten seit Klebers Tod. — Landung der Engländer bei Abukir. — Die Franzosen räumen Aegypten.



So groß war die Freude über die Nachricht von dem Abschluß des Friedens von Lüneville in Frankreich, daß sich die Anhänglichkeit an Bonaparte zu allgemeiner Begeisterung steigerte. Um so größer war die Verzweiflung der Royalisten, die mit dem Friedensschluß ihre letzte Hoffnung schwinden sahen, daß Oesterreich die Bourbons zurückführen werde. Die wildesten Menschen dieser Partei, unter denen Georges Cadoudal oben an stand, beschlossen nun, den ersten Konsul zu ermorden, weil sie auf diese Weise allein zum Ziel kommen konnten. Gelegenheit hierzu fand sich nicht selten.

Bonaparte ging Abends häufig in Civilkleidung aus, nur von einem ebenfalls bürgerlich gekleideten Adjutanten begleitet.



Dies wußten aber die Royalisten nicht und rechneten blos auf die Opernbesuche, die Bonaparte im Wagen zu machen pflegte. Ein ehemaliger Jakobiner gab ihnen den Gedanken ein, wie Bonaparte vernichtet werden könne. Man hatte bei diesem Menschen ein mit Pulver und Kartätschen gefülltes Faß gefunden, an dem ein Flintenlauf mit einem Schlosse angebracht war. Diese Maschine nahmen sich die Royalisten zum Muster. Georges war aus London nach dem Morbihan zurückgekehrt, hatte von England Geld in Fülle erhalten und stand im Geheimen an der Spitze der Posträuber. Er hatte einige Meuchler nach Paris gesandt und sie beauftragt, den ersten Konsul zu ermorden. Unter ihnen befand sich ein gewisser Limoëlan und ein gewisser St. Réjant, beide in den Gräueln des Bürgerkriegs abgehärtet und der zweite, ein ehemaliger Marineoffizier, in Besitz

einiger artilleristischen Kenntnisse. Diesen Männern hatte sich ein Dritter, Namens Carbon, angeschlossen, ein untergeordnetes Subjekt, der würdige Diener dieser großen Verbrecher. Als sie Ende November 1800 (Anfangs Frimaire), einer nach dem andern in Paris angekommen waren, suchten sie nach den sichersten Mitteln, den ersten Konsul zu tödten, und hatten in der Umgebung von Paris mehr als einen Versuch mit Windbüchsen angestellt. Der Minister Fouché war jedoch von ihrer Anwesenheit und ihren Plänen in Kenntniß gesetzt und ließ sie sorgfältig überwachen. Durch die Ungeschicklichkeit zweier Agenten, die ihnen zu folgen beauftragt waren, hatte er sie aus den Augen verloren.

Während die Polizei sich bemühte, ihre Spur wieder aufzufinden, hatten diese Bösewichter sich ins tiefste Dunkel gehüllt. Ohne zu deklamiren, wie die Jakobiner, ohne ihr Geheimniß irgend Jemand mitzutheilen, bereiteten sie eine grauenvolle Unthat vor, die nur einmal, und zwar in unseren Tagen, ihresgleichen gehabt hat. Chevalier's Maschine hatte sie auf den Gedanken gebracht, den ersten Konsul durch ein mit Kartätschen geladenes Pulverfaß ums Leben zu bringen. Sie wollten dieses Faß auf einem kleinen Karren anbringen, und diesen in einer der engen Straßen aufstellen, die damals zum Carousselplatz führten und die der erste Konsul oft passirte. In dieser Absicht kauften sie ein Pferd, einen Karren, mietheten einen Schuppen und gaben sich für auswärtige Kaufleute aus. St. Réjant, der, wie bereits erwähnt wurde, Marineoffizier und Artillerist war, stellte die erforderlichen Versuche an und begab sich mehreremale auf den Platz du Caroussel, um den Wagen des ersten Konsuls aus den Tuillerien herausfahren zu sehen, die Zeit zu berechnen, welche er brauche, um in die benachbarten Straßen zu gelangen, und Alles so einzurichten, daß das Faß zur gehörigen Zeit aufflog. Zur Ausführung ihres Planes erwählten die drei Männer einen Tag, an welchem der erste Konsul sich vorgenommen hatte, nach dem Opernhause zu gehen, um ein Oratorium, „die Schöpfung von Haydn“, anzuhören, das an diesem Tage zum erstenmale aufgeführt wurde. Es war am 3. Nivose (24. December 1800). Zum Schauplatze des Verbrechens wählten sie die Straße Saint Nicaise, die vom Platze du Caroussel in die Rue de Richelieu führte, und durch die der erste Konsul sehr oft zu kommen pflegte. Mehre hinter einander folgende

Krümmungen mußten in dieser Straße einen Wagen, mochte er auch noch so gut gefahren werden, zur Langsamkeit nöthigen. Als der Tag gekommen war, brachten Carbon, St. Réjant und Limoëlan ihren Karren nach der Straße St. Nicaise, und trennten sich dann. Während St. Réjant es übernommen hatte, das Pulverfaß anzuzünden, sollten sich die beiden Andern vor den Tuillerien aufstellen, um ihm Nachricht zu geben, sobald sie den Wagen des ersten Konsuls sehen würden. St. Réjant war gefühllos genug gewesen, einem jungen Mädchen von fünfzehn Jahren das vor diese furchtbare Maschine gespannte Pferd zum Halten zu geben. Er selbst stand zum Anzünden bereit.

In diesem Augenblick hatte der erste Konsul, vom Arbeiten ermüdet, wirklich keine Lust, sich nach der Oper zu begeben. Er ließ sich jedoch durch die dringenden Vorstellungen seiner Umgebung bewegen, und fuhr um ein Viertel nach acht Uhr aus den Tuillerien ab. Die Generale Lannes, Berthier und Lauriston begleiteten ihn. Eine Abtheilung reitender Grenadiere bildeten seine Bedeckung. Zum Glück ritten diese Grenadiere hinter dem Wagen, statt voran. Er gelangte in die enge Durchfahrt der Straße St. Nicaise, ohne von der Bedeckung noch von den Mitschuldigen selbst angekündigt zu werden. Diese Letzteren hatten St. Réjant keine Nachricht zukommen lassen, mochten sie nun durch Furcht abgehalten sein, oder mochten sie die Equipage des ersten Konsuls nicht erkannt haben. St. Réjant selbst bemerkte den Wagen erst, als er schon etwas bei der Maschine vorbei war. Von einem Reiter der Bedeckung wurde er heftig gestoßen, ließ sich aber nicht irre machen, zündete an und eilte davon. Der Kutscher des ersten Konsuls, der sehr gewandt war, und seinen Herrn gewöhnlich außerordentlich schnell fuhr, hatte Zeit gehabt, um eine von den Krümmungen der Straße herumzukommen, als plötzlich die Explosion geschah. Die Erschütterung war furchtbar: fast wäre der Wagen umgeworfen worden, alle Scheiben zerbrachen, die Kartätschen zerschmetterten die Façaden der umliegenden Häuser. Einer von den berittenen Grenadieren erhielt eine leichte Wunde, und eine Menge Todter und Sterbender erfüllte sofort die angrenzenden Straßen. Der erste Konsul und seine Begleiter glaubten Anfangs, man habe mit Kartätschen auf sie geschossen; sie hielten einen Augenblick an, erfuhren bald, wie es sich damit verhielt und setzten ihre Fahrt fort.

Der erste Konsul wollte in der Oper erscheinen. Er zeigte ein ruhiges Gesicht, auf dem kein Eindruck zu lesen war, mitten in der außerordentlichen Aufregung, die rings im Saale ausbrach. Man sagte bereits, Räuber hätten, um ihn zu treffen, ein Stadtviertel von Paris in die Luft gesprengt. Er blieb nur einige Augenblicke in der Oper und kehrte gleich darauf nach den Tuillerien zurück, wo auf die Nachricht von dem Attentat eine unermeßliche Menschenmenge zusammengeströmt war.

Bonaparte bestand darauf, die Jakobiner für dieses Verbrechen verantwortlich zu machen, obgleich Fouché ihm sagte, daß die bisher bemerkbar gewordenen Spuren im Gegentheil auf die Royalisten deuteten. Er sprach sich im Staatsrath auf das Heftigste aus: „Wir müssen den Zustand als Staatsmänner beurtheilen und ein Mittel dagegen anwenden als entschlossene Männer. Worin besteht das Uebel, an dem wir leiden? Es giebt in Frankreich 10,000 Bösewichter, die über das ganze Land verbreitet sind, die alle rechtschaffenen Leute verfolgen und Blutschuld auf sich geladen haben. Nicht alle sind gleich schuldig, Viele von ihnen für Reue empfänglich und keine unverbesserlichen Verbrecher; so lange sie aber das Hauptquartier in Paris aufschlagen und die Anführer ungestraft Complotte schmieden sehen, geben sie die Hoffnung nicht auf und bleiben im Zuge. Vernichtet mit kühner Hand die Häuptlinge, und die Untergebenen werden auseinander laufen. Sie werden zur Arbeit zurückkehren, der sie eine gewaltthätige Revolution entrissen hat; sie werden diesen sturmbewegten Lebensabschnitt vergessen und wieder ruhige Bürger werden. Die rechtschaffenen Leute, die unaufhörlich in Angst leben, werden Zuversicht gewinnen und sich einer Regierung anschließen, die sie zu schützen gewußt hat. Hier giebt es keinen Mittelweg; man muß entweder verzeihen, oder eine schnelle, furchtbare, dem Verbrechen entsprechende Rache eintreten lassen. Es müssen eben so viel Schuldige leiden, als Opfer gefallen sind. Fünfzehn bis zwanzig dieser Bösewichter müssen niedergeschossen, zweihundert deportirt werden. Auf diese Weise wird die Republik Ruhestörer los, die sie zu Grunde richten; sie wird von einem blutigen Abschaum gereinigt."

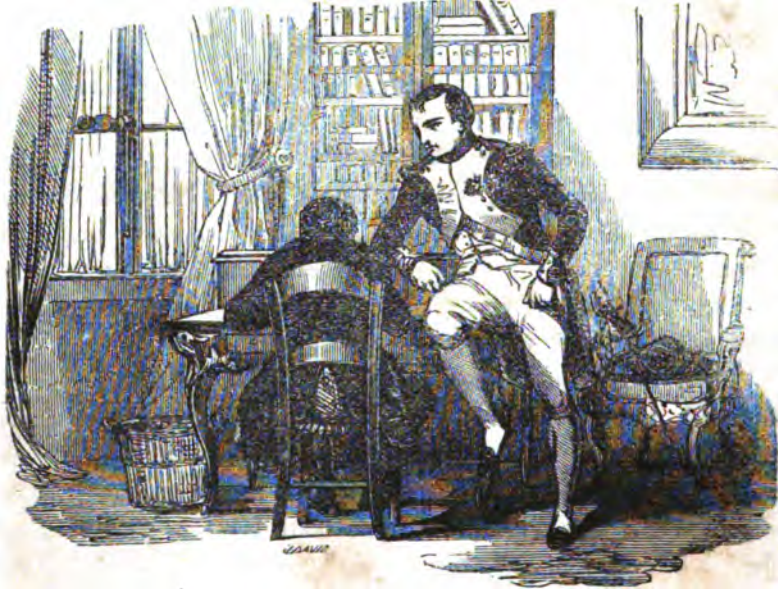
Mit jedem Worte, was der erste Konsul sprach, wurde er heftiger; die Mißbilligung, die er auf einigen Gesichtern wahrnahm, brachte ihn nur noch mehr auf: „So sehr," rief er aus, „so sehr bin ich überzeugt

von der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit einer großen Maßregel, um Frankreich zu reinigen und ihm zugleich Zuversicht einzuflößen, daß ich bereit bin, mich ganz allein zum Tribunal zu bestellen, die Schuldigen vorzufordern, sie zu verhören, ihr Urtheil zu sprechen und die Strafe gegen sie vollziehen zu lassen. Ganz Frankreich wird mir Beifall geben, denn mich persönlich suche ich hier nicht zu rächen. Mein Glücksstern, der mich so oft auf den Schlachtfeldern bewahrt hat, wird mich wohl auch ferner zu bewahren wissen. Ich denke nicht an mich, ich denke an die sociale Ordnung, die ich wiederherzustellen, an der Nationalehre, die ich von einem schmachvollen Schandfleck zu reinigen berufen bin."

Weder der Staatsrath noch einer der gesetzgebenden Körper hatte den Muth, sich dieser Willkür entgegen zu setzen. Man beschloß die Deportirung von 130 Jakobinern, unter denen allerdings viele waren, denen sich von früherher abscheuliche Verbrechen vorwerfen ließen, aber auch manche, die sich nur durch die allgemeine Ueberspanntheit der Zeit hatten fortreißen lassen. Die Stimmung gegen diese Unglücklichen war so erbittert, daß man ihre ungesetzliche Verurtheilung ganz übersah und sie unterwegs wiederholt angriff. Indessen wurde die Wahrheit bald offenbar. Fouché, der dieses Mal mit verdoppeltem Eifer untersuchte, entdeckte die wahren Schuldigen und es stellte sich nun unleugbar heraus, daß sie nicht zu den Jakobinern, sondern zu der entgegengesetzten Partei der Royalisten gehörten. Einer war bereits nach England entwischt, die beiden andern aber wurden den Gerichten übergeben und hingerichtet.

Gegen die Wegelagerer auf den Heerstraßen wurden nun ebenfalls Maßregeln ergriffen. Die Truppen waren gegen sie unausgesetzt in Thätigkeit, und es wurden sogenannte Specialgerichte eingesetzt, welche die Bestimmung erhielten, über die von bewaffneten Banden auf den Heerstraßen und auf dem Lande begangene Verbrechen, über die Angriffe gegen Käufer von Nationalgütern und endlich über vorsätzlich gegen die Oberhäupter der Regierung unternommene Mordversuche zu erkennen. Alle diese Arbeiten leitete Bonaparte selbst, ohne Widerspruch zu leiden.

Diese Specialgerichtshöfe wurden eine der bedenklichsten Einrichtungen Bonaparte's. Sie sollten zwei Jahre nach dem allgemeinen Frieden aufhören, aber da während Bonaparte's ganzer Regierung nicht zwei Jahre



Frieden war, so dauerten sie bis 1814 fort. Ursprünglich zur Vernichtung von Räuberbanden bestimmt, wurden sie nach und nach ein gefügiges Werkzeug zu politischen Verfolgungen, namentlich im Süden, wo die Anhänger der Bourbons noch immer zahlreich genug waren, um von einer despotischen Polizei unterdrückt zu werden.

Wenden wir uns von dieser unrühmlichen Thätigkeit zu dem, was Bonaparte für Frankreichs Wohl that, so begegnet uns die Simplonstraße, die seinen Ruhm auf ewig erhalten wird. Diese Straße war ein Jugendplan von ihm, und mit der Ausführung wurde jetzt um so mehr geeilt, als Bonaparte die Schwierigkeit eines Alpenübergangs inzwischen aus eigner Erfahrung hatte kennen lernen.

Im Auslande gestaltete sich Alles zu Frankreichs Gunsten. Wir haben schon erwähnt, daß die neutralen Seemächte einen Bund geschlossen hatten, um den Anmaßungen Englands entgegen zu treten. England antwortete damit, daß es auf alle russische, schwedische und dänische Schiffe Beschlag legte. Der ungestüme Kaiser Paul untersagte nun den Engländern allen Verkehr mit seinen Staaten, und Dänemark und Schweden

folgten nach. England seinerseits schickte eine Flotte, die dem Namen nach vom Admiral Parker befehligt wurde, deren Seele aber Nelson war. Durch den so gefürchteten Sund kamen die Engländer ohne die geringste Einbuße. Sie hielten sich mehr nach der schwedischen Seite zu, die fast gar nicht befestigt war, und entgingen so den Kugeln der Dänen. Am 2. April 1801 begann der Angriff auf die Schiffe und Festungswerke von Kopenhagen.



Nelson, der den Angriff leitete, gerieth in eine so gefährliche Lage, daß der Admiral Parker ihm das Zeichen zum Rückzuge gab. Nelson war des einen Auges beraubt. Vor dieses blinde Auge setzte er sein Fernrohr und sagte kalt: „Ich kann kein Signal sehen.“ Seine Kühnheit hatte den glücklichsten Erfolg, denn die Dänen hatten noch mehr gelitten als die Engländer und mußten einen Waffenstillstand eingehen. — Während man sich hier noch schlug, war der Bund der Neutralen durch den Tod seines Urhebers Pauls I. bereits gesprengt worden. Dieser Fürst war ursprünglich gut, aber von einer Reizbarkeit, die häufig genug dem Wahnsinn ähnlich sah. Dies zeigte sich in den meisten seiner Regierungshandlungen. Wie er von

erbittertem Haß gegen die französische Republik zu leidenschaftlicher Bewunderung Bonaparte's übergegangen war, so verfolgte er heute diejenigen, die er noch gestern mit Gunst überhäuft hatte, und wer Morgens aus dem Palast mit Orden und Gütern beschenkt kam, den holte vielleicht schon Abends die verhängnißvolle Kibitke nach Sibirien ab. Mit der Unzufriedenheit, die durch eine solche Regierungsweise erweckt wurde, stieg Pauls Mißtrauen immer mehr, so daß er den Michaelspalast, seine gewöhnliche Residenz, zuletzt wie eine Festung einrichten ließ. Hätte er blos das gemeine Volk geknechtet, so wäre dies in Rußland für ihn ohne Folgen gewesen, aber zum Unglück für ihn machte er sich vorzugsweise an den hohen Adel. Dieser sah sich in seinen Gütern, seiner Freiheit, seinem Leben täglich bedroht und suchte sich gegen diese Gefahren mittelst einer Verschwörung zu schützen. Die Hauptmitglieder dieser Verschwörung waren die Subow's, General Benningsen und der Minister Graf Pahlen. Dieser Letztere benachrichtigte auch den Großfürsten Alexander, sagte ihm aber blos, daß man seinen Vater, der ihn selbst, seine Geschwister und seine Mutter mit dem Tode bedrohe und das Reich zu Grunde richte, zur Niederlegung der Krone bestimmen müsse. Alexander ließ den Minister schwören, daß das Leben seines Vaters verschont bleiben solle und Graf Pahlen leistete diesen Eid unbedenklich. Der Kaiser hatte Argwohn geschöpft. Eines Tages faßte er den unerschütterlichen Pahlen am Arm und richtete an ihn folgende merkwürdige Worte: „Waren sie im Jahre 1762 in Petersburg?“ (Es war dies das Jahr, in welchem Kaiser Peter II., Pauls Vater, ermordet worden war, um der Kaiserin Katharine den Weg zum Throne zu bahnen.) — „Ja, ich war dort,“ antwortete der Graf kaltblütig. — „Welchen Antheil nahmen Sie an dem, was damals geschah?“ fuhr der Kaiser fort. — „Den eines Subalternoffiziers, der zu Pferde in den Reihen seines Regiments hält. Ich war bei jener Katastrophe Augenzeuge, nicht Mitwirkender.“ — „Wohl,“ antwortete Paul und sah seinen Minister mißtrauisch an, „man will heute die Revolution von 1762 wiederholen.“ — „Sire, ich weiß es,“ erwiderte Graf Pahlen ohne die geringste Unruhe, „ich kenne das Complott, ich nehme selbst Theil daran.“ — „Wie,“ rief Paul, „Sie sind im Complott?“ — „Ja, um ganz genau unterrichtet zu sein, um Ihr Leben besser schützen zu können.“ — Die Ruhe dieses

furchtbaren Verschworenen lenkte die Muthmaßungen des Kaisers ab; er beargwöhnte ihn nicht mehr, blieb aber unruhig und aufgeregt.

Der 23. März war der zur Ausführung des Complotts bestimmte Tag. Graf Pahlen hatte unter dem Vorwande eines Gastmahls die Subow's und Benningsen bei sich versammelt, mit ihnen viele Generale und Offiziere, auf die man zählen zu können glaubte. Wein aller Art floß in Strömen. Pahlen und Benningsen tranken nicht. Als das Mahl vorüber war, theilte man den Anwesenden den Zweck mit, zu dem man sie hier versammelt hatte. Die Mehrzahl wurde zum erstenmale in das furchtbare Complott eingeweiht. Daß man Paul ermorden müsse, verschwieg man ihnen, denn fast alle würden vor einem solchen Verbrechen zurückgeschreckt sein. Man sagte ihnen also blos, daß man sich zum Kaiser begeben wolle, um ihn zur Abdankung zu zwingen, daß man auf diese Weise das Reich von einer drohenden Gefahr befreien und eine Menge Unschuldiger retten werde, die Paul in seiner blutgierigen Tollheit zu opfern ausersehen habe. Um sie ganz zu gewinnen, gab man ihnen die Versicherung, daß der Großfürst Alexander ebenfalls von der Dringlichkeit der Umstände überzeugt sei und das Complott kenne und billige. Nun schwankten diese Männer, die der Wein überwunden hatte, nicht länger und zogen (drei oder vier ausgenommen) mit den Führern fort, immer noch der Meinung, einen verrückten Kaiser abzusetzen, nicht aber das Blut eines unglücklichen Herrn zu vergießen.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als die Verschworenen, etwa 60 an der Zahl, in zwei Ronden getheilt, sich in Marsch setzten. Die eine Abtheilung führte Graf Pahlen, die andere Benningsen, beide in Uniform, mit Schärpe und großem Ordensband, den Degen in der Hand. Der Michaelspalast war wie eine Festung gebaut und mit Wachen besetzt, aber vor den Anführern der Verschworenen fallen die Schranken, öffnen sich die Thore. Die Bande Benningsens ist die erste und geht geradewegs auf die Zimmer des Kaisers los. Graf Pahlen bleibt mit der Reserve der Verschwornen zurück. Dieser Mann, der das Complott organisirt hatte, hielt es unter seiner Würde, der Ausführung beizuwohnen. Er war da, eingreifen wollte er aber blos bei unvorhergesehenen Fällen. Benningsen dringt bis zum Gemache des schlafenden Monarchen. Zwei Heiducken be-

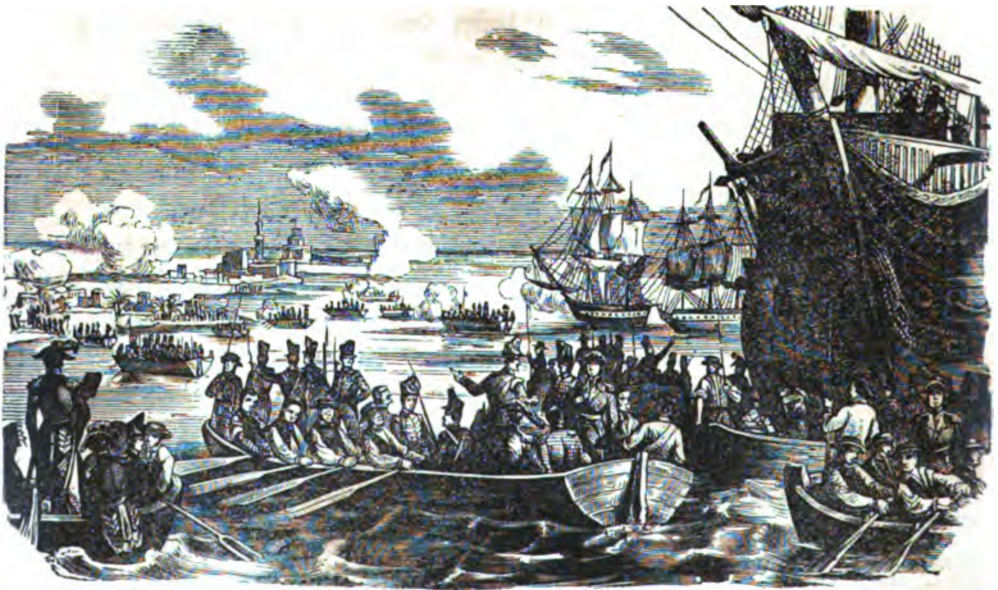
wachen dasselbe. Diese braven Diener bleiben treu und wollen ihren Monarchen vertheidigen. Der eine fällt durch einen Säbelhieb, der andere flieht, um Hülfe schreiend: ein nutzloser Ruf in einem Palaste, dessen Bewachung fast ausschließlich Mitschuldigen des Verbrechens anvertraut ist. Ein Kammerdiener, der in der Nähe des Kaisers schlief, eilt herbei; man zwingt ihn, die Thür seines Herrn zu öffnen. Der unglückliche Paul hätte in dem Zimmer der Kaiserin Zuflucht finden können, aber in seinem finstern Mißtrauen pflegte er die dahin führende Thür jeden Abend zu verrammeln. Da ihm jede Flucht abgeschnitten ist, wirft er sich unten am Bett nieder und versteckt sich in den Falten einer spanischen Wand. Platow Subow eilt zum kaiserlichen Bette, findet es leer und ruft mit Schrecken aus: „Der Kaiser ist entkommen, wir sind verloren!“ In demselben Augenblicke entdeckt aber Benningsen den Monarchen, geht mit dem Degen in der Hand auf ihn zu und überreicht ihm die Abdankungsurkunde mit den Worten: „Sie haben aufgehört zu regieren, der Großfürst Alexander ist Kaiser. In seinem Namen fordere ich Sie auf, der Herrschaft zu entsagen und diese Abdankungsurkunde zu unterzeichnen. In diesem Falle stehe ich für Ihr Leben.“ Platow Subow wiederholt diese Aufforderung. Der Kaiser verwirrt und bestürzt, fragt sie, was er gethan habe, um eine solche Behandlung zu verdienen. „Sie haben seit Jahren nicht aufgehört, uns zu verfolgen,“ schreien ihm die halbbetrunkenen Mörder zu. Sie drängen sich näher an den unglücklichen Paul, der sich sträubt und sie vergebens um Gnade bittet. In diesem Augenblicke hört man Geräusch; es sind die Schritte einiger Verschwornen, die zurückgeblieben sind. Die Mörder glauben aber, daß man dem Kaiser zu Hülfe kommt und fliehen in Unordnung. Der unerschütterliche Benningsen bleibt allein beim Monarchen, den er mit der Spitze seines Degens zurückhält. Die Verschwornen haben sich indessen gegenseitig erkannt und kehren zu dem Zimmer, dem Schauplatze ihres Verbrechens, zurück. Sie umringen den unglücklichen Monarchen von Neuem, um ihn endlich zur Abdankung zu zwingen. Paul versucht sich einen Augenblick zu vertheidigen. In dem Ringen wird die Lampe umgestürzt, die diese furchtbare Scene beleuchtete; Benningsen eilt fort, um eine andere zu holen, und findet bei seiner Rückkehr den Kaiser unter den Streichen von zwei Mördern erliegen. Der eine hatte ihm mit seinem Degenknopfe

den Schädel eingeschlagen, der andere mit seiner Schärpe die Kehle zugeschnürt.

Während dieser Zeit war Graf Pahlen mit der zweiten Bande der Verschwornen immer draußen geblieben. Als man ihm sagte, daß Alles vorüber sei, ließ er die Leiche auf das Bett legen und stellte eine Wache von 80 Mann an die Thür, mit dem strengen Befehl, Niemand den Eintritt zu verstatten, selbst den Mitgliedern der kaiserlichen Familie nicht. Dann begab er sich zum Großfürsten, um ihm das schreckliche Ereigniß dieser Nacht mitzutheilen. Der Großfürst hatte ihn kaum erblickt, als er in höchster Aufregung fragte, was aus seinem Vater geworden sei. Das Stillschweigen des Grafen sagte ihm, mit welchen traurigen Täuschungen er sich genährt hätte, als er geglaubt, daß es sich um eine bloße Abdankung handle. Der Schmerz des jungen Fürsten war groß. Diese Nacht wurde die geheime Qual seines Lebens, denn er hatte von der Natur ein gutes und edles Herz empfangen. Er warf sich in Thränen zerfließend auf einen Stuhl, wollte nichts weiter hören und überhäufte den Grafen mit den bittersten Vorwürfen, denen jener die unerschütterlichste Kaltblütigkeit entgegensetzte.

Für England war dieser Todesfall ein glücklicherer Umstand als der Sieg von Kopenhagen. Beide Ereignisse zusammen sprengten den Bund der Neutralen und führten bald darauf zu Unterhandlungen, die den Friedenszustand herstellten. Wahre Feindschaft bestand blos noch zwischen England und Frankreich, und auch diese Reiche konnten sich verständigen, wenn die Franzosen Aegypten räumten. Bonaparte hatte alles Mögliche gethan, um dieser Kolonie Hülfe zuzuführen. Aber die französischen Seeleute hatten Abukir noch nicht vergessen, führten die erhaltenen Befehle zögernd aus, erblickten in jedem fremden Segel den Vorläufer einer ganzen feindlichen Flotte und ließen so alle Entwürfe des ersten Konsuls scheitern. In Aegypten selbst herrschte wieder die alte Uneinigkeit. Die alten Parteien, von denen die Eine Aegypten als Kolonie behalten, die Andere um jeden Preis nach Europa zurückkehren wollte, lebten wieder auf. Oberbefehlshaber war jetzt Menou, ein eitler und sehr überspannter Mann, der alle möglichen Sonderbarkeiten verfolgte, ein Mohamedaner geworden war, eine Eingeborne zur Frau genommen hatte und sie ganz auf europäische Weise behandelte, wodurch unter den ägyptischen Weibern eine wahre Re-

volution entstand, weil alle von ihren Männern dieselbe Achtung forderten. Viele Generale, namentlich Regnier, feindeten diesen Obergeneral förmlich an, und der Zwiespalt ging bis zu den untersten Stufen des Heeres abwärts. Unter diesen Verhältnissen kam der Februar des Jahres 1801 heran, das heißt die Jahreszeit, wo die vom Nil überschwemmten Felder zu trocknen beginnen, und mithin Feldzüge unternommen werden können. Es waren jetzt gefährlichere Feinde da, als bei dem frühern Einfall des Großveziers, dessen Armee auf 12,000 Mann herabgebracht war und in Palästina vom Plündern lebte. Das neue Heer, welches Aegypten bedrohete, war besser. Auch in ihm befanden sich schlechte türkische Soldaten, wohl 20,000 Mann an der Zahl, aber dazu kamen 18,000 Mann Europäer, 6000 englisch-ostindische Soldaten und 6000 Albanesen. Den Oberbefehl über das Ganze führte ebenfalls ein Europäer, der General Sir Ralph Abercromby. Menou wußte, daß eine Landung bevorstehe, und traf seine Maßregeln doch mit einer auffallenden Sorglosigkeit. Am 8. März landeten die Engländer wirklich mit 5000 Mann bei Abukir. General Friant wollte ihnen das Ufer streitig machen, mußte aber der Uebermacht

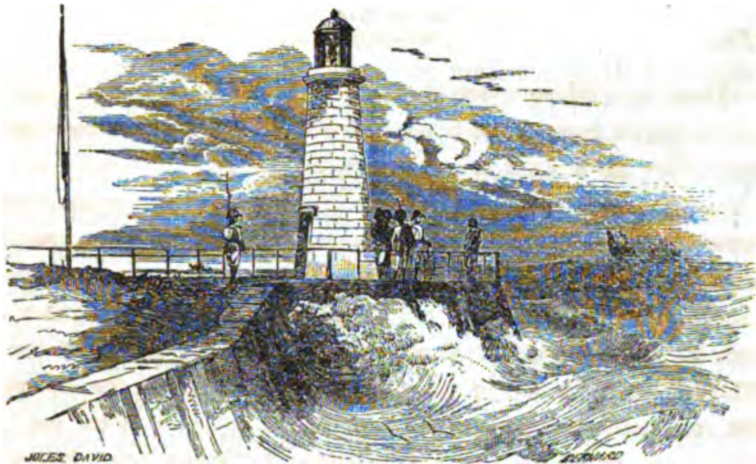


weichen. Dieses wenig bedeutende Gefecht entschied im Grunde über das Schicksal von Aegypten. Die Franzosen waren nun in zwei Theile getrennt, von denen der eine in Cairo, der andere in Alexandrien stand. Ein zweites und ein drittes Gefecht, beide in der Nähe von Alexandrien geliefert, fielen ebenfalls unglücklich für die Franzosen aus. Es blieb ihnen jetzt nichts mehr übrig, als über die Räumung des Landes zu unterhandeln. Die Kapitulation wurde am 27. Juni 1801 unterzeichnet. Man kam überein, daß die französische Armee mit allen Kriegsehren abziehen sollte, mit Waffen und Gepäck, mit ihrer Artillerie, mit ihren Pferden, mit Allem, was sie besaß, daß England sie nach Frankreich überführen und unterwegs auf seine Kosten ernähren müsse. Diejenigen Aegypter, welche der Armee folgen wollten (eine gewisse Anzahl von Eingebornen hatte sich durch Verbindungen mit den Franzosen compromittirt), sollten befugt sein, sich ohne Belästigung an sie anzuschließen und außerdem die Erlaubniß haben, ihre Besitzungen zu verkaufen.

So endete eine Unternehmung, welche dazu bestimmt gewesen war, das Schicksal der Welt umzugestalten. Man hatte von Aegypten aus das ostindische Reich der Engländer vernichten, den ganzen Orient erobern oder doch einen entscheidenden Einfluß auf ihn üben wollen, und mußte sich jetzt glücklich schätzen, daß man die Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zurückzukehren. Die ganze Ausbeute des großartigen Unternehmens war eine wissenschaftliche. In Aegypten bestand schon vor Jahrtausenden ein mächtiges und gebildetes Reich, als unser Vaterland noch mit Wäldern und undurchdringlichen Sümpfen bedeckt und blos von Auerochsen, Bären und anderm ungeschlachten Gethier des Waldes bewohnt war. Dieses altägyptische Reich der Pharaonen hat eine unermeßliche Menge von Denkmälern hinterlassen, Pyramiden und Obelisken, Tempel und ganze Gräberstädte, die mit den Schriftzügen eines heiligen Alphabets bedeckt sind. Diese Schriftzüge zu entziffern und so die Geschichte eines untergegangenen Volkes zu lesen, war schon lange das vergebliche Bestreben der Gelehrten gewesen. Mit der französischen Expedition kam nun eine größere Anzahl tüchtiger Gelehrten nach dem Lande des Nils, und den Bemühungen dieser Männer verdanken wir den Beginn von Forschungen, die bereits staunenswerthe Resultate geliefert haben und in nicht gar langer Zeit dahin führen werden,

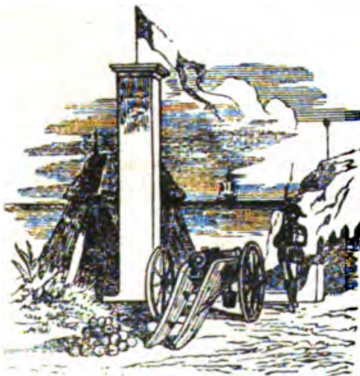
daß wir die Geschichte der Aegypter von den alten Steinen ihrer Denkmäler ablesen können. Auch zur Kenntniß des Landes im Allgemeinen hat die französische Expedition ungemein viel beigetragen.

Vergleicht man die Kolonie, die Frankreich damals entging, mit derjenigen, die es 1830 mit einem etwa gleichmäßigen Aufwand von Streitkräften eroberte, stellt man im Geiste Aegypten Algier gegenüber, so muß man dem Erstern bei weitem den Vorzug geben. In Algier herrschen Fieber und Krankheiten aller Art, Aegypten ist gesund wie kein anderes Land des Orients, in Algier kämpft eine fanatische und kriegerische Bevölkerung mit nie ermattender Wuth gegen die Fremden, in Aegypten ist der seit Jahren geknechtete und mit Christen stark gemischte Volksstamm jedem Herrn dankbar unterwürfig, der ihn nicht mit Füßen tritt; Algier ist nach drei Seiten hin einem feindlichen Angriff offen, Aegypten abgeschlossen, Algier ist nur in einzelnen Gegenden fruchtbar und der natürlichen Kommunikationswege beraubt, Aegypten eine Kornkammer und von der herrlichen Wasserstraße des Nils durchzogen. Fügen wir noch hinzu, daß Aegypten der Schlüssel zu dem innern Afrika ist und vermöge seiner Lage am rothen Meer Zutritt zu dem reichen indischen Handel hat, so brauchen wir wohl gar nicht erst zu sagen, wie weit Aegypten den Vorzug vor Algier verdient.



Viertes Kapitel.

Kämpfe der Franzosen und Engländer zur See. — Portugal trennt sich von England. — Bonaparte droht mit einer Landung. — Der allgemeine Friede. — Das Konkordat. — Bonaparte macht dem Widerstand des Tribunats durch einen Gewaltstreich ein Ende. — Einrichtung der Ehrenlegion. — Das lebenslängliche Konsulat. — Bonaparte nimmt den Namen Napoleon an.

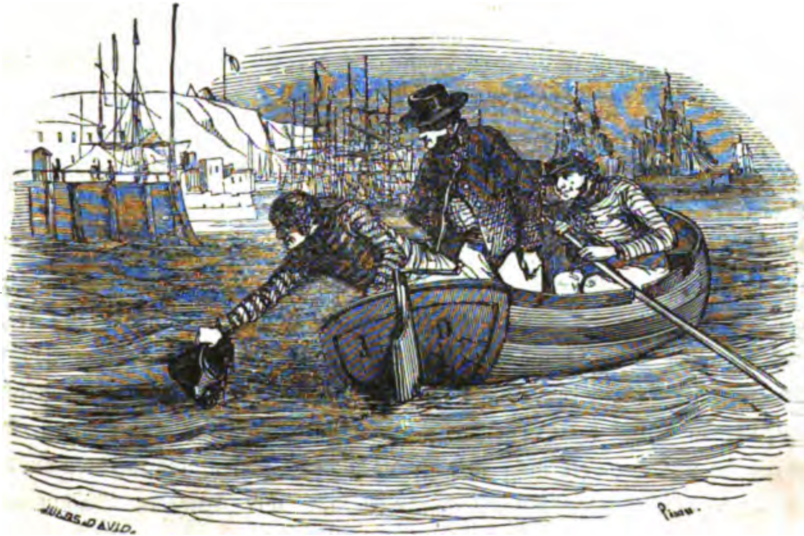


ebhafte Bewegung folgte der Kunde von der Räumung Aegyptens. Doch wurde den Franzosen noch ein schwacher Trost zu Theil. Derselbe Admiral Ganteaume, der nach Aegypten hatte Verstärkungen bringen sollen, aber seinen Zweck verfehlte, stieß bei der Rückfahrt auf eine englische Fregatte und nahm sie weg. Ein zweiter glücklicher Kampf fand in der Bucht von Algesiras statt, wo die Franzosen ein englisches Linienschiff zerstörten und ein zweites eroberten. Eine noch empfindlichere Niederlage der Engländer bestand darin, daß

Portugal zum Abfall von ihnen gezwungen wurde. Dieses Land war seit der Zeit des so vielfach gepriesenen Ministers Marquis von Pombal mit seinem Handel ganz von England abhängig. Bonaparte benutzte seine spanischen Freunde, um diesem Verhältnisse ein Ende zu machen. Der Friedensfürst strebte nach Lorbeern, die mit seinem Titel eigentlich unvereinbar waren, und war daher leicht für die Ansicht zu gewinnen, daß Portugal um seines eigenen Vortheils willen zum Beitritt zu dem französisch-spanischen Bündnisse gezwungen werden müsse. Das ganz in seinen Banden liegende Königspaar widersprach um so weniger, als eben jetzt der König und die Königin von Hetrurien auf der Reise nach ihrem neugebacknen Königreiche in Paris den schmeichelhaftesten Empfang gefunden hatten. So setzte sich denn also ein spanisches Heer, das freilich mehr Prunk als wahre Macht entfaltete, nach der portugiesischen Grenze in Bewegung. Die schlechte Verfassung schadete diesem Heere nichts. Waren die spanischen Soldaten schlecht, so waren die portugiesischen erbärmlich. Weil die Ersteren in Eilmärschen vorrückten, so gingen die Portugiesen in Eilmärschen zurück, öffneten die Thore der Grenzfestung Campo-Mayor, obgleich der Friedensfürst gar kein Belagerungsgeschütz hatte, räumten die ganze Provinz Alemtejo und faßten nicht eher Beruhigung, bis sie zwischen sich und den Spaniern den breiten Tajo wußten. Wenn man keine schlagfertige Truppen hat, muß man unterhandeln. Das sah der Hof von Lissabon ein und unterwarf sich allen Forderungen seiner Feinde. Er schloß den englischen Schiffen seine Häfen, trat den Spaniern Olivença ab, zahlte an Frankreich fünf Millionen Thaler und erhielt dafür das Recht, sich einen Verbündeten Frankreichs und Spaniens nennen zu dürfen.

Bonaparte hatte in Portugal eigentlich England bekämpft und wollte dieses Reich auch noch auf andere Art zum Frieden zwingen. Das britische Reich ist durch seine Lage und seine Kolonien so vorwiegend auf die Entwickelung seiner Seemacht hingewiesen, daß es seine Landmacht in gewöhnlichen Zeiten zu vernachlässigen pflegt. In Frankreich findet das Umgekehrte statt. In gewöhnlichen Zeiten ist die französische Seemacht noch immer verfallen, während die Landmacht sich stets auf einem Achtung gebietenden Fuße erhält. In dieser Zeit war die französische Seemacht halb vernichtet, das englische Landheer kaum der Rede werth, obgleich man

seit dem Anfang des Krieges Manches für dasselbe gethan hatte. Aus der Erwägung dieser Verhältnisse war schon unter dem Direktorium der Plan hervorgegangen, ein französisches Heer unvermuthet über den Kanal setzen zu lassen, nach London zu marschiren und in der englischen Hauptstadt die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Diesen Plan faßte Bonaparte jetzt wieder auf und begab sich persönlich mehremale nach Boulogne, wo er einmal so plötzlich erschien, daß die Matrosen des Hafens seine in der Nacht erfolgte Ankunft erst bemerkten, als sie am Morgen seinen vom



Sturme verweheten Hut im Meere auffischten. Wir müssen indessen bemerken, daß von vielen Seiten Zweifel erhoben sind, ob die damaligen Landungspläne auch wirklich ernstlich gemeint waren. Es läßt sich vermuthen, daß England blos eingeschüchtert werden sollte, denn die Rüstungen der Franzosen waren so unbedeutend, daß sich damit nichts Ernstliches unternehmen ließ. Wie dem aber auch sei, die Engländer hegten Besorgnisse, ja sie fürchteten sich so ernstlich, daß sie ihren großen Seehelden Nelson aus der Ostsee herbeiriefen, damit er sie gegen die französische Landung schütze. Nelson kam und die Bedenklichkeiten stiegen, denn selbst

er, der Erste seines Standes, kämpfte unglücklich. Zweimal, am 4. und 16. August, griff er die kleine französische Flotte an, und beide Male wurde er zurückgewiesen. Diese traurigen Erfahrungen machten England für den Frieden gestimmt. Man unterhandelte erst in London, dann in Amiens, nach welchem letzteren Orte der Friede seinen Namen bekommen hat. Die Bedingungen waren folgende: England behielt das Festland von Ostindien, die Inseln Ceylon und Trinidad, gab dagegen das Vorgebirge der guten Hoffnung, Malta und seine übrigen Eroberungen zurück. Frankreich behielt, was es hatte und bekam seine Inseln Martinique und Guadeloupe wieder, dazu noch die Insel Elba. Betrachtet man diese Bedingungen etwas genauer, so sieht man leicht, daß Frankreich auf Kosten seiner Verbündeten Frieden schloß, denn die Holländer mußten Ceylon und die Spanier Trinidad hergeben. Die französischen Schriftsteller sind sämmtlich so unverschämt zu behaupten, daß Frankreich bei dieser Gelegenheit gegen seine Verbündeten höchst edel gehandelt habe, daß Spanien und Holland sich habe glücklich schätzen müssen, durch französische Vermittlung wenigstens einen Theil ihrer Verluste zurück zu bekommen. Dagegen bemerken wir einfach, daß Holland das Vorgebirge der guten Hoffnung, Surinam u. s. w., daß Spanien Minorka nie verloren haben würde, wenn nicht beide Staaten durch Frankreich gezwungen worden wären, gegen England feindlich aufzutreten. Wollte die sogenannte große Nation wirklich edel handeln, so mußte sie das Schwert nicht eher in die Scheide stecken, bis sie ihren durch sie unglücklich gewordenen Verbündeten alle ihre früheren Besitzungen wieder verschafft hatte. Den Spaniern und Holländern geschah übrigens Recht. So oft ein Volk fremdem Einflusse sich unterwirft, giebt es seine Ehre dahin und darf nicht klagen, wenn der fremde Herr es als seinen Lakaien behandelt.

Dem Frieden von Amiens schlossen sich mehre andere Verträge an, die im Grunde unbedeutend waren, aber Bonaparte berechtigten, zu sagen, daß jetzt zum erstenmale allgemeiner Friede sei. Diese Verträge wurden mit der Türkei, Rußland und Baiern abgeschlossen. Im Frieden treten die inneren Angelegenheiten in den Vordergrund. Was Bonaparte am meisten am Herzen lag, war die Wiederherstellung des katholischen Gottes-

dienstes. Wir haben schon früher bemerkt, daß in Frankreich in religiösen Dingen eine entsetzliche Verwirrung herrschte. Dies gilt sowohl von dem Priesterstande wie von den Gemeinden. Wie es Priester gab, die von Rom anerkannt waren, aber nicht von der französischen Regierung, oder umgekehrt von der französischen Regierung, aber nicht von Rom, so existirten Gemeinden, in denen noch der alte Gottesdienst gefeiert wurde, dicht daneben andere, in denen man beliebige Neuerungen eingeführt hatte, und endlich solche, in denen von einem Gottesdienste gar keine Rede war. Daß einem solchen Zustande ein Ende gemacht werden mußte, unterlag keinem Zweifel, nur das Wie? war schwierig. Die Einen wollten dies, die Andern jenes. Bonaparte sollte sich nach nordamerikanischer Weise um die Religion gar nicht bekümmern, er sollte die Franzosen zu Protestanten machen, er sollte eine eigene französische Kirche gründen und sich zum Oberhaupte derselben erklären — das waren die drei Vorschläge, die man ihm machte. Er verwarf alle drei. Da es von großem Interesse ist, zu wissen, wie ein solcher Mann über die Religion dachte, so wollen wir wörtlich wiederholen, was er im Staatsrath und gegen Vertraute sagte.

„Ich bin gegenwärtig sehr mächtig," rief der erste Konsul aus, „wollte ich aber die alte Religion Frankreichs verändern, so würde sie sich gegen mich auflehnen und mich besiegen. Wissen Sie, wann das Land der katholischen Religion feindlich war? Das war damals, als die Regierung, um die Religion zu unterstützen, alle freisinnigen Bücher verbrannte und Calas und Labarre auf das Rad flocht; wollte ich mich jetzt aber zum Feinde der Religion erklären, so würde sich das ganze Land auf die Seite des Glaubens stellen, davon können Sie überzeugt sein. Ich würde die Gleichgültigen in Gläubige, in aufrichtige Katholiken verwandeln. Man würde mich vielleicht weniger verspotten, wenn ich Frankreich zum Protestantismus triebe, als wenn ich mich zum Patriarchen einer gallicanischen Kirche aufwürfe, aber ich würde nicht minder in kurzer Zeit der Gegenstand des öffentlichen Hasses werden. Ist etwa der Protestantismus die alte Religion Frankreichs? Ist er etwa derjenige Glaube, welcher nach langen Bürgerkriegen, nach tausend Kämpfen definitiv gesiegt hat, weil er den Sitten, dem Genie der Nation am meisten entsprach? Will man nicht einse-

hen, wie gewaltthätig man handelt, wenn man sich an die Stelle eines Volkes setzt und ihm einen Geschmack, Gewohnheiten sogar Erinnerungen schaffen will, von denen es nichts weiß? Der Hauptreiz einer Religion liegt in der Erinnerung. Was mich betrifft, so höre ich in Malmaison die Glocke des benachbarten Dörfchens nie, ohne bewegt zu werden; wen könnten aber in Frankreich jene Predigten reizen, welche Niemand in seiner Kindheit besucht hat, deren kalter und strenger Charakter außerdem den Sitten unserer Nation so wenig entspricht? Man glaubt vielleicht, daß es ein Vortheil ist, wenn man von keinem auswärtigen Oberhaupte abhängt. Man täuscht sich. Ueberall, in allen Dingen bedarf es eines Oberhauptes. Es giebt keine bewunderungswürdigere Institution, als jene, welche die Einheit des Glaubens aufrecht erhält, und religiöse Streitigkeiten so viel als möglich beseitigt. Es giebt nichts Gehässigeres, als eine Menge von Secten, die unter einander streiten, gegenseitig sich beschimpfen, zu den Waffen greifen, so lange die erste Hitze noch andauert, oder sich mit eifersüchtigen Blicken betrachten, wenn sie sich gewöhnt haben, neben einander zu leben, die im Staate Cotterien bilden, ihre eigenen Mitglieder befördern, die nebenbuhlerischen Secten zu entfernen suchen und der Regierung alle möglichen Arten von Verlegenheiten bereiten. Sectenstreitigkeiten sind die unerträglichsten, welche es nur geben kann. In der Wissenschaft muß es Streit geben, denn er belebt, fördert und führt zu Entdeckungen. Wozu führt aber Streit in Religionssachen als zur Ungewißheit, zum Untergang des Glaubens? Wendet sich überdies die Thätigkeit der Geister theologischen Streitfragen zu, so drängen diese sich dergestalt hervor, daß sie die Gedanken der Menschen von allen nützlichen Nachforschungen ablenken. Eine große theologische Streitfrage und bedeutende geistige Arbeiten finden sich selten zusammen. Die Religionsstreitigkeiten sind entweder blutig und gehässig, oder trocken, unfruchtbar und geschmacklos; es giebt gar nichts Gehässigeres. In der Wissenschaft forschen, in der Religion glauben, das ist das Wahre, das Nützliche. Jene Institution, welche die Einheit des Glaubens erhält, d. h. der Papst, der Wächter der katholischen Einigkeit, verdient unsere höchste Bewunderung. Man macht diesem Oberhaupte daraus einen Vorwurf, daß er ein auswärtiger Souverain ist. Allerdings

ist er ein Fremder und man muß den Himmel dafür danken. Man denke sich doch nur, daß eine solche Autorität in demselben Lande der Staatsregierung zur Seite stände! Stimmte sie mit der Regierung überein, so würde sie zu einem sultanischen Despotismus führen; wäre sie getrennt von derselben, vielleicht feindselig, so müßte eine scheußliche, unerträgliche Nebenbuhlerschaft entstehen. Der Papst ist auswärts von Paris, und das ist gut; er ist weder in Madrid noch in Wien, und deshalb lassen wir uns seine geistliche Autorität gefallen. In Wien, in Madrid sagt man dasselbe. Glaubt man wirklich, daß die Oesterreicher und Spanier, falls der Papst in Paris lebte, seinen Entscheidungen sich unterwerfen würden? Es ist mithin ein glücklicher Umstand, daß er in seinem eignen Lande residirt, daß er nicht im Bereich von Rivalen ist, sondern jenes alte Rom bewohnt, wo er dem deutschen, dem französischen, dem spanischen Einflusse zu widerstehen vermag und jener althergebrachten päpstlichen Politik huldigen kann, dem Stärksten immer etwas zu huldigen, aber gegen ihn in die Schranke zu treten, sobald er seine Macht mißbrauchen will. Die Jahrhunderte haben dieses Verhältniß gebildet, und es ist so gut. Es ist die beste, die wohlthätigste Einrichtung für die Leitung der Seelen, die man sich nur denken kann. Ich behaupte dieses Alles nicht," fügte der Erste Konsul hinzu, "weil ich ein beschränkter Frömmling bin, sondern aus Vernunftgründen. Sehen Sie," sagte er eines Tages zu Monge, den er von allen Gelehrten jener Zeit am meisten liebte und fortwährend um sich hatte, "sehen Sie, meine Religion ist höchst einfach. Ich betrachte dieses ungeheure, so künstlich gefügte, so prächtige Weltall und sage mir, daß es nicht das Erzeugniß eines Zufalls sein kann, sondern das Werk eines unbekannten, allmächtigen Wesens, welches so hoch über dem Menschen steht, als das Weltall unsere schönsten Maschinen überragt. Suchen Sie, Monge, lassen Sie Ihre Freunde, lassen Sie Mathematiker und Philosophen Sie unterstützen und Sie werden keinen stärkern, entscheidenderen Beweisgrund finden, werden ihn nicht schwächen können, wie Sie ihn auch zu bekämpfen suchen. Aber diese Wahrheit genügt dem Menschen noch nicht; er will in Beziehung auf sich selbst, auf seine Zukunft eine Menge von Geheimnissen wissen, die ihm das Weltall nicht sagt. Gestatten Sie, daß die Religion ihm Alles sage,

was zu wissen er ein Bedürfniß fühlt, und achten Sie die Aussprüche, welche sie thut. Es ist wahr, daß andere Religionen läugnen, was ein bestimmter Glaube behauptet. Ich ziehe aber daraus einen andern Schluß, als Herr v. Volney. Dieser zieht daraus, daß es verschiedene Religionen giebt, die naturgemäß sich widersprechen, einen Schluß gegen alle und behauptet, daß sie sämmtlich schlecht sind. Ich möchte vielmehr alle für gut erklären, denn im Grunde sagt jede Religion dasselbe. Die Glaubensparteien haben nur dann Unrecht, wenn sie sich ächten wollen; das läßt sich aber durch gute Gesetze verhindern. Die katholische Religion ist die Religion unsers Vaterlandes, diejenige, in der wir erzogen sind; sie hat eine vortreffliche Verfassung, welche jeden Streit soweit verhindert, als dies bei dem rechthaberischen Sinne der Menschen möglich ist; ihr Oberhaupt befindet sich außerhalb Paris und dies ist sehr zu loben; es befindet sich nicht in Wien, nicht in Madrid, es befindet sich in Rom und ist eben deshalb annehmbar. Wenn es nach der Institution des Papstthums noch etwas eben so Vollkommenes giebt, so ist dies das Verhältniß der gallicanischen Kirche zum heiligen Stuhl. Sie ist unabhängig und unterwürfig zugleich; unterwürfig in Glaubenssachen, unabhängig in der Polizei des Cultus. Die katholische Einheit und die Artikel Bossuet's bilden die wahre kirchliche Verfassung, diejenige, die man wiederherstellen muß. Was den Protestantismus betrifft, so hat er ein Recht auf den kräftigsten Schutz der Regierung, und seine Bekenner können unbedingt fordern, daß man ihnen an allen specialen Vortheilen einen gleichen Antheil bewilligt; aber er ist nicht der Glaube Frankreichs. Darüber haben die Jahrhunderte entschieden. Schlägt man der Regierung vor, diesem Glauben die Herrschaft zu verschaffen, so bringt man eine Gewaltthätigkeit und Unmöglichkeit in Antrag. Giebt es überdies etwas Gehässigeres und ein Volk mehr Schwächendes als ein Schisma? Welcher Bürgerkrieg dringt von allen am tiefsten in die Herzen ein, stört die Familien am schmerzlichsten? Der Religionskrieg. Wir müssen ihm ein Ende machen. Der Friede mit Europa ist geschlossen; erhalten wir ihn so lange als möglich, aber gestehen wir, daß der Religionsfriede noch wichtiger ist. Haben wir ihn abgeschlossen, so brauchen wir nichts mehr zu fürchten. Es ist zweifelhaft, ob Europa

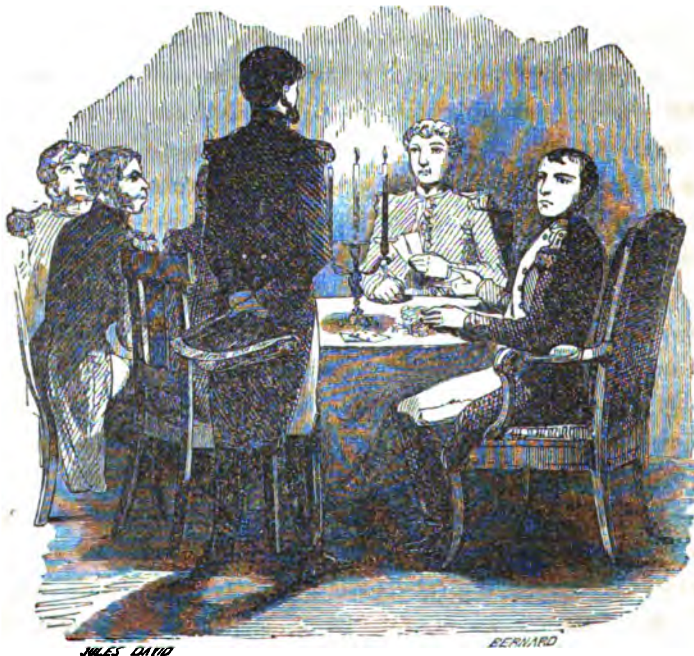
uns lange in Ruhe läßt, ob es duldet, daß wir stets so mächtig bleiben, als wir gegenwärtig sind; steht aber Frankreich da wie ein Mann, stehen die Vendéer, die Bretagner in den Reihen unserer Heere, neben den Männern aus Burgund, Lothringen und der Franche Comté, so brauchen wir Europa, und stände es vereint gegen uns in den Waffen, nicht mehr zu fürchten."

Wie die Verhältnisse lagen, war eine Wiederherstellung des alten Zustandes unmöglich. Vor der Umwälzung war die französische Geistlichkeit sehr mächtig gewesen und hatte von ihren Pfründen gelebt. In der Umwälzung hatte man ihre Macht vernichtet und ihre Pfründen verkauft. Bonaparte wollte nun, daß die Geistlichen vom Staate besoldet und ernannt und vom Papst blos bestätigt werden sollten. Die kirchliche Polizei und die Gerichtsbarkeit bestimmte er dem Staatsrath. Jeder Geistliche sollte endlich geloben, an den Gesetzen zu halten. Eine besondere Schwierigkeit machten die Bischöfe, da Frankreich die von Rom ernannten und Rom die von Frankreich eingesetzten nicht anerkennen wollte. Man kam über den Stein des Anstoßes endlich blos dadurch hinweg, daß man beide Arten von Bischöfen in Masse abdanken ließ und neue ernannte, die sowohl der Regierung als dem Papst genehm waren. Diejenigen Priester, welche sich während der Umwälzung verheirathet hatten, erhielten Roms Verzeihung. Der endliche Abschluß des Konkordats wurde indeß lange verzögert und von Bonaparte zuletzt erzwungen. Er hatte in der cisalpinischen Republik eine ganze Armee und ließ den Papst vorrechnen, wie viel Tagemärsche von Florenz nach Rom seien. Auf diese Weise kam er zum Ziel. Indem er aber gar zu sehr drängte, übersah er einige wichtige Punkte, die gleich jetzt hätten geordnet werden sollen. Auch gab er dem Papste einen Grund zur fortwährenden Unzufriedenheit, indem er ihm das alte Gebiet des heiligen Stuhls vorenthielt. Dies war eine Ungerechtigkeit, denn ohne die Einkünfte aus diesen Ländern mußte Pius VII. fortwährend in Geldverlegenheit bleiben.

Die Aussöhnung Frankreichs mit dem heiligen Stuhle war weit entfernt, die Zufriedenheit aller Franzosen zu erwecken. Nicht blos die Soldaten, die in allen Ländern schlechte Anhänger der Geistlichkeit sind, murrten, auch die Bürger, die während der Revolution ganz andere Meinungen

als die althergebrachten aufgenommen hatten, meinten vielfach, daß man dem „alten Aberglauben“ wieder zueile. In dem spottsüchtigen Paris regnete es Hohn auf Hohn, und gerade die ersten Staatsbeamten gehörten zu den Unzufriedenen. Der Widerstand machte sich noch auf einem andern Gebiete geltend. Bonaparte hatte den beiden gesetzgebenden Versammlungen das neue bürgerliche Gesetzbuch vorgelegt, und das Tribunat machte daran einige Ausstellungen. So geht es bei jedem neuen Gesetz, aber Bonaparte duldete einmal keinen Widerspruch. Als die Tribunen sich nicht fügen wollten, machte er kurzen Prozeß und stieß sechszig „unruhige Köpfe“ aus der Versammlung aus. Wie ein solches Verfahren mit der Verfassung stimme, das war seine geringste Sorge.

Die Offiziere waren nicht so gefügig als die Gesetzgeber. Moreau, Augereau und Lannes sprachen ihr Mißvergnügen aus und der Elsasser Rapp sagte dem Ersten Konsul oft derb seine Meinung. So zeigte Bona-



parte beim Spiel einst neugeprägte Goldstücke mit der Umschrift: Bonaparte, Erster Konsul; und fragte ihn: „Nicht wahr, Rapp, die Deutschen lieben diese kleinen Bonaparte sehr?" „Gewiß," antwortete der unerschrockene Rapp, „weit mehr wie den Großen."

Durch die Wiederherstellung der Ordnung, durch die neue Organisation des Gottesdienstes waren aber auch viele Personen persönlich für Bonaparte gewonnen worden. Jetzt wollte er seine eigentlichen Anhänger in eine Körperschaft vereinigen, die gegen jeden Anschlag in geschlossener Masse dastehen sollte. Dieser Gedanke lag dem so berühmt gewordenen Orden der Ehrenlegion zum Grunde. Als Bonaparte den Entwurf zuerst dem Staatsrath vorlegte, stieß er auf einen unerwarteten Widerstand und mußte namentlich hören, daß er den Grundsatz der Gleichheit verletze. Diesen Vorwurf wies er siegreich zurück und gab zugleich seinen eigentlichen Beweggrund mit Offenheit an. „Was liegt denn Aristokratisches," sagte er, „in einer rein persönlichen und vorübergehenden Auszeichnung, die man dem Manne bewilligt, der eine bürgerliche und militärische Tüchtigkeit entfaltet hat, aber ihm allein und blos auf Lebenszeit, und nicht etwa für seine Kinder? Eine solche Auszeichnung ist das Gegentheil der Aristokratie, denn das Eigenthümliche aristokratischer Titel besteht darin, daß sie von demjenigen der sie verdient hat, auf den Sohn übergehen, der nichts gethan hat, um sie zu erwerben. Ein Orden ist die persönlichste und am wenigsten aristokratische aller Einrichtungen. Aber, spricht man, Anderes wird nachfolgen. Das ist möglich, aber sehen wir zuerst, was man uns giebt, dann wollen wir das Uebrige beurtheilen. Man fragt, was die aus 6000 Individuen bestehenden Legion bedeutet und was ihre Pflichten sein werden. Man fragt, ob sie andere Pflichten hat, als sie der Gesammtheit aller Bürger obliegen, die alle auf gleiche Weise gehalten sind, das Reich, die Verfassung, die Gleichheit zu vertheidigen. Auf diese Frage läßt sich zuvörderst antworten, daß jeder Bürger das gemeinschaftliche Vaterland vertheidigen muß und daß es demnach eine Armee giebt, der man diese Pflicht noch besonders auferlegt. Wäre es da denn etwas so Staunenwürdiges, wenn es in der Armee ein ausgesuchtes Korps gäbe, von dem man mehr als seine Pflichten, noch mehr Bereitschaft für das große Opfer des Lebens forderte?

Man will aber außerdem wissen, was diese Legion sein wird, und hier ist die Antwort. Sie ist ein Organisationsversuch für die Männer, die Urheber oder Anhänger der Revolution, die weder Ausgewanderte, noch Vendéer, noch Priester sind. Das alte Regime, das der Mauerbrecher der Revolution so furchtbar getroffen hat, bildet noch immer weit mehr ein Ganzes, als man gewöhnlich glaubt. Alle Ausgewanderten reichen sich die Hand, die Vendéer sind noch insgeheim verbrüdert, und mit dem Worte „legitimer König, Religion,“ kann man in einem Augenblicke Tausende von Armen zusammenbringen, die sich erheben würden, seien sie dessen gewiß, wenn ihre Ermattung und die Kraft der Regierung sie nicht zurückhielten. Die Priester bilden eine Körperschaft, die uns alle im Grunde wenig liebt. Die Männer, die an der Revolution Antheil genommen haben, müssen sich ihrerseits einigen, ein festes Ganzes bilden und aufhören, von dem ersten Unfalle abhängig zu sein, der ein einziges Haupt treffen kann. Wenig fehlte, so wären sie durch die Höllenmaschine in das Chaos zurückgestürzt, und ihren Feinden vertheidigungslos überliefert. Seit zehn Jahren haben wir blos Ruinen gemacht, wir müssen endlich ein Gebäude gründen, in dem wir uns einrichten, in dem wir leben können. Diese 6000 Legionärs, aus allen den Männern bestehend, welche die Revolution machten, sie dann vertheidigten und sie jetzt in dem, was sie Gutes und Vernünftiges hat, fortsetzen wollen, diese 6000 Legionärs, Militärs, Beamte, Richter, dotirt mit den Nationalgütern, d. h. mit dem Vermögen der Revolution, sind eine der stärksten Gewährleistungen, die sie dem neuen Zustande der Dinge verschaffen können. Und dann ist der Kampf mit Europa noch nicht beendigt, seien Sie davon überzeugt; er wird wieder beginnen, Sie können dessen gewiß sein. Ist es dann nicht ein Glück, daß man so ein leichtes Mittel in den Händen hat, die Tapferkeit unserer Soldaten zu erhalten, und neu zu entflammen? Statt jener chimärischen Milliarde, die sie selbst nicht mehr zu versprechen wagen würden, können Sie mit blos drei Millionen Renten in Nationalgütern eben so viele Helden erwecken, um die Revolution zu erhalten, als sich gefunden haben, um sie zu unternehmen.“

Das Gesetz, wodurch die Ehrenlegion eingeführt wurde, traf in beiden gesetzgebenden Körpern auf einen lebhaften Widerstand, wurde aber nichts-

destoweniger angenommen. Dies war abermals ein Schritt zu den Stufen des Throns, denn eine Republik ist mit Orden schwer vereinbar, wie die Nordamerikaner richtig erkannten, als sie den Cincinatus-Orden abschafften. Bonaparte dachte wirklich immer lebhafter an den Thron. Als er eines Tages mit Josephinen allein war und ein Schauspiel von Voltaire las, begann er plötzlich einige Verse laut zu deklamiren, die sich auf Cäsars Ernennung zum König von Rom bezogen.



„Man kann Kaiser einer Republik sein, fügte er hinzu, aber nicht König; beide Titel sind himmelweit verschieden.“

Seine Brüder kannten seine Pläne und billigten sie natürlich sehr, da jede Rangerhöhung Bonaparte's auch sie weiter bringen mußte. Von den höchsten Beamten gehörte Cambacérés zu den Vertrauten, und die Uebrigen erriethen genug, um sich in ihrem Eifer, Bonaparte's Wünsche zu erfüllen, zu überbieten. Man verabredete, daß das Tribunat selbst ihm eine höhere Würde anbieten solle. Der Präsident desselben forderte dazu in folgenden Worten auf: „Bei allen Völkern hat man den Männern, die ihr Vaterland

durch glänzende Thaten ehrten und aus großen Gefahren retteten, öffentliche Ehren bewilligt. Welcher Mann hätte sich jemals ein größeres Recht auf die Nationaldankbarkeit erworben, als der General Bonaparte? Welcher Mann hätte seinem Vaterlande jemals, sei es nun an der Spitze der Armeen oder an der Spitze der Regierung größere Ehre gebracht und ihm ausgezeichnetere Dienste geleistet? Seine Tapferkeit und sein Genie haben das französische Volk von den Ausschweifungen der Anarchie, vor dem Unglück des Kriegs bewahrt, und das französische Volk ist zu groß, zu hochherzig, um so viele Wohlthaten ohne eine angemessene Belohnung zu lassen. Tribunen, seien wir seine Organe. Uns vor allen Dingen gebührt das Vorantreten, wenn es sich darum handelt, die Gefühle und Wünsche des französischen Volkes bei einer so denkwürdigen Gelegenheit auszusprechen."

Der Antrag wurde einstimmig angenommen und der Senat trat wie sich von selbst versteht bei. Aber worin sollte die Belohnung für Bonaparte bestehen? Man befolgte das einfachste Mittel, ihn selbst zu befragen, aber dieser Weg führte nicht zum Ziel. Er hüllte seine Pläne in das tiefste Dunkel und sagte selbst seinen vertrautesten Freunden mit erheuchelter Demuth, es sei ihm Alles Recht, was man auch für ihn thun möge, persönlichen Ehrgeiz hege er nicht. Er glaubte auf diese Weise mehr zu erlangen, als er zu fordern wagte, und bekam in Wahrheit weniger, denn der Senat glaubte schon Wunder wie viel zu thun, indem er ihm das Konsulat auf noch weitere zehn Jahre verlängerte. Die Schmeichler Bonaparte's eilten sogleich in die Tuillerien, um dieses große Resultat zuerst zu verkünden. Aber wie schlecht wurden sie empfangen! Bonaparte war außer sich vor Zorn, daß man ihn so schlecht abspeise, und wollte dem Senat sein Geschenk vor die Füße werfen. Man fand jedoch ein Auskunftsmittel, denn welche Verlegenheit wäre so groß, daß Höflinge nicht aus ihr herauskommen könnten? Bonaparte antworte also, daß er diese Verlängerung seiner Amtsgewalt nur dann annehmen könne, wenn das Volk seine Einwilligung gebe. Man änderte nun die Verfügung dahin ab, daß Bonaparte Konsul auf Lebenszeit sein solle, und ließ das Volk hierüber abstimmen. 3,577,259 Bürger stimmten ab und von diesen sprachen sich 3,568,885 für das lebenslängliche Konsulat aus. Bonaparte, der von

jetzt an den Namen Napoleon annahm, wie wir ihn auch künftig nennen werden, erhielt zugleich das Recht, seinen Nachfolger selbst zu bestimmen. Es fehlte zur königlichen Gewalt blos der Name, denn auch die Verfassung erlitt solche Veränderungen, daß sie von der neuen Macht nach Gefallen benutzt werden konnte.





Fünftes Kapitel.

Expedition nach St. Domingo. — Toussaint Louverture's Verhaftung und Tod — Aufstand der Schwarzen. — Die Schweiz. — Sorgfalt für das Innere. — Die Konsulta von Lyon. — England weigert sich, Malta zu räumen. — Bruch des Friedens von Amiens.

Unter den alten Kolonien Frankreichs war die Insel St. Domingo bei weitem die wichtigste. Die Insel erzeugte für vierzig Millionen Thaler Kolonialwaaren und kaufte von Frankreich einen gleichen Werth von Fabrikaten, bei welchem Tauschhandel 30,000 Matrosen ihre Nahrung fanden. Diese Kolonie war während der Revolution verloren gegangen, denn die Mulatten und Schwarzen hatten die Freiheit und Gleichheit, die man in Paris als das unveräußerliche Erbtheil jedes Menschen ankündigte, für sich in Anspruch genommen, die weißen Pflanzer hatten darauf mit Stockprügeln, Foltern und Hinrichtungen geantwortet, und es war so zu einem entsetzlichen Kampfe gekommen, bei dem fast alle Weißen ihr Leben verloren hatten. In diesem Kampfe hatten sich begabte Häupter der Schwarzen

gefunden, Toussaint Louverture, Dessalines, Christoph u. a. Diese Alle waren von Sklaven im Laufe weniger Jahre zu Generale und Statthaltern emporgestiegen. Toussaint war ein wahrhaft großer Mann, der die schwarzen Horden zu Ordnung und Fleiß anzuhalten verstand und für ihre Bildung ungemein viel that, die übrigen waren Wüthriche und hätten das Blutvergießen gern bis ins Unendliche fortgesetzt. Toussaint hatte selbst ein Heer von 20,000 Soldaten gebildet, das ziemlich gut geschult war. Die Insel gedieh selbst nach französischen Zeugnissen vortrefflich, man lebte im Ueberfluß, die niedergebrannten Städte waren eben so schön wieder aufgebaut und es herrschte eine solche Sicherheit, daß sogar viele der alten Pflanzer zurückgekehrt waren, denen Toussaint ihr Eigenthum gewissenhaft zurückerstattete. Hatte dieser Mann einen Fehler, so war es sein Geiz, der ihn dazu verleitete, eine Masse von Geld in den unzugänglichsten Gebirgen zu vergraben.* So fürchterliche Kämpfe auf St. Domingo stattgefunden hatten, so war die Insel dem Namen nach doch immer noch eine



* Man hat diesen Schätzen jahrelang nachgespürt und ist ihnen nach Zeitungsberichten eben jetzt auf der Spur.

französische Kolonie. Toussaint regierte im Namen Frankreichs, was thatsächlich der Unabhängigkeit gleich kam, denn da die Engländer das Meer beherrschten, so konnten die Franzosen auf St. Domingo keinen Einfluß üben. Der Friede von Amiens stellte dieses Sachverhältniß anders. Nun konnte Frankreich eine Flotte und ein Heer abschicken, und Napoleon zauderte auch nicht, die Unterwerfung der Insel zu versuchen. Eine große Flotte nahm ein Heer von 18,000 Mann auf, an dessen Spitze Napoleon's Schwager Leclerc gestellt wurde. Die Schwarzen ließen sich durch die trügerischen Vorspiegelungen der Franzosen nicht täuschen. Als diese vor der Kapstadt (Kap Haitien) landeten, sahen sie die Stadt in Flammen aufgehen und hörten das Geschrei der unglücklichen Weißen, die von den Schwarzen gemordet wurden. Die Uebermacht der regelmäßigen Truppen war jedoch zu groß, als daß die Schwarzen auf die Länge hätten Widerstand leisten können. Sie wurden aus einer Stellung nach der andern vertrieben und verloren selbst die furchtbare Schlangenschlucht, wo Toussaint persönlich den Oberbefehl führte. Sie unterwarfen sich nun, Toussaint nicht ausgenommen, dem man sein Gut Ennery zum Aufenthaltsorte anwies. St. Domingo war ruhig und würde es für immer geblieben sein, wenn die Franzosen ihrer Macht sich nicht überhoben hätten. Die Schwarzen waren früher Sklaven gewesen, man hatte sie jetzt in der Gewalt, weshalb sollte man sie nicht wieder zu Sklaven machen? So forderten mit lautem Geschrei die vielen ehemaligen Pflanzer, die sich nach Paris geflüchtet hatten und dort in tiefster Armuth lebten. Napoleon hatte den Schwarzen die Erhaltung ihrer Freiheit feierlich zugesagt und war doch schwach genug, diesem Ansinnen nachzugeben. Wir haben gesehen, daß Frankreich im Frieden von Amiens die Insel Martinique und Guadeloupe zurückbekommen hatte. Auf diesen Inseln führte man versuchsweise die Sklaverei wieder ein und mit so vollständigem Erfolge, daß man auf St. Domingo fortzufahren beschloß. Zuvor wollte aber Leclerc Toussaint unschädlich machen, d. h. gefangen nehmen. Er mußte jedoch zur Verstellung seine Zuflucht nehmen, um diesen mächtigen Führer, den bereits eine Armee von Insurgenten umgab, in seine Gewalt zu bekommen. Man fragte ihn um Rath über die gesundesten Stationen für die Armee und über die Mittel, die entlaufenen Neger zu den Pflanzungen zurückzubringen. Um ihn zu

einer Unterredung zu locken, gab es kein besseres Mittel, als seine Eitelkeit zu erregen. „Ihr seht es wohl," rief er aus, „diese Weißen können ohne den alten Toussaint nicht fertig werden." In der That erschien er am Orte des Stelldicheins von einer Bande von Schwarzen begleitet. Kaum war er angekommen, so wurde er ergriffen, entwaffnet und als Gefangener an Bord eines Schiffes geführt. Ueberrascht, beschämt und dennoch still resignirt, sprach er nichts, als die großen Worte: „Indem man mich stürzte, hat man blos den Stamm des Freiheitsbaumes der Schwarzen umgehauen; aber die Wurzeln bleiben zurück; sie werden neue Keime treiben, denn sie sind tief und zahlreich." — Der Unglückliche wurde nach der



Feste Jour gebracht, wo Kummer und Kälte ihn bald tödteten. Die Verhaftung dieses Mannes und die Nachricht von der Wiedereinführung der Sklaverei auf den beiden Inseln machten auf die Schwarzen einen furchtbaren Eindruck. „Wir wollen Franzosen bleiben und dem Mutterlande treu dienen, denn wir wünschen das alte Räuberleben nicht wieder zu be-

ginnen; wenn aber Frankreich unsere Brüder und unsere Kinder wieder zu Sklaven machen will, so muß es uns zuvor bis zum Letzten erwürgen." — Leclerc befahl nun eine allgemeine Entwaffnung, doch diese Maßregel machte das Uebel nur schlimmer. Die Schwarzen flüchteten in Masse in die Gebirge und Schluchten und es begann ein Buschklepperkrieg, bei dem die Franzosen nicht immer die Oberhand hatten. Man war im August, der Jahreszeit der Fieber, und diese furchtbareren Feinde gesellten sich nun zu den Schwarzen. In kurzer Zeit starben zwanzig Generale, unter ihnen Leclerc selbst, und die Offiziere und Soldaten erlagen zu Tausenden. Es waren nach und nach 32,000 Franzosen auf der Insel gelandet und im November des Jahres 1802 waren von diesen nur noch 8000 übrig. Rochambeau, der an Leclerc's Stelle getreten war, hatte früher selbst eine Pflanzung gehabt und theilte alle Vorurtheile der Kreolen (eingeborne Weiße) gegen die Schwarzen. So ließ er manche Schändlichkeiten zu, z. B. daß eine französische Schiffsmannschaft unter dem Vorwande, daß sie eine Ueberwältigung fürchte, 1200 gefangene Neger in das Meer warf, daß man einen angesehenen Mulatten ohne Prozeß ersäufte u. s. w. Natürlich wurde die Wuth der Farbigen dadurch immer mehr aufgestachelt, und die Franzosen verloren durch Fieber und Gefechte so viele Leute, daß sie sich auf die Besatzung weniger Städte beschränken mußten. Zuletzt, nach dem Wiederausbruch des Krieges mit England wurden sie so auf das Aeußerste getrieben, daß sie sich den Engländern ergeben mußten, um nicht von den Schwarzen erwürgt zu werden.

Während in Domingo gekämpft wurde, bereiteten sich in Europa Ereignisse vor, die auch hier den Frieden untergruben. Die Schweiz bot damals so ziemlich dasselbe Schauspiel dar, wie in dem gegenwärtigen Augenblicke. Es gab damals wie jetzt zwei äußerste Parteien, von denen die eine die Freiheit anrief, die andere das alte Recht. Die letzte Partei war besonders in der Urschweiz mächtig, die andere in den südlichen Gebieten. Die sogenannten Freisinnigen wollten die Schweiz zu einer Staatseinheit machen, für das Ganze dieselbe Verfassung und dieselbe Verwaltung einführen, die entgegengesetzte Parthei stützte sich auf die alten Briefe und Urkunden, wonach jeder Kanton innerhalb seiner Grenzen souverain ist und mit den übrigen Kantons blos in einem ewigen Bunde steht. Beide

Parteien stritten lange hin und her, konnten sich aber nicht verständigen und überließen also den Waffen die Entscheidung. Die Altschweizer trugen den Sieg davon. Sie überfielen ihre Gegner und trieben sie bis nach Lausanne zurück. Es konnte Napoleon nicht angenehm sein, diese Altschweizer, die seiner Regierung ewigen Haß geschworen hatten und mit Oesterreich in naher Verbindung standen, im Besitz der Schweiz zu sehen. Aber in der Politik wie im geselligen Leben muß man unangenehme Nachbarn sich gefallen lassen und darf blos innerhalb seiner vier Pfähle sein Hausrecht gebrauchen. Napoleon war aber nie so gewissenhaft. Er glaubte genug zu thun, wenn er es nicht gleich zu Thätlichkeiten kommen ließ, sondern erst einige eindringliche Worte vorausschickte. Also sprach er zu den Männern des Gebirgs: „Ihr habt Euch drei Jahre lang gestritten, ohne Euch zu verständigen. Ueberläßt man Euch noch länger Euch selbst, so werdet Ihr Euch drei Jahre lang morden ohne Euch besser zu verständigen. Eure Geschichte beweist überdies, daß Eure Bürgerkriege niemals anders haben enden können, als durch die freundliche Dazwischenkunft Frankreichs. Ich hatte den Entschluß gefaßt, mich in Eure Angelegenheiten durchaus nicht einzumischen; ich sah, wie Eure verschiedenen Regierungen mich beständig um Rath baten und ihn nie befolgten, wie sie meinen Namen für ihre Leidenschaften und Interessen häufig mißbrauchten. Ich kann und darf aber gegen das Unglück, dessen Beute Ihr gegenwärtig seid, nicht gleichgültig bleiben, ich nehme meinen Entschluß zurück. Ich trete als Vermittler Eurer Zwistigkeiten auf, aber meine Vermittelung wird eine wirksame sein, wie dies dem großen Volke zukommt, in dessen Namen ich rede." Den Worten entsprach die That. Nahe an 40,000 Franzosen stellten sich an den Grenzen auf, um im Nothfalle die ganze Schweiz mit Krieg zu überziehen. Von diesen Truppen genügten Wenige, die Unterwerfung der Schweiz zu bewerkstelligen. Das stolze Bern beugte sich vor einem winzigen französischen Regimente, und die noch eben siegreiche Partei flüchtete in der größten Verwirrung nach Constanz. Napoleon berief nun diejenigen Schweizer, die in ihrem Vaterlande den meisten Einfluß hatten, nach Paris, um mit ihnen über eine neue Verfassung der Schweiz zu unterhandeln. Seine Ansichten, von denen er bei seiner Arbeit ausging, sind überraschend richtig und bezeichnen den großen Mann, der auch solche

Verhältnisse, in denen er ursprünglich nicht heimisch war, klar überschaut und sicher beurtheilt. Die Ideen der Einheitsfreunde, wonach die Schweiz als ein ungetheiltes Ganze eine Verwaltung nach französischer Art bekommen sollte, so daß etwa Bern oder Zürich für die Schweiz dasselbe geworden wäre, was Paris für Frankreich, d. h. eine Sonne, um die das ganze Land sich dreht, verwarf er gänzlich. Es ist merkwürdig, wie dieser Sohn der Revolution die geschichtliche Entwickelung der Schweiz zu würdigen verstand. Die alte Verfassung sollte im Wesentlichen erhalten bleiben, so daß also jeder Kanton innerhalb seiner Grenzen der alleinige Herr war. „Ich bezwecke für Sie," sagte er den schweizerischen Abgeordneten, „keine Centralregierung, wie Frankreich sie hat. Man wird mich nicht überreden, daß die Gebirgsbewohner, die Abkömmlinge von Wilhelm Tell, so regiert werden können, wie die reichen Bürger von Bern oder Zürich. Die Erstern bedürfen eine absolute Demokratie und eine Regierung ohne Steuern. Dagegen würde für die Zweiten die reine Demokratie ein Unsinn sein. Wozu ist eine Centralregierung auch gut? Um Größe zu entfalten? Die paßt nicht für Sie, wenigstens nicht die Größe, von der der Geist Ihrer Einheitsfreunde träumt. Um eine Größe zu entfalten, wie Frankreich sie besitzt? Dann brauchten Sie eine reich dotirte Centralregierung, ein stehendes Heer. Wollen Sie, könnten Sie das Alles bezahlen? Und was würden Ihre 15 bis 20,000 Mann stehender Truppen bedeuten, wenn Frankreich 500,000 Mann hat, Oesterreich 300,000, Preußen 200,000? Im 14ten Jahrhundert konnten Sie gegen die Herzöge von Burgund mit Glanz auftreten, weil damals alle Staaten zerstückelt, ihre Kräfte zerstreut waren. Gegenwärtig ist Burgund nur ein kleiner Gebietstheil von Frankreich. Sie müssen sich mit dem ganzen Frankreich, mit dem ganzen Oesterreich messen." Die Regulirung kam bald zu Stande. Jeder Kanton behielt seine Verfassung, seine bürgerliche Gesetzgebung, sein Steuersystem und mußte sich nur in Beziehung auf allgemeine Interessen der Tagsatzung unterordnen. In der alten Schweiz hatte es mehrere Unterthanenländer gegeben, das heißt solche Gebiete, die ein älterer Kanton im Kriege erobert hatte und fortan regierte, ohne die Einwohner an den Bürgerrechten Antheil nehmen zu lassen. Solche Unterthanenländer waren Waadt, Thurgau, Aargau und Tessin. Diesen für ein freies Land nicht ehrenvollen

Verhältnissen machte Napoleon ein Ende, indem er die Unterthanenländer zu selbstständigen Kantonen erhob. In der Urschweiz wurden die Landesgemeinden wieder hergestellt, in denen wie früher jeder Bürger Stimme erhielt, in den größeren Kantons, wo sich eine förmliche Aristokratie der reichern Bürgerschaft gebildet hatte, wurde diese beibehalten, jedoch unter gemäßigten Formen. Diese Verfassung ist unter dem Namen der Mediationsacte bekannt geworden und hat bis zum Sturze Napoleons gegolten. Wie man sieht, war sie den Verhältnissen und der Zeit angemessen, aber wäre sie auch noch so vortrefflich gewesen, so litt sie doch immer an einem unheilbaren Gebrechen, nämlich, daß Napoleon sie der Schweiz als sein Gesetz auferlegte. Wie kann man ein Land unabhängig nennen, wenn es sich von einem auswärtigen Herrscher sein Staatsgrundgesetz vorschreiben läßt! Diese Abhängigkeit von Frankreich mußte auch den Blindesten klar werden, als Napoleon die obersten Beamten jeden Kantons selbst erwählte und auch den Landammann des ganzen Bundes ernannte. Er nahm dazu Affry, einen alten Offizier, der lange in französischen Diensten gewesen war.

Wir werden nun bald von neuen Kriegen zu erzählen haben und wenden uns daher noch einmal nach den innern Maßregeln, bei denen wir um so lieber verweilen, als sich hier viel Rühmliches berichten läßt. Von der Simplonstraße war bereits die Rede. Sie schritt ihrer Vollendung rasch entgegen, und auch zwei andere Alpenwege über den Mont Cenis und den Mont Genevre wurden rasch in Angriff genommen. Der Vendée wurde eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet und an der Gründung von Militairkolonieen gearbeitet, die das Land bevölkern und zugleich im Zaume halten sollten. Das große Gesetzbuch, das Napoleons Namen erhalten hat, schritt rasch vorwärts, seit der Ausführung des Concordats kehrte auch der religiöse Frieden wieder, die Straßen waren sicher, der Handel, die Gewerbe, der Ackerbau blühten auf. Frankreich war glücklich und würde es geblieben sein, wenn der rastlose Ehrgeiz Napoleons den Frieden hätte ertragen können.

In England, das damals über den Weltfrieden verfügte, hatte man verschiedene Gründe zur Unzufriedenheit mit Frankreich. Die Engländer sind ein handeltreibendes und zugleich kriegerisches Volk, sie sind Soldaten, die in der einen Hand das Schwert und in der andern die Elle halten;

sie sind Kaufleute, die heute mit Waarenballen und morgen mit Kanonenkugeln operiren. Wir Deutsche wissen davon zu erzählen, wie eifersüchtig John Bull auf jedes Volk ist, daß sich die Freiheit herausnimmt, seine Industrie entwickeln und seinen Handel ausbreiten zu wollen. Als die Engländer damals den Frieden von Amiens abschlossen, hatten sie sicher darauf gerechnet, daß ein Handelsvertrag unmittelbar nachfolgen werde, ein Handelsvertrag, wie England ihn gern schließt, der ihm freie Verfügung über die Börse des Andern giebt. Einen solchen Vertrag hatte Napoleon mit Recht verweigert, und es war von Anfang an eine Mißstimmung entstanden, die sich in demselben Grade steigerte, als Frankreichs Wohlfahrt zunahm. So unzufrieden ein Volk aber auch sein mag, wenn ein Nebenbuhler durch friedliche Thätigkeit seinen Reichthum und mithin seine Macht vermehrt, so kann es doch deshalb nie einen Krieg anfangen. England würde daher den Frieden von Amiens nie gebrochen haben, wenn Napoleon ihm nicht eine größere und gerechtere Veranlassung dazu gegeben hätte. Daran ließ es denn auch der erste Konsul nicht fehlen. Seine Uebergriffe auf dem Festlande wurden der Art, daß Italien, die Schweiz, Holland ganz von ihm abhängig wurden. Wie er der Schweiz eine Verfassung gegeben hatte, so hatte er schon früher die cisalpinische Republik ganz nach seinem Gutdünken geordnet. Dies geschah durch die Konsulta (gesetzgebende Versammlung) von Lyon, zu der Napoleon die ergebensten Italiener berief und sie leicht zur Annahme aller der Maßregeln bewog, die er ihnen vorschlug. Den Italienern ließ er noch weniger Unabhängigkeit als den Schweizern. Sie mußten sogar mehrere französische Divisionen in ihr Land aufnehmen und auf ihre Kosten erhalten. Napoleon gab ihnen diese Truppen nicht gern, wie er sagte, blos die Noth drängte ihn dazu, denn Italien hatte selbst kein Heer, und die Rekruten, die es von nun an aushob, mußten nothwendig in ihrem Lande ein Muster haben, an dem sie sich heranzubilden vermochten. Blos deswegen kam eine französische Besatzung nach Italien. Solche Vorwände haben die Männer der Willkür immer, um selbst die härtesten und ungerechtesten Maßregeln zu beschönigen. England beurtheilte diese Dinge ganz anders. Der Frieden von Amiens sei unaufhörlich verletzt worden, sagte es. Nach diesem Vertrage habe Napoleon Piemont mit Frankreich vereinigt, Parma aus der

Liste der unabhängigen Staaten gestrichen, die Schweiz wie seinen Vasallen behandelt. Diese Rechtsverletzungen existirten in der That, und England hielt sich daher berechtigt, seinerseits die Erfüllung der Friedensbedingungen zu verzögern. Es hatte noch eine andere Beschwerde. Napoleon hatte den Atheist Sebastiani nach dem Orient gesandt, um die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen und ihm darüber zu berichten. Sebastiani erstattete seinen Bericht und Napoleon ließ ihn in der Regierungszeitung abdrucken. Dies war, gelinde gesagt, eine Unschicklichkeit, denn in diesem Bericht wurde erzählt, daß Aegypten die Franzosen zurückwünsche und daß zu einer zweiten Eroberung des Landes 6000 Mann hinreichen würden. Auch Beleidigungen gegen England kamen in dem Berichte vor, z. B. daß seine Truppen nicht an die Räumung Aegyptens dächten, daß einer der dortigen Befehlshaber beinahe die Ermordung Sebastiani's veranlaßt habe u. s. w. u. s. w. Auch Napoleon hatte seine Beschwerden, namentlich, daß Malta nicht geräumt werde. Er beklagte sich außerdem über wiederholte Angriffe einiger englischen Zeitungen, worauf England kurz und bündig erwiderte, daß die Regierung gegen die Preßfreiheit des Landes nichts unternehmen könne, und über die Pensionen, die einige der gefährlichsten französischen Aufrührer in London genossen, worauf sich nichts antworten ließ, denn unter diesen Leuten befand sich auch Georges Cadoudal, der bei der Höllenmaschine die Hände im Spiel gehabt hatte, und Mörder pensionirt keine rechtliche Regierung. Napoleon sprach sich mit dem englischen Gesandten über diese Punkte mit großer Lebhaftigkeit aus. „Jeder Wind," sagte er, „der sich von England erhebt, trägt mir Haß und Beleidigung zu. Wir sind gegenwärtig zu einer Lage gelangt, aus der wir unbedingt herauskommen müssen. Wollen sie den Frieden von Amiens ausführen oder nicht? Was mich betrifft, so habe ich ihn mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllt. Dieser Vertrag verpflichtete mich, die römischen Staaten, Tarent und Neapel in drei Monaten zu räumen, und in weniger als zwei Monaten hatten die französischen Truppen alle diese Staaten verlassen. Seit der Auswechselung der Ratificationen sind zehn Monate verflossen und die englischen Truppen sind noch immer in Malta und in Alexandrien. Es ist unnütz, uns in dieser Beziehung täuschen zu wollen. Wollen Sie den Frieden, wollen Sie den

Krieg? Wollen Sie den Krieg, so brauchen Sie es nur zu sagen; wir werden ihn mit Kraft führen und so lange, bis eine der Nationen zu Grunde gerichtet ist. Wollen Sie den Frieden, so müssen Sie Malta und Alexandrien räumen. Denn dieser Felsen von Malta, auf den man so viele Befestigungen erhoben hat, ist ohne Zweifel in seemännischer Beziehung ein wichtiger Punkt, aber in meinen Augen hat er noch eine wichtigere Bedeutung, nämlich die, daß Frankreichs Ehre im höchsten Grade bei ihm betheiligt ist. Was würde die Welt sagen, wenn wir einen Vertrag verletzen ließen, der auf eine so feierliche Weise mit uns abgeschlossen wurde? Sie würde an unserer Kraft zweifeln. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich sehe sie lieber auf dem Montmartre als auf Malta." Napoleon blieb bei dieser ersten Beleidigung der Engländer nicht stehen. Ein Rechenschaftsbericht, den er über die Lage der Republik abfaßte und dem gesetzgebenden Körper vorlegen ließ, sprach sich über England in einer Art aus, die in der Geschichte der Diplomatie unerhört sein dürfte. Es hieß darin: „Die Regierung gewährleistet dem Volke den Frieden auf dem Festlande und hofft, daß auch der Friede zur See fortdauern wird. Dieser Friede ist das Bedürfniß und der Wunsch aller Völker. Die Regierung wird zu seiner Erhaltung Alles thun, was nur verträglich ist mit der Nationalehre, welche die strenge Erfüllung der Verträge fordert. Aber in England machen sich zwei Parteien die Gewalt streitig. Die eine hat den Frieden abgeschlossen und scheint den Willen zu haben, ihn aufrecht zu erhalten; die andere hat Frankreich einen unversöhnlichen Haß geschworen. Daher kommt jenes Schwanken in den Meinungen und in den Entschlüssen, daher jene zugleich friedliche und drohende Haltung. So lange der Kampf der Parteien dauert, muß die Regierung der Republik gewisse Vorsichtsmaßregeln ergreifen. 500,000 Mann sind stets bereit, sie zu vertheidigen und zu rächen. Erbärmliche Leidenschaften legen diese traurige Nothwendigkeit zwei Nationen auf, die dasselbe Interesse und ein gleicher Wunsch an den Frieden knüpfen! Welche Erfolge aber auch die Intrigue in London erringen mag, sie wird andere Völker nicht wieder zu neuen Bündnissen verlocken, und die Regierung sagt es mit einem gerechten Stolz, daß England allein gegenwärtig gegen Frankreich nicht zu kämpfen vermöchte. Hegen wir jedoch bessere Hoffnungen und glauben wir lieber, daß das britische Ca-

binet blos den Rath der Weisheit und die Stimme der Menschlichkeit hören wird. Ja gewiß, der Friede wird sich jeden Tag mehr befestigen und die Beziehungen beider Regierungen werden jenen Charakter des Wohlwollens annehmen, der mit ihren gegenseitigen Interessen übereinstimmt. Eine glückliche Ruhe wird die langen Leiden eines unseligen Krieges in Vergessenheit bringen, und England und Frankreich werden die Dankbarkeit der ganzen Welt verdienen, indem sie sich gegenseitig zu beglücken suchen."

Der König von England antwortete mit einer Botschaft an das Parlament, und der Bruch wurde immer unheilbarer. Napoleon weigerte sich, die Schweiz zu räumen und stellte 20,000 Mann in Holland auf, um bei dem ersten Ausbruche des Krieges sogleich Hannover zu besetzen. Rußland und Preußen boten ihre Vermittlung an, und es fehlte nicht an Vorschlägen, die eine Beilegung des Streites möglich machten. Aber England wollte Malta nicht aufgeben, Napoleon mochte auf dem Festlande um kein Haar breit nachgeben und unter solchen Umständen konnte natürlich an eine Verständigung nicht gedacht werden. Die kurzen Verhandlungen, die noch stattfanden, erbitterten statt zu versöhnen und wurden mit dem 17. Mai 1803 ganz abgebrochen. Die beiderseitigen Gesandten reisten an diesem Tage ab und England erklärte am folgenden Tage den Krieg.



Sechstes Kapitel.

Besetzung von Hannover. — Große Rüstungen Frankreichs gegen England. — Das Lager von Boulogne. — Die Verschwörung des Georges Cadoudal. — Ermordung des Herzogs von Enghien. — Ende der Republik.

Der Krieg war noch nicht erklärt, als die englischen Kriegsschiffe bereits Jagd auf die französischen Fahrzeuge machten. In Frankreich fühlte Jedermann, daß es sich um einen entscheidenden Kampf handle. Die drei großen Körperschaften des Reichs erschienen vor Napoleon, um die Bereitwilligkeit der Franzosen zu allen Opfern zu betheuern. Fontanes machte wie gewöhnlich den Redner. „Frankreich," sagte er, „ist bereit, sich abermals mit jenen Waffen zu bedecken, die Europa besiegt haben. Wehe der ehrgeizigen Regierung, die uns auf das Schlachtfeld zurückruft, die der

Menschheit eine so kurze Ruhe beneidet und sie in das Unglück zurückstürzen will, dem sie eben entgangen ist. England könnte nicht mehr sagen, daß es die erhaltenen Grundsätze der in ihren Grundlagen bedrohten Gesellschaft vertheidige; wir aber könnten diese Sprache führen, wenn der Krieg sich neu entzündete; an uns wäre es, die Rechte der Völker, die Sache der Menschheit zu rächen und den ungerechten Angriff einer Nation zurückzuweisen, die unterhandelt, um zu betrügen, die den Frieden verlangt, um den Krieg neu beginnen zu lassen und Verträge blos deshalb unterzeichnet, um sie zu brechen. Zweifeln wir nicht daran, wenn das Signal einmal gegeben ist, so wird Frankreich wie ein Mann sich erheben und um den Helden schaaren, den es bewundert. Alle die Parteien, die er rings um sich im Zügel hält, werden durch Muth und Ergebenheit mit einander wetteifern. Alle fühlen, daß sie seines Genies bedürfen, Alle erkennen an, daß er allein das Gewicht und die Größe unserer neuen Bestimmung zu tragen vermag. Bürger! Erster Konsul! Das französische Volk kann nur große Gesinnungen und heroische Gefühle hegen, die Ihrer würdig sind. Es hat gesiegt, um den Frieden wieder zu erkämpfen, es wünscht diesen gleich Ihnen, aber gleich Ihnen wird es den Krieg niemals fürchten. England, das sich durch den Ocean so sehr geschützt glaubt, weiß es denn nicht, daß auf der Welt zuweilen Menschen erscheinen, die ausführen, was vor ihnen für unmöglich galt? Und wenn nun ein solcher Mensch erschienen wäre, dürfte es ihn dann unvorsichtig herausfordern und ihn zwingen, von seinem Glücke Alles zu erlangen, was er von demselben mit Recht erwarten darf? Ein großes Volk ist zu Allem fähig, wenn an seiner Spitze ein großer Mann steht, von dem es seinen Ruhm, sein Interesse, sein Glück niemals trennen kann."

In der That wetteiferte Frankreich, Opfer zu bringen. Die einzelnen Departements besteuerten sich selbst, die größeren Städte schenkten Linienschiffe und Fregatten, Paris gab ein Kriegsschiff von 120 Kanonen, Lyon eines von 100 u. s. w.

Die ersten Feindseligkeiten begannen in Deutschland, das ausersehen war, durch die Streitigkeiten Fremder zu leiden. General Mortier stand schon längst mit 25000 Mann an der Grenze von Hannover und rückte jetzt durch das Bisthum Münster nach Osnabrück vor. Diese

Ueberziehung Hannovers ist eines der kläglichsten Schauspiele, das die neuere deutsche Geschichte dargeboten hat. Das Land war vollkommen im Stande, den 25,000 Franzosen unter Mortier die Spitze zu bieten, die Armee war zahlreich, man hatte Pferde und Waffen in Fülle, die Arsenale strotzten von dem reichsten Kriegsmateriale. Aber der gute Geist war damals von Deutschlands Söhnen gewichen, und das Erscheinen eines übermüthigen Feindes machte Alles muthlos. Die eigenen Landesbehörden wetteiferten, Hannover wehrlos zu machen. Mortier war kaum erschienen, als man sich beeilte, mit ihm in Suhlingen einen Vertrag abzuschließen, der das Kurfürstenthum den Franzosen anheim gab und das Heer halb und halb kriegsgefangen machte. Der König Georg war so empört, als ihm dieser ehrlose Plan überreicht wurde, daß er die Schrift seinem Minister in das Gesicht warf. Er verweigerte die Bestätigung der Uebereinkunft von Suhlingen, aber nun war es bereits zu spät, denn Mortier hatte ziemlich das ganze Land besetzt und die hannöversche Armee befand



sich hinter der Elbe. Die Befehlshaber ließen sie auseinander gehen, ohne daß sie nur einen Schuß abfeuerten. Die Franzosen bekamen die Waffen

ausgeliefert und bemächtigten sich mit besonderer Gier der herrlichen Pferde welche die Reiter mit Schmerzen abgeben mußten. Wie wenig das Heer an dieser Schande Schuld trug, bewiesen die Tausende von Soldaten und Offizieren, die von dieser Zeit an heimlich das Land verließen, um in englische Dienste zu treten. Diese Männer haben später dem Herzog von Wellington einen großen Theil des Heeres geliefert, mit dem er in Portugal und Spanien seine Siege erfocht. Und das deutsche Reich? wie verhielt sich dieses bei dieser feindlichen Ueberziehung des Gebiets eines seiner Kurfürsten? Es schwieg. Der König von Preußen ließ sich von Napoleon das Versprechen geben, daß das französische Heer in Hannover nie über 30,000 Mann gebracht werden solle, und das war Alles.

Der Hauptschlag gegen England sollte am Kanal geführt werden. Napoleon hatte eine Landung im Sinne, zu der er die großartigsten Vorbereitungen traf. Nicht blos in den Seehäfen, auch in den Städten an den Flüssen war Alles in Thätigkeit, um Fahrzeuge zu bauen, auf denen das Heer nach England übergeschifft werden könne. Die Kriegsflotte sollte auf 1300 Fahrzeuge gebracht werden und mit ihr dachte man 1000 Transportschiffe zu vereinigen. Ueber den Plan selbst lassen wir den Geschichtsschreiber Thiers sprechen, der alle Papiere der französischen Kanzlei benutzte und daher ein vollgültiger Zeuge ist. „Es ist bereits ein großes und schwieriges Unternehmen,“ sagt er, „20 bis 30,000 Mann jenseits eines Meeres zu führen. Die Expedition von Aegypten, die vor funfzig Jahren ausgeführt wurde, und die Expedition nach Algier, die in unsern Tagen stattfand, liefern den Beweis. Wie ganz anders ist es aber, wenn man 150,000 Soldaten, 10 bis 15,000 Pferde, 3 bis 400 Feuerschlünde mit ihrer Bespannung einschiffen muß! Ein Linienschiff kann in mittlerer Zahl 6 bis 700 Menschen fassen, unter der Bedingung, daß die Fahrt nur wenige Tage dauert, eine große Fregatte die Hälfte. Man bedurfte daher für die Einschiffung einer solchen Armee 200 Linienschiffe, d. h. eine chimärische Seemacht, die höchstens von England und Frankreich im Verein gestellt werden könnte. Es wäre daher ein unmögliches Unternehmen gewesen, wenn England in der Entfernung von Aegypten oder Morea gelegen gewesen wäre. Man brauchte aber nur über die Meerenge von Calais zu setzen, d. h. 8 bis 10 Seestunden zurückzulegen. Zu einer solchen

Ueberfahrt hatte man keine großen Schiffe nöthig. Man hätte sich ihrer sogar nicht bedienen können, wenn sie vorhanden gewesen wären, denn es giebt von Ostende bis Havre nicht einen einzigen Hafen, der sie aufzunehmen vermag, und dasselbe ist auf der entgegengesetzten Küste der Fall, wenn man nicht weit vom Wege ablenken will. Der Gedanke an kleine Fahrzeuge hatte sich daher Allen als der natürlichste gezeigt. Außerdem genügten diese kleinen Fahrzeuge für die Verhältnsse mit denen man es auf dem Meere zu thun hatte. Lange Beobachtungen, die mit Sorgfalt gesammelt wurden, hatten dahin geführt, diese Verhältnisse zu entdecken und die Fahrzeuge zu bestimmen, die sich am besten für sie eigneten. So herrschen z. B. im Sommer auf dem Kanal fast gänzliche Windstillen, die lange genug dauern, daß man 48 Stunden auf dasselbe Wetter rechnen kann. Dieser Anzahl von Stunden bedurfte man ziemlich genau, um die ungeheure Flotille, die erfordert wuede, aus den Häfen auf das hohe Meer zu schicken. Da das englische Geschwader während dieser Windstillen zur Unbeweglichkeit verurtheilt war, so konnten Fahrzeuge, die sowohl zum Rudern wie zum Segeln eingerichtet waren, vor denselben ungestraft vorbeifahren. Auch der Winter hatte seine günstigen Augenblicke. Die starken Nebel der kalten Jahreszeit, die mit gar keinen, oder schwachen Luftströmungen zusammenzutreffen pflegen, boten abermals eine Möglichkeit der Ueberfahrt in Gegenwart einer feindlichen Streitmacht, die entweder zur Unbeweglichkeit verurtheilt war, oder von den Nebeln getäuscht wurde. Es gab noch eine dritte günstige Gelegenheit, die von den Tag- und Nachtgleichen dargeboten wurde. Es geschieht häufig, daß der Wind nach den Aequinoctialstürmen plötzlich sinkt, so daß man die nöthige Zeit gewinnt, um vor der Rückkehr des feindlichen Geschwaders, daß während des Unwetters in die hohe See stechen muß, über den Kanal zu schiffen. Dies waren die Umstände, welche die an den Ufern des Kanals lebenden Seeleute allgemein bezeichneten. Es gab einen Fall, in dem man den Kanal stets überschiffen konnte, ohne Rücksicht auf das Wetter, einen Sturm ausgenommen. Dieser Fall war der, wenn es gelang, ein großes Geschwader von Linienschiffen durch geschickte Manöver in den Kanal einzuführen. Dann konnte die Flotille unter dem Schutze dieses Geschwaders unter Segel gehen, ohne sich um die englischen Kreuzer zu kümmern.

Dieser Fall hing jedoch von so schwierigen Combinationen ab, daß man so wenig als möglich darauf rechnen durfte. Man mußte vielmehr die Transportflottille auf eine solche Weise bauen, daß sie jedes Hülfscorps entbehren konnte, wenigstens anscheinend, denn wenn man durch ihre Bauart zeigte, es sei ihr unmöglich, ohne eine Hülfsflotte das Meer zu halten, so lieferte man das Geheimniß dieser großen Operation dem Feinde auf der Stelle aus. Er würde dann alle seine Seestreitkräfte im Kanal concentriren und die französischen Geschwader verhindert haben, sich dorthin zu begeben. Zu diesen Betrachtungen, die man aus der Natur der Winde und des Meeres in dem Kanale gewann, kamen andere, die man aus der Form der Küsten zog. Die französischen Häfen in der Meerenge waren sämmtlich Strandplätze, d. h. das Wasser lief während der Ebbe ab und hatte während der Fluth nicht mehr als acht bis neun Fuß Tiefe. Man brauchte also Schiffe, die beladen nicht mehr als sieben bis acht Fuß tief im Wasser gingen und ohne Schaden zu leiden auf dem Strand aufsitzen konnten. Was das englische Ufer betraf, so waren die zwischen der Themse, Dover, Falkstone und Brighton gelegenen Häfen sehr klein. Zudem mußte man immer, um eine so ungeheure Landung auszuführen, sich ganz einfach auf die Küste werfen und brauchte daher auch aus diesem Grunde Fahrzeuge, die sich zum Scheitern eigneten. Aus diesen verschiedenen Gründen hatte man flache Fahrzeuge gewählt, die sich mittelst Rudern bewegten, also auch während einer Windstille zu gebrauchen waren, schweres Geschütz zu führen vermochten, ohne tiefer als sieben bis acht Fuß im Wasser zu gehen und sich mithin in den französischen Häfen frei bewegen und auf dem englischen Strande scheitern konnten, ohne zu zertrümmern. Um allen diesen Bedingungen zu genügen, verfiel man auf große Kanonenböte von starkem Bau und mit flachen Boden, die zwei verschiedenen Arten angehörten, um zwei verschiedenen Bedürfnissen genügen zu können. Die Schaluppen, die man vorzugsweise Kanonierschaluppen nannte, waren so gebaut, daß sie vier Geschütze von schwerem Kaliber, Vierundzwanzig- bis Sechsunddreißigpfünder, zwei vorn und zwei hinten, führen und mithin dem Feuer von Linienschiffen und Fregatten antworten konnten. Fünfhundert Kanonierschaluppen mit vier Geschützen glichen auf diese Weise das Feuer von zwanzig Linienschiffen mit hundert Geschützen

aus. Sie waren wie Briggs aufgetakelt, d. h. mit zwei Masten, wurden von vierundzwanzig Matrosen gerudert, und konnten eine Compagnie Fußvolk von hundert Mann mit ihrem Stabe, ihren Waffen, und ihrer Munition aufnehmen."

Napoleon begab sich selbst wiederholt nach Boulogne, um die Arbeiten zu beschleunigen. Man sah ihn oft mit den Matrosen in der vertraulich-



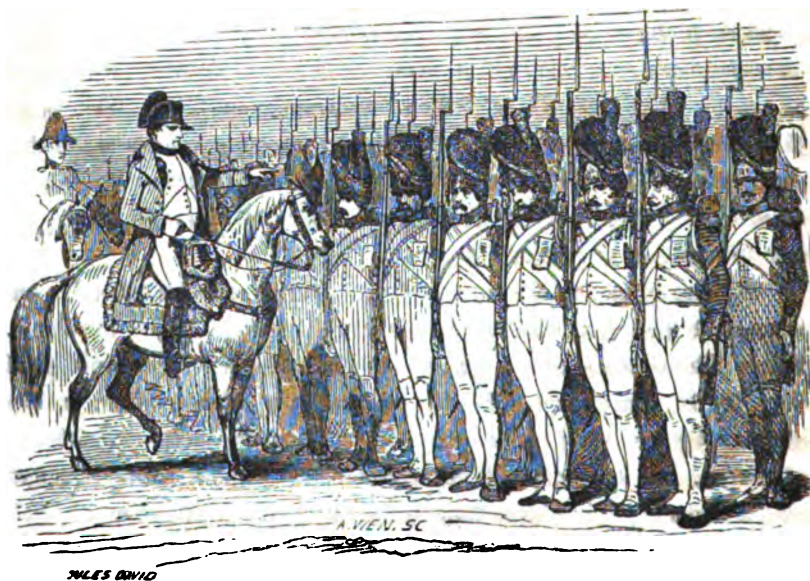
sten Weise verkehren, denn es lag ihm daran, das Vertrauen der für ihn jetzt so wichtigen Klasse zu gewinnen.

Der Hafen von Boulogne wurde nächst mehreren benachbarten kleineren Buchten zum Ausgangspunkte auserkoren. Es sollten im Ganzen 160,000 Mann auf 1200 Fahrzeugen eingeschifft und mit der nöthigen Munition, wie mit Lebensmitteln, auf zwanzig Tage versehen werden. Das nördliche Frankreich lieferte Mehl, Reis, Hafer, gesalzenes Fleisch, Wein und Branntwein, Holland gab große Massen seiner runden Käse. In Boulogne wie in den Nebenhäfen begannen großartige Bauten, um die Wassertiefe zu vergrößern, Kais zu schaffen und überhaupt Alles so einzurichten, daß die ganze Truppenmasse mit einem Male eingeschifft werden könne. Diese Arbeiten wurden von den Soldaten selbst ausgeführt. Die Truppen lagerten im Freien, in Baracken, und wechselten mit Arbeiten und Kriegsübungen ab. Man lies sie alle die Bewegungen ausführen, die bei einer Landung möglicherweise vorkommen können, und sie erlangten bald darin eine große Geschicklichkeit. Sie wurden zugleich so abgehärtet wie keine andere Truppen der Welt, wie sich in den nächsten Kriegen zum großen Schaden unsers Vaterlandes offenbaren sollte.

Seinen Zweck, Marine und Landheere einander anzunähern, erreichte Napoleon in kurzer Zeit sehr gut, aber minder gelang es ihm, den Eifersüchteleien unter den Landtruppen selbst ein Ende zu machen. Namentlich war es die Garde, die oft zu Streitigkeit Veranlassung gab. Eine dieser Zänkereien wäre beinahe zu einem Aufstande ausgeartet. In einem Wirthshause, wo Soldaten der Linie und der Garde zusammentrafen, kam es wegen eines Liedes, daß die Ersteren auf Kosten der Letzteren feierte, zu einer Menge von Herausforderungen.

Mehrere Hunderte Soldaten schlugen sich am nächsten Morgen auf einmal, und zwei Schwadronen mußten einen förmlichen Angriff ausführen, ehe die Wüthenden getrennt werden konnten. Napoleon gab dieses Mal seiner Garde Unrecht und bestimmte ihr eine ganz besondere Art von Bestrafung. Bei der nächsten Heerschau ließ er jedem Grenadier einen Abdruck des Liedes, das den ganzen Streit erregt hatte, auf der Brust befestigen und die Schuldigen in diesem Aufzuge bei sich vorbeiziehen. Für die Soldaten war dieses die härteste Strafe, und das hatte Napoleon wohl gewußt.





JULES DAVID

Die Erfahrungen, die man mit den kleinen zur Ueberfahrt bestimmten Fahrzeugen machte, ermunterten zur Ausführung des verwegenen Planes. Es geschah mehreremale, daß die Engländer diese Fahrzeuge angriffen und fast immer war das Glück den Franzosen günstig. Vom October bis zum Dezember liefen 1000 Schiffe in Boulogne ein, und von dieser großen Zahl fielen nur drei in die Hände der Engländer. Es kam nicht selten zu wirklichen Gefechten, bei denen sich auf eine überraschende Weise zeigte, daß die kleinen Fahrzeuge gegen die viel größeren Fregatten und Korvetten der Engländer nicht blos Stand halten konnten, sondern sie sogar zurückzuschlagen vermochten. Eines dieser Gefechte dauerte zwei Stunden! Die Franzosen verloren blos eine Schaluppe, während mehrere englische Fahrzeuge so beschädigt wurden, daß sie nach Hause zurückkehren mußten. Bei ihren Angriffen gegen den Hafen von Boulogne waren sie nicht glücklicher. Napoleon hatte diese eiserne Küste, wie seine Soldaten sie nannten, so furchtbar befestigen lassen, daß die Engländer nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen von jedem weiteren Angriffe abstanden.

Unter dem Directorium waren die Vorbereitungen zu einer Landung kaum mehr als eine Drohung gewesen, aber jetzt wurde es augenscheinlich Ernst, und England begann unruhig zu werden. Seine ganze Stärke lag in seiner Flotte, und es war keineswegs sicher, daß diese herrliche Marine im Stande sein werde, eine Ueberfahrt der französischen Armee zu verhindern. Die englischen Seeoffiziere gestanden selbst zu, daß die Feinde die englischen Ufer erreichen könnten, wenn sie eine Windstille oder einen starken Nebel benutzten. Für England war die Gefahr mithin groß, denn waren die Franzosen einmal gelandet, so hatte man gegen sie keine ausreichenden Widerstandsmittel mehr. Die englische Regierung konnte höchstens 80,000 Mann vereinigen, wovon die Hälfte aus ungeübten Milizen bestand, und was hätte man mit diesen Truppen gegen die 160,000 Franzosen beginnen können, die Napoleon nach England überführen wollte, gegen die besten Truppen der Welt, die von dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts angeführt wurden!

In England befanden sich damals sehr viele französische Ausgewanderte, die meist gegen das revolutionäre Frankreich gekämpft hatten und stets bereit waren, sich in Verschwörungen gegen Napoleon einzulassen.

Diese Leute hatten in Frankreich sehr viele Verbindungen mit Anhängern der Bourbons, die eben so leichtgläubig waren als sie selbst und es für gar nicht so schwer hielten, die frühere Herrscherfamilie wieder einzusetzen. Man rechnete auf die Jakobiner, auf die Royalisten, auf die vielen unzufriedenen Offiziere der Armee, unter denen Moreau der Vornehmste war. Moreau hielt sich für tödtlich beleidigt, daß man Napoleon zum ersten Konsul erhoben habe, während er selbst, der doch mindestens eben so viel Verdienste besitze, mit einem erbärmlichen Landgut abgefunden sei. Um Moreau zu gewinnen, hatte man Pichegru in die Verschwörung gezogen, den Eroberer Holland's, der wegen seiner Verbindung mit den Ausgewanderten abgesetzt und nach dem französischen Amerika verbannt worden war, von wo er eben jetzt zurückkehrte. Einen Aufstand mit den ungenügenden Mitteln zu erregen, über die man verfügte, war unmöglich. Man dachte auch nicht daran, sondern wollte Napoleon ermorden, weil man meinte, wenn nur erst dieser gefährliche Feind aus dem Wege geräumt sei, so werde Frankreich ganz von selbst zu den Bourbons zurückkehren. Georges Cadoudal bot sich dazu an, doch wollte er den ersten Konsul nicht morden, sondern im ehrlichen Kampfe besiegen, d. h. wie er das verstand. Er meinte nämlich, wenn er die zwölf Reiter von Napoleon's Bedeckung mit hundert Chouans angreife, so sei das kein Mordüberfall, sondern ein wirkliches Gefecht. Um dieser etwas feinen Unterscheidung in der öffentlichen Meinung Eingang zu verschaffen, verlangte er, daß ein königlicher Prinz ihn begleite, und man bewilligte ihm diese Forderung, vorausgesetzt, daß das Unternehmen so weit vorbereitet werde, um Erfolg zu versprechen.

Im August des Jahres 1803 reiste Cadoudal mit einer Abtheilung Chouans und mit sehr bedeutenden Geldmitteln ab. Man hatte eine geheime Straße organisirt, auf der die Verschworenen bis nach Paris gelangen konnten, ohne entdeckt zu werden. Zwischen Dieppe und Treport befand sich an der steilen Küste von Biville ein geheimnißvoller Pfad, der in dem Abhange des Felsens angebracht war und blos von Schmugglern benutzt wurde. Oben war ein Seil befestigt, das bis zum Meere hinabreichte. Auf einen Schrei, das als Signal diente, ließen die geheimen Hüter des Pfades das Seil hinab, der Schmuggler ergriff es und erklimmte mit der geheimnißvollen Hülfe den nahe an 300 Fuß hohen Ab-

hang, wobei er noch ein schweres Gewicht auf seinen Schultern trug. Die Vertrauten von Georges hatten diesen Weg entdeckt und den Gebrauch desselben sich angeeignet, was ihnen mit ihrem Gelde ein Leichtes war. Um die Verbindung mit Paris zu vervollständigen, hatten sie eine Reihe von Nachtlagern errichtet, theils in einsam liegenden Bauerngütern, theils in Schlössern normännischer Adeligen, die dem Königthum treu geblieben waren und aus ihrer Zurückgezogenheit selten hervortraten. Man konnte auf diese Weise von dem Ufer des Kanals nach Paris gelangen, ohne eine große Straße zu betreten oder ein Wirthshaus zu berühren. Um diesen Weg durch zu häufige Benutzung nicht zu gefährden, behielt man ihn den wichtigsten Mitgliedern der Partei ausschließlich vor. Geld, das man an einige dieser royalistischen Wirthe freigebig vertheilte, die Treue der Meisten, hauptsächlich aber die Entfernung von besuchten Ortschaften, machten einen Verrath schwierig und sicherten das Geheimniß wenigstens für einige Zeit. Cadoudal gelangte glücklich nach Paris, wo er Leute anwarb und Waffen kaufte. Seine Mitgenossen gewannen den General Lajolais, einen Vertrauten Moreau's, der die Versicherung gab, daß der berühmte General halb und halb zum Beitritt entschlossen sei und gewiß nicht länger zögern werde, wenn Pichegru selbst in Paris erscheine. Lajolais begab sich nach London, um persönlich Bericht zu erstatten, und erregte eine allgemeine Begeisterung. Man beschloß nun, einige der vornehmsten Ausgewanderten, namentlich den Fürsten Polignac und Rivieres nach Frankreich zu schicken und den Grafen von Artois oder den Herzog von Berry nachfolgen zu lassen, sobald der Bericht Lajalois sich bestätige. Auch Pichegru war bei der Gesellschaft, die am 20sten Januar 1804 in der Nähe von Paris eintraf. Schon die erste Zusammenkunft Pichegru's mit Moreau bewies, daß beide sich nicht verständigen könnten. Moreau weigerte sich entschieden für die Bourbons zu arbeiten und wollte an Napoleon's Stelle treten, wenn man diesen gestürzt habe. Inzwischen hatte die Polizei einige Andeutungen bekommen. Man hatte mehrere Chouan's eingezogen, und von ehemaligen Anführern der Vendée waren Warnungen gekommen, daß gegen die Person des ersten Konsuls Etwas im Werke sei. Napoleon war noch von einer zweiten Verschwörung unterrichtet worden, die in Deutschland von einigen englischen Gesandten angezettelt worden war. Ein ehemaliger Ja-

kobiner, den Drake, der englische Gesandte in München, durch Geld gewonnen hatte, verrieth Napoleon das ganze Geheimniß. Man war indessen noch sehr im Dunkeln, als der erste Konsul eine Maaßregel ergriff, die zur vollsten Aufklärung führte. Er lies die gefangenen Chouan's vor ein Kriegsgericht stellen und verurtheilen, weil er darauf rechnete, daß sie in der Todesangst gestehen würden. Diese Voraussetzung erwies sich wenigstens bei einem dieser Menschen als richtig, denn im Augenblicke der Hinrichtung erklärte er wichtige Eröffnungen machen zu können und gestand Alles. Man erfuhr durch ihn, daß Cadoudal, Pichegru und Polignac in Paris seien und einen Angriff auf den ersten Konsul bezweckten. Es erfolgten nun neue Verhaftungen, neue Geständnisse, bis alle Hauptpersonen verhaftet wurden, zuletzt von allen Cadoudal. Alle Verhafteten, die zu Geständnissen gebracht werden konnten, erklärten einstimmig, daß ein Bourbon an ihrer Spitze habe stehen sollen. Dies war die Wahrheit, aber einige setzten auch noch hinzu, daß dieser Bourbon zu wiederholtenmalen in Paris gewesen sei. Napoleon befolgte diesesmal das entgegengesetzte Verfahren dessen, was er bei der Höllenmaschine beobachtet hatte. Wie er damals die Royalisten schonte und seine ganze Strenge auf die Republikaner fallen ließ, so wollte er diesesmal die Royalisten vernichten und die Republikaner straflos halten. Mit Moreau, selbst mit Pichegru gedachte er sich zu verständigen. Seine Worte waren: „Alles was die Republikaner angeht, muß zwischen Moreau und mir zur Entscheidung kommen. Ich werde Alles beilegen und eine Verirrung vergessen, die mehr seiner Umgebung zur Last fällt als ihm selbst.“ Unglücklicherweise war aber eine solche Verständigung nicht möglich, denn Moreau hätte sich erniedrigen, zu den Füßen des ersten Konsuls um Gnade bitten müssen, und dazu war er nicht der Mann. Es kam keine Annäherung zu Stande. Mit Pichegru ging es noch unglücklicher. Napoleon hatte im Sinne, ihn zur Hebung der französischen Kolonien in Südamerika zu verwenden. „Die Männer der Revolution dürfen sich nicht untereinander verschlingen,“ sagte er zu Real, der mit bei der Untersuchung betheiligt war. „Seit längerer Zeit denke ich an Cayenne; es ist für eine Kolonie das schönste Land der Erde. Pichegru lebte dort als Verbannter, kennt das Land genau und eignet sich vorzüglich, dort eine große Niederlassung zu grün-

den. Sagen Sie ihm, daß ich ihm verzeihe. Fragen Sie ihn, wie viel Soldaten und wie viel Geld er braucht, um in Cayenne eine Niederlassung zu gründen. Er soll Alles Nöthige bekommen und damit zugleich eine Gelegenheit, seinen verlorenen Ruhm wiederherzustellen.“ Pichegru wurde lebhaft gerührt, als er diese edlen Worte vernahm, aber als er später von Real vernachlässigt wurde, hielt er diese Anerbietungen für eine Falle und erdrosselte sich selbst im Gefängnisse.

Für Napoleon's Ruhm war dieser politische Prozeß eine gefährliche Klippe. Die Menschen nehmen gern für berühmte Unglückliche Partei, und so war es auch mit Moreau. Man erinnerte sich der großen Dienste, welche dieser General der Republik geleistet hatte, und wollte nicht glauben, daß er sich so plötzlich mit dem Wegwurf der royalistischen Partei, mit dem Mörder Georges Cadoudal und mit den Chouan's verschworen haben solle. Die Republikaner benutzten diese Stimmung nach Kräften und als nun Pichegru's Tod bekannt wurde, machte man aus diesem Ereignisse die gehässigste Anklage. Es hieß jetzt, daß Pichegru nicht durch Selbstmord gestorben sei, daß vielmehr die Polizei in dem Dunkel des Gefängnisses Hand an ihn gelegt habe, um den einzigen Zeugen zu vernichten, der für Moreau's Unschuld hätte auftreten können. Welch ein Glück für Napoleon, wenn man bei diesem Prozesse keine andere Anklage hätte gegen ihn erheben können!

Napoleon verfolgte mit der größten Genauigkeit Alles, was auf die Theilnahme der Bourbons an der Verschwörung Bezug hatte. Savary, der von seinen Polizeibeamten außer Fouché der tüchtigste war, eilte nach der Normandie, um die Aussagen der Gefangenen an Ort und Stelle zu prüfen. Er fand alles so, wie es jene angegeben hatten, die geheime Straße nach Paris, den Felsen von Biville mit dem Seil zur Erleichterung des Steigens u. s. w. Er lag auf diesem Felsen wohl einen Monat lang auf der Lauer und sah jeden Abend eine englische Brigg erscheinen, die ein paar Stunden hin und her fuhr und sich dann entfernte, ohne das Land zu berühren. Es war klar, daß dieses geheimnißvolle Schiff ein Signal erwartete, und sich immer wieder entfernte, weil kein solches erfolgte. Napoleon wußte aus den Aussagen der Gefangenen, daß dieses Schiff den Herzog von Berry oder den Grafen von Artois an das Land

setzen sollte, und war wüthend, daß ihm seine Beute entging. Seine ergebensten Anhänger müssen zugestehen, daß es seine Absicht war, einen Bourbon vor Gericht zu stellen und hinrichten zu lassen. „Die Bourbons glauben," sagte er, „daß man mein Blut wie das des gemeinsten Thieres vergießen kann. Mein Blut ist indessen eben so viel werth als das ihrige. Ich will ihnen den Schrecken zurückgeben, den sie mir einflößen wollen. Moreau verzeihe ich seine Schwäche und die Verirrung einer einfältigen Eifersucht; aber den ersten dieser Prinzen, der in meine Hand fällt, lasse ich ohne Erbarmen erschießen. Ich will ihnen zeigen, mit wem sie es zu thun haben."

Wie Thiers und andere Schriftsteller erzählen, wurde Napoleon's Aufmerksamkeit rein zufällig auf eine andere Seite hingelenkt. Eines Morgens als er mit Fouché und Talleyrand arbeitete, ließ er sich alle lebenden Bourbons aufzählen und erfuhr nun, daß Ludwig XVIII. und der Herzog von Angoulème in Warschau lebten; der Herzog von Berry, der Graf von Artois, der Herzog von Condé in London, der Herzog Enghien in dem badischen Orte Ettenheim in der Nähe von Straßburg. Bei dieser letzten Mittheilung stutzte Napoleon, denn er erinnerte sich nun der Ränke der englischen Diplomaten in Deutschland, und es stieg in ihm der Argwohn auf, daß der Herzog von Enghien bei der Verschwörung Drake's dieselbe Rolle spielen könne, wie der Graf von Artois bei dem Complotte Cadoudal's. Auf der Stelle ließ er einen geheimen Späher nach Ettenheim gehen, um über den Herzog, dessen Umgebung, Benehmen ꝛc. Bericht zu erstatten. Der Spion erfuhr Wahres und Falsches durcheinander. Man sagte ihm, daß der Herzog oft ganze Tage abwesend sei, daß er zuweilen nach Straßburg reiste, daß ein sehr wichtiger Mann in seiner Umgebung sei u. s. w. Den Namen des letztern sprachen die deutschen Gewährsmänner des Spions wie Dumouriez aus, während es in Wahrheit der Marquis Thumery war.

Diese Thatsachen bestärkten Napoleon in seiner vorgefaßten Meinung. Eben jetzt hatte einer der Verhafteten ausgesagt, daß der erwartete Prinz in Paris schon angekommen sei, daß er selbst ihn mehrmals gesehen habe, daß es ein junger Mann sei, dem die Häupter der Verschworenen die größte Ehrfurcht bezeugt hätten. Dies alles paßte auf den Herzog von

Enghien. Dieser war häufig Tage lang abwesend und konnte leicht von Ettenheim nach Paris und wieder zurückreisen, ohne daß Jemand außer den Verschworenen davon wußte. Es war gewiß, daß von England aus ein Bourbon nach Paris gehen sollte, und somit lag die Vermuthung sehr nahe, daß auch der in Deutschland lebende Bourbon dieselbe Bestimmung habe. So scheinbar dies aber auch sein mochte, so falsch war es. Allerdings war der Herzog von Enghien oft Tage lang abwesend, aber nur um auf die Jagd zu gehen oder sich seiner Liebe zu der Prinzessin Rohan ungestört hingeben zu können.

Napoleon ließ sich durch den Schein täuschen, namentlich durch die angebliche Anwesenheit des Generals Dumouriez bei dem Herzog. Er nahm an, daß dieser ebenfalls berühmte Feldherr den Herzog von Enghien begleiten solle, wie Pichegru den Grafen von Artois, und diese auf eine Namensverwechselung beruhende Meinung wurde bei ihm zur fixen Idee. Er gab Befehl zur Gefangennehmung des Herzogs. Er, der alle Staaten mit Füßen zu treten gewohnt war, fragte nicht darnach, daß der Herzog auf fremdem Gebiete lebte, auf deutschem Boden. Ein ganzes französisches Regiment ging über den Rhein, umzingelte Ettenheim und nahm den Herzog gefangen. Dies geschah am 15ten März; bis zum 18ten blieb der Herzog in Straßburg, am 20sten war er in St. Vincennes. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß Napoleon sein Blut vergießen wollte, mochte er nun schuldig sein oder nicht. Für diesen schandbaren Entschluß sind alle Anzeichen vorhanden. Nicht Murat, der Mitleiden verrathen hatte, sondern dem willosen und grausamen Savary wurde Alles übertragen und doch bildete Murat als Befehlshaber von Paris die einzige competente Behörde. Die Zusammensetzung des Kriegsgerichts, die Ernennung des Vorsitzenden verfügte Napoleon eigenhändig. Das Kriegsgericht sollte sofort zusammentreten, in einer Nacht Alles zu Ende bringen und den Gefangenen sofort erschießen lassen, wenn das Urtheil *auf Tod laute*. Darin lag ein furchtbarer Wink für Soldaten, die an blinden Gehorsam gewöhnt waren.

Noch in derselben Nacht erfolgte das Verhör des Herzogs. Er gestand, daß er gegen Frankreich gedient habe und an die Ufer des Rheins gekommen sei, um wieder zu den Waffen zu greifen, wies aber jede Theil-

nahme an der Verschwörung mit Entrüstung zurück. Sein Verlangen nach einem Vertheidiger, seine wiederholten Bitten um eine Audienz bei dem ersten Konsul wurden nicht gehört. Das Kriegsgericht sprach das Todesurtheil aus und Savary war eilig bei der Hand, es vollziehen zu lassen.

Dies Alles war auf Napoleon's ausdrücklichen Befehl geschehen und doch behaupten einige französische Schriftsteller, daß der Tod des Herzogs von Enghien durch einen Zufall herbeigeführt worden sei. Wir wollen diese Ansicht durch den so geistvollen Thiers vertreten lassen. Nachdem er die von Napoleon getroffenen Veranstaltungen ganz in Uebereinstimmung mit unserer Darstellung geschildert hat, fährt er fort: „Indessen war in diesen Befehlen nicht Alles unwiderruflich und es gab noch ein Mittel, den unglücklichen Prinzen zu retten. Réal sollte sich nach Vincennes begeben, um ihn zu verhören und ihm Alles zu entreißen, was er über das Complott wisse, für dessen Mitschuldigen man ihn noch immer hielt, ohne einen Beweis zu haben. Murat hatte am Abend bei dem Staatsrath Réal persönlich den schriftlichen Befehl niedergelegt, daß er sich nach Vincennes begeben und dieses Verhör anstellen solle. Wenn Réal den Gefangenen sah, aus seinem Munde die wahrhafte Erläuterung der Thatsachen vernahm, von seiner Freimüthigkeit, von seinen dringenden Bitten, vor den ersten Konsul geführt zu werden, gerührt wurde, so konnte er diese Eindrücke demjenigen mittheilen, in dessen mächtigen Händen das Leben des Prinzen lag. Es gab also noch immer, selbst nach der Verurtheilung ein Mittel, den furchtbaren Weg, den man betreten hatte, zu verlassen, indem man dem Herzog von Enghien die Gnade, um die er bat, großmüthig bewilligte. Dies war die letzte Aussicht, die noch blieb, dem jungen Prinzen das Leben zu retten und dem ersten Konsul einen großen Fehler zu ersparen. Der Letztere dachte in der That daran, nachdem er bereits seine Befehle gegeben hatte. Während jenes traurigen Abends vom 20sten März, hatte er sich in Malmaison mit seiner Gemahlin, seinem Secretair, einigen Damen und einigen Offizieren eingeschlossen. Einsam, zerstreut, Ruhe affectirend, setzte er sich zuletzt vor einen Tisch und spielte Schach mit einer der ausgezeichnetsten Damen seines Hofes, die von der Ankunft des Prinzen wußte und vor Schreck zitterte, wenn sie an die möglichen Folgen dieses Tages dachte. Sie wagte kaum die Augen

zu dem ersten Konsul zu erheben, welcher in seiner Zerstreuung mehrmals die Verse unserer bekanntesten Dichter über die Gnade murmelte, zuerst die, welche Corneille dem Kaiser Augustus in den Mund gelegt hat, dann jene, welche Voltaire von Alzire sprechen läßt. Dies konnte keine blutige Ironie sein, denn eine solche wäre zu gemein und unnütz gewesen. Dieser so feste Mann war vielmehr erregt und erwog in sich selbst die Größe, den Adel einer Verzeihung, die man einem besiegten und waffenlosen Feind bewilligt. Jene Dame glaubte den Prinzen gerettet und wurde von Freude erfüllt. Unglücklicherweise war dem nicht so. — Réal allein konnte einen Aufschub bewirken, wenn er eintraf und den Prinzen verhörte. Réal erschien nicht. Die Nacht war verflossen, der Tag nahte heran. Man führte den Prinzen in einen Graben des Schlosses und hier empfing er mit einer seiner Geburt würdigen Festigkeit die Kugeln der Soldaten der Republik, die ihn in den österreichischen Reihen so oft bekämpft hatten. Traurige Repressalien des Bürgerkrieges! Man begrub ihn an dem Platze selbst, wo er gefallen war. Der Obrist von Savary eilte sofort nach Paris, um dem ersten Konsul von der Ausführung seiner Befehle Rechenschaft zu geben. Unterwegs begegnete er Réal, der den Gefangenen verhören wollte. Durch eine mehrere Tage und Nächte anhaltende Arbeit erschöpft, hatte dieser Staatsrath seinem Bedienten Befehl ertheilt, ihn nicht zu wecken. Der Befehl des ersten Konsuls war ihm erst um 5 Uhr Morgens übergeben worden. Er kam an, aber zu spät. Dies war nicht etwa so verabredet, wie man gesagt hat; durchaus nicht. Es war ein Zufall, ein reiner Zufall, der dem unglücklichen Prinzen die einzige Hoffnung, sein Leben zu retten, und dem ersten Konsul die glückliche Gelegenheit, seinem Ruhme einen Flecken zu ersparen, raubte. Traurige Folgen der Verletzungen der gewöhnlichen Formen der Justiz! Verletzt man diese geheiligten Formen, durch die Erfahrung von Jahrhunderten erfunden, um das Leben gegen den Irrthum der Richter zu schützen, so verfällt man dem Zufall, dem geringsten Versehen. Das Leben der Angeklagten, die Ehre der Regierungen hängen oft von den geringsten Kleinigkeiten ab. Ohne Zweifel war der erste Konsul entschlossen, aber bewegt, und wenn der Ruf des unglücklichen, um sein Leben bittenden Enghien bis zu ihm gelangt wäre, so würde dieser Ruf ihn nicht fühllos gemacht haben; er hätte seinem Her-

zen nachgegeben und darin seinen Ruhm gefunden. Der Obrist Savary erreichte Malmaison in großer Bewegung. Sein Erscheinen rief eine schmerzliche Scene hervor. Als Madame Bonaparte ihn sah, errieth sie, daß Alles vorüber sei und zerfloß in Thränen. Caulaincourt stieß einen Schrei der Verzweiflung aus und sagte, man habe ihn entehren wollen. Der Obrist Savary ging in das Kabinet des ersten Konsuls, den er mit Meneval allein fand. Er berichtete über das in Vincennes Geschehene. Der erste Konsul fragte ihn sofort: „Hat Réal den Gefangenen gesehen? —“ Der Obrist hatte seine verneinende Antwort kaum beendet, als Réal zitternd erschien und sich entschuldigte, daß er die erhaltenen Befehle nicht ausgeführt habe. Ohne Billigung oder Tadel auszusprechen, verabschiedete der erste Konsul diese Instrumente seines Willens, schloß sich in ein Zimmer seiner Bibliothek ein und blieb dort mehrere Stunden allein. Am Abend speisten mehrere Personen seiner Familie in Malmaison. Alle waren ernst und traurig. Man wagte nicht zu reden, und Alles schwieg. Der erste Konsul war schweigsam wie Jedermann. Dieses Stillschweigen wurde zuletzt unheimlich. Als man die Tafel verließ, brach er es selbst. Fontanes, der in diesem Augenblicke eintrat, war es, an den der erste Konsul seine Worte richtete. Der Staatsrath fühlte Entsetzen über die That, die das Gerücht in Paris verbreitet hatte, wagte aber nicht seine Gefühle an diesem Orte auszusprechen. Er hörte beständig zu und antwortete selten. Der erste Konsul redete fast beständig und sprach, indem er die durch das Stillschweigen der Umstehenden gelassene Lücke auszufüllen suchte, über die Fürsten aller Zeiten, über die römischen Kaiser, über die Könige Frankreichs, über Tacitus, über die Urtheile dieses Geschichtschreibers, über die Grausamkeiten, die man häufig den Lenkern von Reichen nachsagt, während sie blos unvermeidlichen Nothwendigkeiten nachgaben, gelangte auf diesem Umwege endlich zu dem tragischen Vorfalle des Tages und sprach folgende Worte: „Man will die Revolution zerstören, indem man sie in meiner Person angreift; ich werde sie vertheidigen, denn ich bin die Revolution, ich, ich .... von heute an wird man darauf achten, denn man weiß jetzt, *wozu wir fähig sind*.“

Die Ermordung des Herzogs von Enghien rief im Auslande eine viel größere Aufregung hervor, als in Frankreich selbst. Nach den fürch-

terlichen Wechselfällen der Revolution bekümmerte sich die große Mehrzahl der Bürger, um die Politik gar nicht mehr und von der Minderzahl, die den öffentlichen Angelegenheiten noch Aufmerksamkeit schenkte, waren die Meisten für Napoleon blind eingenommen. Inzwischen nahm der Prozeß gegen Moreau und die Royalisten seinen Fortgang. Moreau läugnete jede Betheiligung an der Verschwörung, doch sprach so vieles gegen ihn, daß eine Verurtheilung erfolgen mußte. Die Richter erkannten gegen Cadoudal, Polignac und Rivieres auf den Tod, gegen Moreau auf zweijähriges Gefängniß. Den Letzteren zu begnadigen, war Napoleon von Anfang entschlossen, gegen die Royalisten wollte er die äußerste Strenge walten lassen. Die Verwandten der Unglücklichen wendeten sich an die edle Josephine. Die ersten Bitten seiner Gemahlin wieß der erste Konsul mit scheinbarer Entrüstung zurück. „Sie interessiren sich also stets für meine Feinde," sagte er, „diese Menschen sind sämmtlich ebenso unvorsichtig als schuldbeladen. Wenn ich ihnen keine Lehre ertheile, so fangen sie von vorn an und werden die Ursache sein, daß es neue Schlachtopfer giebt." Josephine wußte indeß die Frau von Polignac ihrem Gemahl in den Weg zu bringen, und nun erfolgte die Begnadigung der *vornehmen* Royalisten.



Die geringeren Verschworenen wurden hingerichtet. Moreau hatte in dem Prozesse seinen ganzen Ruhm eingebüßt und so verschonte ihn sein früherer Nebenbuhler mit jeder Strafe. Der General ging nach Amerika, von wo er später zurückkehrte, um bei Dresden durch eine französische Kugel den Tod zu finden.

Die Verschwörung von Cadoudal wurde benutzt, wie früher die Höllenmaschine. Hatte man früher gesagt, daß die Angriffe auf das Leben des ersten Konsuls sofort aufhören würden, sobald man ihn zum lebenslänglichen Konsul ernenne und seiner Macht dadurch Dauer gebe, so rief man jetzt, blos die Kaiserkrone werde ihn schützen, denn nur die gänzliche Hoffnungslosigkeit vermöge die Bourbons und deren Werkzeuge, die Ausgewanderten, von der Erneuerung ihrer Complotte abzuhalten. Diesesmal spielte Fouché die Rolle des diensteifrigen Lakaien, der seinem Herrn das heimlich gewünschte Gut zu Füßen legt. Er lief so unermüdlich und so lange hin und her, bis er alle nur irgend einflußreiche Männer für seinen Plan gewonnen hatte. Glücklicher Weise brauchte sich der arme Mann nicht allzulange abzumühen, denn es waren nicht zwei Wochen seit der Ermordung des Herzogs von Enghien verflossen, da war schon Alles einstimmig. Den Anfang machte der Senat und das Tribunal folgte nach. Carnot war der Einzige, der Widerstand leistete. „Sollte die Freiheit," sagte er, „dem Menschen blos gezeigt werden, ohne daß er sie je genießen könnte? Wurden sie seinen Wünschen unaufhörlich dargeboten, wie eine Frucht, die man nicht berühren darf, ohne dem Tode zu verfallen? Nein, ich kann mich nicht überwinden, dieses Gut, das vor allem andern soweit den Vorzug verdient, ohne das alle andern nichts sind, als eine bloße Illusion zu betrachten. Mein Herz sagte mir, daß die Freiheit möglich, daß ihre Herrschaft leicht ist und mehr Dauer verspricht, als irgend eine willkührliche oder oligarchische Regierung beanspruchen kann." Von der Nutzlosigkeit seiner Bestrebung überzeugt, schloß er mit folgenden Worten: „Stets bereit, meine theuersten Neigungen den Interessen des Vaterlandes zu opfern, begnüge ich mich damit, daß ich heute noch einmal die Laute eines freien Herzens vernehmen ließ, und meine Achtung gegen das Gesetz wird um so unzweifelhafter sein, als sie die Frucht eines langen Unglücks ist; als ich weiß, daß wir uns fest vereinigen müssen gegen einen

gemeinschaftlichen Feind, der stets Zwietracht säet, dem alle Mittel gut sind, wenn er nur zu seinem Zwecke gelangen, d. h. allgemeine Unterdrückung ausüben und die Meere beherrschen kann."

Die Abstimmung hatte natürlich das gewünschte Resultat und das Volk jubelte wie bei jeder Regierungsveränderung. Am 16ten Mai 1804 begrüßte Combaceres seinen ehemaligen Amtsgenossen in wohlgesetzter Rede als Kaiser. Er sprach: „Sire! Die Liebe und die Dankbarkeit des französischen Volkes, haben Ew. Majestät seit vier Jahren die Zügel der Regierung anvertraut, und die Staatsverfassung übertrug Ihnen bereits die Wahl eines Nachfolgers. Der imposantere Titel, den Sie heute empfangen, ist daher nur ein Tribut, den die Nation ihrer eigenen Würde zahlt, wie dem Bedürfniß, welches sie empfindet, Ihnen täglich Beweise einer Ehrfurcht und einer Zuneigung zu geben, die mit jedem Tage wachsen. Wie könnte auch das französische Volk an das Glück, das es empfindet, seit ihm die Vorsehung den Gedanken eingab, sich in Ihre Arme zu werfen, ohne Begeisterung denken?

„Die Heere waren besiegt, die Finanzen in Unordnung, der öffentliche Credit vernichtet; die Parteien machten sich die Rechte unsers alten Glanzes streitig; die Ideen der Religion und selbst der Moral waren verdunkelt; die Gewohnheit, die Macht zu geben und wieder zu nehmen, raubte den Beamten das Ansehen.

„Ew. Majestät erschienen. Sie riefen den Sieg unter unsere Fahnen zurück. Sie führten Ordnung und Sparsamkeit in die öffentlichen Ausgaben ein; die Nation faßte wieder Vertrauen zu ihren eigenen Hülfsquellen, da sie den Gebrauch sah, den Sie davon machten; Ihre Weisheit beruhigte die Wuth der Pateien; die Religion sah ihre Altäre wieder aufrichten; dieses Volk, und dies ist gewiß das größte Wunder, welches Ihr Genie bewirkte, dieses Volk, das jedem Zwange feind geworden war, jede Autorität verachtete, wurde durch Sie gewöhnt, eine Macht zu lieben, die nur zu seinem Glück und zu seinem Ruhm ausgeübt wurde.

„Das französische Volk maßt sich nicht an, die Verfassungen anderer Staaten zu richten; es hat nichts zu kritisiren, keine Beispiele zu befolgen; die Erfahrung bildet von nun an seine Lehre.

„Es hat Jahrhunderte lang die mit der Erblichkeit verbundenen Vortheile kennen gelernt; es hat mit dem entgegengesetzten System eine kurze, aber peinliche Erfahrung gemacht; es kehrt in Folge einer freien und reiflichen Berathung unter eine seinem Geiste angemessene Regierungsform zurück. Es macht einen freien Gebrauch von seinen Rechten, indem es Ew. kaiserlichen Majestät eine Macht übergiebt, die selbst auszuüben sein Interesse ihm verbietet. Es verfügt zugleich im Namen der künftigen Generationen und vertraut durch einen feierlichen Vertrag das Glück seiner Enkel den Sprossen Ihres Geschlechts an.

„Wie glücklich ist die Nation zu preisen, die nach so viel Stürmen in ihrem Schooß einen Mann findet, der den Sturm der Leidenschaften schweigen zu heißen, alle Interessen zu verhöhnen und alle Stimmen zu vereinigen weiß.

„Wenn es den Grundsätzen unsrer Verfassung angemessen ist, daß derjenige Theil des Decrets, welcher die Einführung einer erblichen Regierung betrifft, der Bestätigung des Volkes vorgelegt werden muß, so hat der Senat geglaubt, Ew. kaiserliche Majestät bitten zu müssen, zu genehmigen, daß die organischen Verfügungen sofort zur Ausführung gelangen, und er proklamirt daher zum Ruhme wie zum Glück der Republik Napoleon als Kaiser der Franzosen.“

Napoleon antwortete: „Alles was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, ist mit meinem Glücke innig verbunden.

„Ich nehme den Titel an, den Sie um des Ruhmes der Nation willen für angemessen halten.

„Ich unterwerfe das Gesetz über die Erblichkeit der Bestätigung des Volkes. Ich hoffe, daß Frankreich die Ehre, die es meiner Familie bewilligt, nie zu bereuen haben wird.

„Jedenfalls würde mein Geist nicht mehr bei meiner Nachkommenschaft sein, wenn sie je aufhören könnte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen.“

Das Volk sollte abstimmen, ob Napoleon erblicher Kaiser der Franzosen werde, und erfüllte diese Förmlichkeit mit der größtem Bereitwilligkeit. Mit der Verfassung wurden nun auch bedeutende Veränderungen vorgenommen, denn Manches was für eine Republik paßt, fügt sich schlecht

in eine Monarchie. Die Brüder und Schwestern des Kaisers wurden Prinzen und Prinzessinnen, aber es fehlte viel, daß ihr Ehrgeiz dadurch befriedigt worden wäre. Um den Glanz des Reiches zu erhöhen, wurden sechs hohe Würden geschaffen, ein Großwähler, ein Erzkanzler des Reiches, ein Erzkanzler des Staates, ein Erzkämmerer, ein Connetable und ein Großadmiral. Daran schlossen sich eine Menge anderer Würden, die sämmtlich zugleich Ansehen und hohe Einnahmen verliehen. Die sechs Großwürdenträger bildeten die höchste Rangklasse des Reiches, dann folgten vierzig bis funfzig Großoffiziere als zweiter Rang, denen sich weiter unten hin geringere Würden anschlossen. Das Ganze war eine förmliche Wiedererweckung des alten Lehnwesens, nur daß die Familien und die Titel anders waren. Damit stand denn in einem komischen Widerspruche, daß man Einiges von der Republik und namentlich die zur Lüge gewordenen alten Zauberworte, Freiheit und Gleichheit, beibehielt. So wurde z. B. der Eid des Kaisers in folgender Form festgestellt: „Ich schwöre die Unverletzlichkeit der Republik zu erhalten, das Concordat und die Freiheit des Cultus zu schützen, die Gleichheit der Rechte, die politische und bürgerliche Freiheit, die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter zu achten und zu vertheidigen; keine Auflage, keinen Zoll zu erheben, als in Gemäßheit eines Gesetzes; das Institut der Ehrenlegion aufrecht zu erhalten; den Nutzen, das Glück, den Ruhm des französischen Volkes zur einzigen Richtschnur meiner Regierung zu nehmen.“

Auf die Armee trafen die meisten Ernennungen; von den bürgerlichen Beamten wurden viele der verdientesten vernachlässigt, sogar Talleyrand, der doch die neuen Würden eigentlich erfunden hatte. Zu Marschällen wurden ernannt: Kellermann, Lefèbre, Pérignon, Serrurier, Jourdan, Berthier, Massena, Lannes, Ney, Augereau, Brune, Murat, Bessieres, Moncey, Mortier, Soult, Davoust und Bernadotte.

Damit schließt die Periode in Napoleon's Leben, die man für ihn die ruhmreichste und für die Franzosen die segensreichste zu nennen pflegt. In gewisser Beziehung sind diese Bezeichnungen richtig. Eben erst zur Gewalt gelangt, mußte Napoleon's Streben dahin gerichtet sein, die Liebe des Volkes dadurch zu gewinnen, daß er die Ordnung befestigte, Künste, Handel und Gewerbe hob und die von der Revolution geschlagenen Wun-

den nach und nach vernarben ließ. Aus diesem Bestreben stammt auch die Mäßigung, die er im Anfange gegen das Ausland bewieß. Dennoch trägt selbst diese Periode den Stempel seines gewaltthätigen Charakters. Sie beginnt und schließt mit einer Schändlichkeit, mit dem Umsturz der Verfassung vom 18ten Brumaire und mit der Ermordung des Herzogs von Enghien. In derselben Periode läßt sich auch die ganze Saat des Unglücks, das die Zukunft barg, im Keime erkennen. Verhöhnung und Verletzung des Rechts, willkürliches Zerreißen der Verträge, schonungslose Benutzung jedes Mittels, das zur Befriedigung einer schrankenlosen Selbstsucht dienen konnte, das sind schon jetzt die Grundzüge jener Politik Napoleon's, die sich in der Kaiserzeit noch verderblicher, verderblich für die Völker wie für den eigenen Urheber, entwickelte. Selbst das muß man sagen, daß sich schon jetzt die Fäden spannen, an denen eine unerbittliche Nemesis den Mann der Willkür in den Abgrund riß. Die napoleonische Politik hat das Unheimliche, daß sie zu ihrem Gelingen eine unaufhörliche Gunst des Schicksals voraussetzte, wie sie hienieden keinem Sterblichen zu Theil wird. Und diese Grundlage des Glücks, die trüglichste die es nur geben kann, wurde schon in den Zeiten des Konsulats dem jungen Staat gegeben. Indem Napoleon alle Interessen an seine Person knüpfte, die Zukunft der wichtigsten Klassen der Bevölkerung von sich allein abhängig zu machen suchte, gewann er freilich für den Augenblick und für die Dauer seines Glücks eine alles überwältigende Macht, die für ihn selbst aber verhängnißvoll wurde, indem sie ihn blendete und über die wahren Quellen seiner Macht täuschte. Die Enttäuschung kam spät, aber dann mit der Schnelligkeit des Blitzes. Sie kam an dem Tage, als er in Fontainebleau erfahren mußte, daß alle die Interessen, die ihm ihre Entstehung oder doch ihre Förderung verdankten, seinen tödtlichsten Feinden sich unterworfen hatten, daß alle die Männer, die er aus dem Nichts emporgehoben und mit Wohlthaten überhäuft hatte, von ihm abgefallen seien. Damals mochte er erkennen, wie ganz anders das Resultat seiner Kämpfe ausgefallen sein würde, wenn er weniger seine Machtvollkommenheit als das Gedeihen des Staates im Auge gehabt hätte.

Drittes Buch.

Das Kaiserreich.



Erstes Kapitel.

Das Fest von Boulogne. — Neue Rüstungen der Flotte und Maßregeln der Engländer dagegen. — Unterhandlungen mit dem Papste. — Pius VII. willigt ein, nach Paris zu kommen. — Die Kaiserkrönung.

Napoleon wollte seine Erhebung auf den Kaiserthron durch ein großes Fest feiern, das unter den damaligen Zeitverhältnissen kein anderes als ein militärisches sein konnte. Der Orden der Ehrenlegion war errichtet, aber mit der Vertheilung der Kreuze hatte man bis jetzt gezögert. Diese sollte nun jetzt stattfinden, und zwar im Lager von Boulogne, im Angesicht des Oceans, der bald neue Großthaten des französischen Heeres zu schauen bestimmt war. Die Franzosen sind stets in der Anordnung militairischer Feste sehr geschickt gewesen, und dieses war wohl das großartigste, das jemals stattgefunden hat.

Rechts von Boulogne und gleichlaufend mit dem Meer befindet sich ein Platz von halbkreisförmiger Gestalt und von einer solchen Größe, daß er ein ganzes Heer zu fassen im Stande ist. Diesen Raum bestimmte man zum Schauplatz des Festes. Im Mittelpunkte wurde ein Thron für den Kaiser erbaut, mit Stufen zu beiden Seiten, um die Großwürdenträger, die Minister und Marschälle aufzunehmen. Auf den beiden Flügeln stellten sich Abtheilungen der kaiserlichen Garde auf, dem Throne gegenüber schaarten sich 100,000 Mann der Armee in dichten strahlenförmigen Heeressäulen, die von dem Throne, als von ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, ausgingen. Unmittelbar vor dem Throne nahmen alle Soldaten und Offiziere Platz, an welche Kreuze vertheilt werden sollten. Napoleon las ihnen vom Throne aus die Eidesformeln der Ehrenlegion vor und Alle leisteten den Schwur zugleich, unter dem Schmettern der Trompeten und dem Donner der Geschütze. Dann stieg jeder Einzelne die Stufen des Thrones hinan, um das Kreuz aus Napoleon's eigener Hand zu

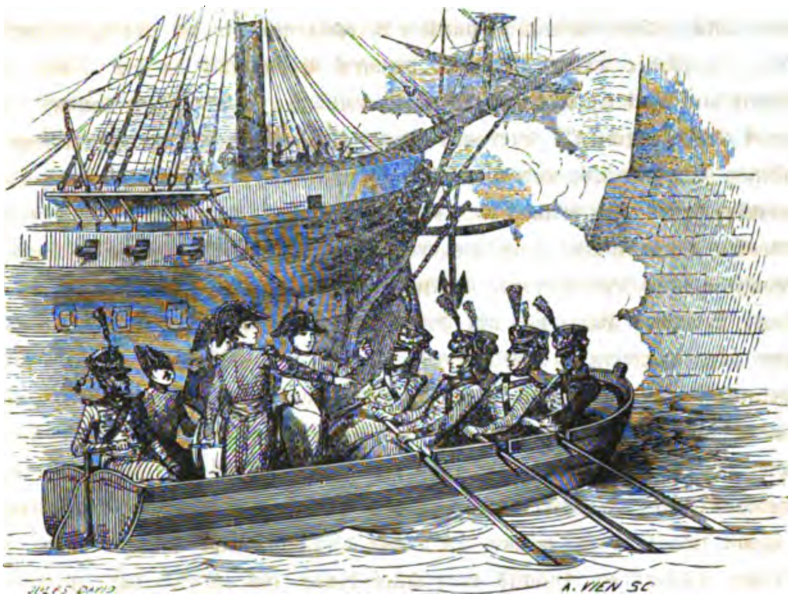


empfangen. Die Feierlichkeit wurde dadurch erhöht, daß während der Vertheilung der Kreuze ein Theil der Flottille in den Hafen einlief und mit den englischen Schiffen ein lebhaftes Geschützfeuer unterhielt.

In dieser Zeit dachte Napoleon ernster denn je an eine Landung in England. Er berieth sich fast täglich mit seinen besten Admiralen, mit Décres und Bruix. Diese Beiden waren stets anderer Meinung und verleugneten diese Gewohnheit auch jetzt nicht. Bruix war für das Unternehmen, Décres dagegen. „Unsere kleinen Schiffe," sagte Bruix, „führen mehr als 3000 Feuerschlünde von schwerem Caliber und können daher ebensoviel ausrichten, als 35 Linienschiffe, d. h. die größte Macht, welche England uns entgegenzustellen vermag." — „Zugestanden," antwortete Décres, „aber Sie vergessen den Vortheil der großen Schiffe im Segeln. Begegnet die englische Flotte unsern Fahrzeugen bei gutem Winde, so kann sie den größten Theil in den Grund segeln, ohne von ihren Geschützen Gebrauch zu machen." — Dagegen meinte Bruix, daß kaum mehr als 100 Fahrzeuge verloren gehen würden, was gar nichts zu bedeuten habe, da die übrigen 1900 in England so viel Truppen an das Land setzen könnten, um die ganze Insel zu unterwerfen; aber auch darauf hatte Décres eine Entgegnung, indem er sagte: „Ja, wenn das Unglück dieser 100 Fahrzeuge nicht unter den anderen 1900 Schrecken verbreitete, wenn nicht schon in dieser großen Zahl eine unvermeidliche Veranlassung zur Verwirrung läge, wenn endlich die Seeoffiziere ihre Kaltblütigkeit behielten und nicht Unordnungen veranlaßten, die eine allgemeine Katastrophe herbeiführen würden."

Diese Einwürfe erschienen Napoleon so gewichtig, daß er einen Plan aufnahm, den er seinen Grundzügen nach schon früher gehegt hatte. Die sämmtlichen französischen Kriegeshäfen waren von den Engländern zur See eingeschlossen. Eine solche Einschließung läßt sich aber nicht immerwährend ausführen, denn wenn heftige Stürme wehen, müssen die beobachtenden Schiffe ihre Posten verlassen. Dies galt namentlich von Toulon, wo im Juni und Juli heftige Stürme herrschen, so daß die Engländer regelmäßig gezwungen waren, hinter Corsika und Sardinien Schutz zu suchen. Liefen nun die zehn französischen Linienschiffe während eines solchen Sturmes von Toulon aus und gelang es ihnen, Nelson durch einen falschen Weg zu täuschen und nach der ägyptischen Küste zu locken,

wozu alle Wahrscheinlichkeit vorhanden war, so konnten sie in Rochefort noch sechs andere Linienschiffe mit sich vereinigenund in den Kanal einlaufen. Die Engländer hatten blos den Admiral Cornwallis in der Nähe, der Brest mit 15 bis 18 Linienschiffen eingeschlossen hielt. Nun konnten blos zwei Fälle eintreten. Entweder erfuhr Cornwallis von der neuen französischen Flotte nichts, und dann war Napoleon's Plan jedenfalls gelungen, oder er wurde unterrichtet und verließ zu ihrer Verfolgung die Rhede von Brest. Dann wurde aber Admiral Chanteaume frei, der im Hafen von Brest mit 18 Linienschiffen lag und Napoleon konnte sich nun, während seine Toulouer Flotte mit den Engländern kämpfte, dieser Schiffe bedienen, um seine Landung zu decken. Also auch in diesem Falle mußte sein Plan gelingen. Dagegen hatte selbst Décres nichts einzuwenden und in diesem Sinne wurden alle Anordnungen getroffen. An der ganzen französischen und holländischen Küste herrschte eine rastlose Thätigkeit und die ausgedehnten Arbeiten waren der Vollendung nahe. Die eigene Anwesenheit Napoleon's verdoppelte den Fleiß der Beamten und Arbeiter. In den letzten Tagen des Augusts war Alles bereit, als plötzlich der tapfere Latouche-Treville, der Befehlshaber der Flotte von Toulon, starb. Das Unternehmen mußte jetzt bis zum Winter verschoben werden, denn dieser Admiral war nicht so leicht zu ersetzen. Napoleon verließ jetzt Boulogne, wo er noch zuletzt die Freude hatte, sich mit eigenen Augen von der Kampffähigkeit seiner kleinen Schiffe überzeugen zu können. Am 26sten August befand er sich eben in seinem Boote auf der Rhede, um seine Schiffslinie noch einmal zu untersuchen, als einige Fahrzeuge der englischen Flotte zum Angriffe herbeikamen. Der Kaiser wußte, daß die Matrosen und Soldaten oft sich fragten, ob er, der auf dem Lande so tapfer sei, auf dem ungewohnten Elemente des Meeres wohl dieselbe Herzhaftigkeit entwickeln werde und beschloß ihnen jetzt die Ueberzeugung davon zu geben. Plötzlich war er mitten unter den kämpfenden Schaluppen und steuerte sogar noch weit über sie hinaus, geradeswegs auf eine englische Fregatte los, die ihn ganz nahe herankommen ließ und dann eine volle Lage abfeuerte, von der merkwürdigerweise auch nicht eine einzige Kugel traf. Noch immer wollte er seinen Posten behaupten, bis Bruix die Matrosen mit dem Tode bedrohte, wenn sie nicht sofort zurückruderten.



Dieses Gefecht war auch noch in einer anderen Hinsicht ein glückliches gewesen, denn die Engländer hatten sich zurückziehen müssen.

Dieses an sich wenig bedeutende Treffen erregte in England die größte Bestürzung. Es war nun bewiesen, daß die kleinen französischen Fahrzeuge gegen die englischen Riesen Stand halten könnten und das war den Engländern gar nicht gleichgültig. Sie hatten 89 Linienschiffe und 100,000 Matrosen auf dem Meer, aber diese große Macht genügte ihnen nicht. Sie vertheilten im ganzen Kanal und längs der feindlichen Küsten bis zur Schelde eine große Anzahl von Fregatten, Corvetten und kleineren Schiffen, die unaufhörlich kreuzten und eine ununterbrochene Linie von Wachtposten bildeten. Dazu kam noch an der englischen Küste selbst eine zweite Postenlinie von kleineren Schiffen, in denen 20,000 Seeleute befindlich waren, so daß man jedenfalls sogleich Nachricht erhalten mußte, wenn die französische Landungsflotte an der Küste sich zeigte. Im Lande selbst hob man Truppen auf Truppen aus und errichtete Regimenter von Freiwilligen, in denen in kurzer Zeit 150,000 Bürger Dienste nahmen. Die

Minister waren auf diese Anstalten ganz stolz, aber der große Gegner der französischen Revolution, Pitt, urtheilte ganz anders. Er ruhte nicht eher, bis er die Minister gestürzt, die Leitung der Geschäfte selbst wiederbekommen hatte und handelte nun auf seine Weise. Seine erste Maßregel bei der Uebernahme des Ministeriums bestand darin, vom Parlament 15,000,000 Thaler zu geheimen Ausgaben zu verlangen. Dieses Geld war seine Waffe gegen Napoleon. Er wußte, daß die großen Mächte des Festlandes ihren übermüthigen Gegner auf das Tiefste haßten und daß die Ermordung des Herzogs von Enghien einen großen Eindruck auf sie gemacht hatte, wie dies auch gar nicht anders sein konnte. Oesterreich war außerdem über das Verfahren Napoleon's in der Schweiz und Italien erbittert, der ritterliche Kaiser Alexander von Rußland zog gern das Schwert, um den unglücklichen Enghien zu rächen. Oesterreich fehlte es blos an Geld, um einen neuen Krieg zu beginnen, und deshalb forderte Pitt jene 15 Mill. Thaler, die er vom Parlament auch erhielt. Er rechnete, wenn Napoleon auf dem Festlande in einen neuen Krieg verwickelt werde, so müsse die Expedition von Boulogne von selbst unterbleiben, und diese Voraussetzung war richtig, wie wir bald sehen werden.

Während dieses neue Bündniß gegen den Kaiser der Franzosen vorbereitet wurde, hatte dieser selbst andre Sorgen. Sein einziger Gedanke war die Kaiserkrönung und wie diese so feierlich und Ehrfurcht gebietend als möglich gemacht werden könne. In Aachen hatte er schon eine Menge von Fürsten zu der Feierlichkeit eingeladen, nun mußte noch der religiöse Theil der Handlung geordnet werden. Napoleon hielt sich für den Nachfolger der Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nationen und diese hatten sich bis auf die neuesten Zeiten von dem Oberhaupte der katholischen Christenheit krönen lassen. Auch Napoleon wollte von keinem geringeren Geistlichen gekrönt werden, aber er gedachte, die deutschen Kaiser noch zu übertreffen. Jene waren im feierlichen Zuge über die Alpen gegangen, um zu Rom in der Peterskirche die Krone zu empfangen, er wollte, umgekehrt, den Papst nach Paris kommen lassen. Als diese Forderung in Rom bekannt wurde, entstand eine Bestürzung, die der Verzweiflung ganz ähnlich sah. Was mußten die alten Höfe urtheilen, wenn der heilige Stuhl gegen den jüngsten Monarchen, der noch dazu ein

Usurpator war, eine solche Gefälligkeit zeigte! Wie würde auf der andern Seite Napoleon handeln, wenn man gegen seinen Wunsch rücksichtslos war, er, der an das Zertrümmern von Reichen gewöhnt war und den Kirchenstaat mit einem Griff seiner mächtigen Hand vernichten konnte! Diese entgegengesetzten Betrachtungen peinigten den Papst und die Kardinäle auf das Schrecklichste. Man antwortete zuerst ablehnend, dann einwilligend, aber unter Hinzufügung von Bedingungen, die Napoleon jedenfalls nicht annahm. Alle diese Ausflüchte halfen zu nichts. Die französischen Gesandten sprachen sich in Rom so deutlich aus, sie wiesen so unumwunden auf die schlimmen Folgen hin, die eine „Beschimpfung" Napoleon's durch den heiligen Stuhl haben müsse, daß der Papst in großer Furcht nachgab. Er forderte immer noch einige Zugeständnisse, aber nun antwortete Napoleon ausweichend. Auf eine lange Abhandlung, in welcher der päpstliche Stuhl auseinandergesetzt hatte, was zum Nutzen der Religion und der Kirche bei dieser Gelegenheit geschehen müsse, erfolgte die merkwürdige Antwort:

„Heiligster Vater!

„Die glückliche Wirkung, welche die Wiederherstellung der christlichen Religion auf die Moral und den Charakter meines Volks geäußert hat, treibt mich, Ew. Heiligkeit zu bitten, daß Sie bei einer der wichtigsten Angelegenheiten, welche die Annalen der Welt darbieten, einen neuen Beweis des Interesses geben, das Sie an meinem Geschick und an dem dieser großen Nation nehmen. Ich bitte Sie, daß Sie der Ceremonie der Krönung und Einsegnung des ersten Kaisers der Franzosen den Charakter der Religion verleihen. Diese Ceremonie wird einen neuen Glanz gewinnen, wenn sie von Ew. Heiligkeit selbst vorgenommen wird. Sie wird den Segen Gottes auf uns und unsere Völker leiten.

„Ew. Heiligkeit kennen die Gefühle, die ich seit langer Zeit für Sie hege und werden daher das Vergnügen beurtheilen können, das ich empfinde, Ihnen bei dieser Gelegenheit neue Beweise meiner Zuneigung geben zu können.

„Damit bitten wir Gott, heiligster Vater, daß er Sie noch lange Jahre unsere Mutter, die heilige Kirche, regieren lassen möge.

„Ihr wohlergebener Sohn

Napoleon."

Pius VII. verließ am 2ten November Rom und bewegte sich in kleinen Tagereisen dem verhaßten Ziele zu. Man hatte ihm von der französischen Grenze an den glänzendst.n Empfang bereitet und diese Aufnahme beruhigte den alten Mann etwas. Am 25sten November kam er in der Nähe von Fontainebleau an, wo Napoleon auf der Straße wie zufällig mit ihm zusammentraf.



Drei Tage später hielten Beide ihren Einzug in Paris, wo der Papst den Pallast der Flora angewiesen erhielt, die großen Körperschaften des Reichs empfing und bei dieser Gelegenheit natürlich eine pomphafte Rede des unvermeidlichen Fontanes anzuhören bekam. Paris wimmelte von Fremden, denn die Generale und Marschälle, die ausgezeichnetsten Land- und Seeoffiziere, 60 französische Bischöfe mit ihren Kapelanen und Deputationen aller Art waren eingeladen worden. Der öffentlichen Ceremonie ging erst eine andere Handlung voraus, von der die große Menge nicht das Geringste erfuhr, nämlich die Trauung Napoleon's und Josephinen's. Beide hatten sich während der Umwälzung blos bürgerlich ver-

wählt und Napoleon würde sich auch jetzt noch zu keiner Einsegnung verstanden haben, wenn ihm der Papst nicht mit großer Festigkeit erklärt hätte, daß er dann wohl ihn selbst, aber nicht Josephinen krönen könne.

Der 2te December, an dem die Krönung stattfand, war ein Sonntag und ein kalter, aber heiterer Wintertag. Die unzählbaren Massen versammelter Pariser hatten zuerst ein groteskes Schauspiel, nämlich den Anblick des päpstlichen Kämmnerers, der mit einem großen Kreuze in der Hand auf einem Esel voranritt, nach den Worten der heiligen Schrift: Siehe, Dein Herr kömmt zu Dir sanftmüthig und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselin.



Der Papst* fuhr zuerst ab, um zehn Uhr des Morgens, lange vor dem Kaiser, damit die beiden Züge sich nicht gegenseitig hinderten. Ein

* Nach Thiers

zahlreicher, prächtig gekleideter Clerus begleitete ihn, Abtheilungen der kaiserlichen Garde bildeten die Escorte. Um den ganzen Platz Nôtredame zog sich ein reich verzierter Porticus, um die Souveraine und Fürsten bei ihrem Aussteigen aufzunehmen. Der Palast des Erzbischofs war glänzend eingerichtet, weil der Papst und der Kaiser dort einen Augenblick ruhen wollten. Nach einem kurzen Aufenthalte trat der Papst in die Kirche, wo die Deputirten der Städte, die Repräsentanten des Ritterstandes und der Armee, die sechzig Bischöfe mit ihrem Clerus, der Senat, der gesetzgebende Körper, das Tribunat, der Staatsrath, die Fürsten von Nassau, Hessen und Baden, der Erzkanzler des deutschen Reiches, endlich die Gesandten aller Mächte bereits seit mehreren Stunden harrten. Die große Thür von Nôtredame war verschlossen worden, weil der kaiserliche Thron vor ihr erbaut war. Man trat durch die Seitenthüren ein, die an den beiden Endpunkten des Querschiffes befindlich sind. Als der Papst unter Vortragung des Kreuzes und der Insignien des Nachfolgers des heiligen Petrus in dieser alten Basilica des heiligen Ludwig erschien, erhoben sich alle Anwesenden, während 500 Musiker das Lied spielten: Tu es Petrus. Die Wirkung war eben so plötzlich als tief. Der Papst bewegte sich mit langsamen Schritten vorwärts, kniete am Altare nieder und nahm dann auf einem Throne Platz, der rechts am Altar für ihn errichtet war. Die 60 Prälaten der französischen Kirche begrüßten ihn einer nach dem andern. Er empfing Alle, Constitutionelle oder Nichtconstitutionelle mit demselben Wohlwollen. Man wartete nun auf die Ankunft der kaiserlichen Familie.

Die Kirche von Nôtredame war mit beispielloser Pracht geschmückt. Vorhänge von Sammet, mit goldenen Bienen übersäet, stiegen vom Gewölbe bis zum Boden nieder. Am Fuße des Altars standen einfache Sessel, welche der Kaiser und die Kaiserin vor ihrer Krönung einnehmen sollten. Im Hintergrunde der Kirche, dem Altare gerade gegenüber, erhob sich auf vierundzwanzig Stufen zwischen prächtigen Säulen ein großartiger Thron, der den Kaiser und seine Gemahlin nach der Krönung aufnehmen sollte. So wollte es der Gebrauch, sowohl bei dem römischen als bei dem französischen Ritus. Der Monarch durfte sich erst dann auf den Thron setzen, wenn er vom Papst gekrönt war.

Man mußte auf den Kaiser lange warten. Dies war der einzige unangenehme Umstand bei dieser großen Feier. Der Grund der Verzögerung lag in der Furcht, daß die beiden Züge sich begegnen möchten. Der Kaiser fuhr in einem Wagen, der rings von Glas umgeben war, über dem goldene Statuen und Genien sich erhoben, die eine Krone trugen. Dieser Wagen ist in Frankreich volksthümlich geworden und das Volk von Paris hat ihn stets erkannt, wenn er später bei andern Ceremonien wieder erschienen ist. Der Kaiser trug ein Kleid, zu dem der größte Maler der Zeit die Zeichnung entworfen hatte, das den Costümen des sechszehnten Jahrhunderts ziemlich ähnlich war. Er trug einen Federhut und einen kurzen Mantel. Das kaiserliche Kostüm sollte er erst im Palast des Erzbischofs anlegen, im Moment des Eintritts in die Kirche. Von seinen Marschällen zu Pferde umgeben, bewegte er sich langsam durch die Rue St. Honoré, über den Quai der Seine und des Platzes von Nôtredame, unter dem Zuruf einer unermeßlichen Volksmenge, die ganz verwundert war, ihren Lieblingsgeneral als Kaiser zu sehen, als ob nicht sie selbst mit ihren beweglichen Leidenschaften, mit ihrem kriegerischen Heldenmuth dies Wunder bewirkt hätte, sondern statt ihrer ein Zauberstab. Vor dem bereits beschriebenen Porticus angekommen, stieg Napoleon aus, begab sich in den Palast des Erzbischofs, nahm dort die Krone, das Scepter, den kaiserlichen Mantel und schritt der Kirche zu. Zu seiner Seite trug man die große Krone in der Form einer Tiara, wozu die Krone Karls des Großen das Muster geliefert hatte.

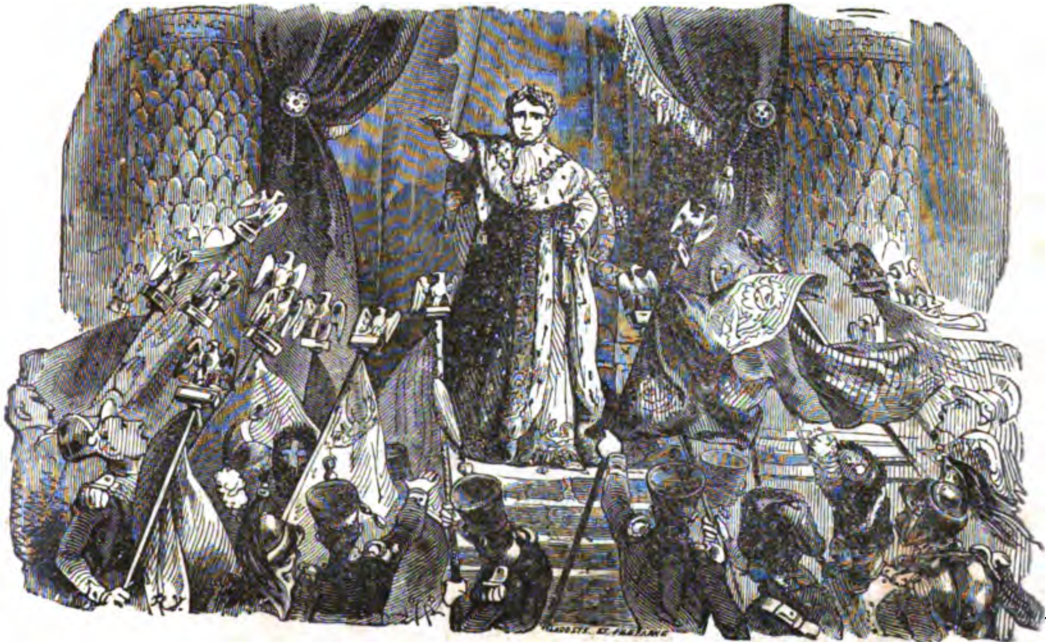
Auf diesem Gange trug Napoleon die Krone der Cäsaren, d. h. einen einfachen Lorbeerzweig von Gold. Man bewunderte seinen Kopf, der unter diesem goldenen Lorbeer so schön war wie eine antike Medaille. Unter den schmetternden Tönen der Musik in die Kirche getreten, kniete er nieder und begab sich dann zu dem Sessel, den er vor seiner Krönung einnehmen sollte. Nun begann die Ceremonie. Man hatte Krone, Scepter, Schwert und Mantel auf den Altar gelegt. Der Papst salbte die Stirn, die Arme, die Hände des Kaisers auf die gewöhnliche Weise, segnete dann das Schwert, das er ihm umgürtete, das Scepter, das er ihm in die Hand legte, und näherte sich, um die Krone zu ergreifen. Napoleon beobachtete seine Bewegungen und indem er, wie er vorhergesagt hatte, den Streit an Ort

und Stelle selbst entschied, nahm er dem Papst die Krone aus den Händen, ohne Ungestüm, aber mit Entschiedenheit, und setzte sie sich selbst auf das Haupt. Diese Handlung, die alle Anwesenden sofort verstanden, machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Indem Napoleon sodann die Krone der Kaiserin ergriff und auf die knieende Josephine zuschritt, setzte er sie mit sichtbarer Zärtlichkeit auf das Haupt dieser Gefährtin seines Glückes, die in diesem Augenblicke in Thränen zerschmolz. Nachdem dies geschehen war, begab er sich zu dem großen Throne. Er bestieg ihn, gefolgt von seinen Brüdern, welche die Zipfel des kaiserlichen Mantels trugen. Nun begab sich der Papst, nach dem Gebrauche, an den Fuß des Thrones, um den neuen Souverain zu segnen und jene Worte zu singen, die in der Basilica des heiligen Petrus vor Carl dem Großen erklangen, als der römische Clerus ihn plötzlich zum Kaiser des Occidents ausrief: Vivat in aeternum semper Augustus! Bei diesem Gesang erhob sich unter den Gewölben von Notredame der Ruf: Es lebe der Kaiser! in tausendfacher Wiederho-



lung. Dazwischen donnerten die Geschütze und meldeten ganz Paris den feierlichen Augenblick, in dem Napoleon die Weihe erhalten hatte.

Der Erzkanzler Cambacérès überreichte ihm sodann den Text des Eides, ein Bischof übergab ihm das Evangelium und er leistete, die Hand auf dieses Buch der Bücher gelegt, den Eid, der die großen Grundsätze der französischen Revolution enthielt. Dann wurde ein päpstliches Hochamt gehalten, und der Tag war schon weit vorgeschritten, als die beiden Züge unter unermeßlichem Zulaufe des Volkes wieder in den Tuilerien anlangten.





Zweites Kapitel.

Das Königreich Italien. — Einverleibung Genua's. — Die Seerüstungen Napoleons sind vollendet. — Letzter Plan zu einer Landung in England. — Seeschlacht von Ferrol. — England, Oesterreich und Rußland schließen ein Bündniß gegen Frankreich.

Die Verwandlung Frankreichs in eine Monarchie mußte zugleich über das Schicksal der italienischen Republik entscheiden. Den Italienern war es recht, wenn sie einen König bekamen, denn, wie ihr Vicepräsident Melzi richtig bemerkte, die Segnungen der Freiheit hätten für sie bis jetzt blos in einer Vermehrung der Abgaben bestanden. Auch wollten sie sich einen Bruder Napoleons zum König gefallen lassen, verlangten aber, daß dieser König ihnen ganz angehöre, daß er in Mailand seine feste Residenz nehme, daß die beiden Kronen von Frankreich und Italien sofort getrennt würden, das alle Würdenträger Italiener seien, daß man für den Unterhalt der französischen Armee keine Subsidien mehr bezahle, und daß Napoleon es endlich übernehme, die Zustimmung Oesterreichs zu diesen neuen Veränderungen zu erlangen. Alle diese billigen Forderungen wies Napoleon zurück, und da er der Herr war, so mußten die Italiener sich fügen. Am 17. März 1805 nahm er die Würde eines Königs von Italien

an. Wie sehr er selbst fühlte, daß diese neue Maßregel Oesterreich zum Krieg reizen müsse, beweist die Rede, die er bei dieser Gelegenheit im Senat hielt. Er begann mit Entschuldigungen und endete mit Drohungen. „Die Schweiz war von unsern Armeen besetzt, sagte er, wir haben sie gegen die vereinigten Streitkräfte von Europa vertheidigt. Ihre Vereinigung mit Frankreich würde unsere Militairgrenzen vervollständigt haben. Dennoch regiert die Schweiz in Gemäßheit der Vermittelungsacte sich selbst nach freier Willkühr ihrer neunzehn Cantone, ist frei und unabhängig.

„Die Vereinigung der italienischen Republik mit dem französischen Reiche würde der Förderung unseres Ackerbaues ersprießlich gewesen sein; dennoch haben wir, nach der zweiten Eroberung, in Lyon, diesem Staat seine Unabhängigkeit bestätigt. Heute thun wir mehr, wir proclamiren den Grundsatz der Trennung der Kronen Frankreich und Italien, indem wir als die Epoche dieser Trennung den Zeitpunkt bezeichnen, wo sie möglich, und ohne Gefahr für die Völker von Italien ausführbar wird.“

„Wir haben die alte eiserne Krone der Lombarden angenommen, um das Wohl des Staats fester begründen zu können. Wir zaudern aber nicht zu erklären, daß wir diese Krone einem unserer legitimen Söhne, sei dieser nun durch Geburt oder durch Adoption der Unsrige, übergeben werden, sobald wir dies zu thun vermögen, ohne die Unabhängigkeit zu gefährden, die wir den andern Staaten des Mittelmeers garantirt haben.“

„Der Geist des Bösen wird vergebens nach Vorwänden suchen, um den Krieg auf dem Continente neu zu entzünden. Was durch die Constitutionen des Staats mit dem Reiche vereinigt ist, wird dabei bleiben. Keine neue Provinz wird einverleibt werden, aber die Gesetze der batavischen Republik, die Vermittlungsacte der neunzehn Schweizercantone und dieses erste Statut des Königreichs Italien werden stets unter dem Schutze unserer Krone stehen und wir werden nie dulden, daß man gegen sie etwas unternimmt.“

Diese zweite Krönung wurde mit ähnlichem Glanz vollzogen als die erste. Am 26. Mai 1805 setzte sich Napoleon im Dome zu Mailand die eiserne Krone der Lombarden auf und sprach die althergebrachten Worte: Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie antastet. Sein Aufenthalt in Italien, dessen leicht erregbares Volk ihn mit dem größten Enthusiasmus

aufnahm, wurde die Veranlassung zu einem neuen Uebergriff. Die Republik Genua war im Besitz des einzigen Küstenstrichs, der vom Texel bis zum Kirchenstaate noch in fremden Händen war. Die Republik besaß zugleich eine Marine, über die Napoleon ausschließlich verfügen wollte und es gab unter ihren Einwohnern eine starke österreichische Partei, die unschädlich zu machen in seinem Interesse lag. Dies waren Gründe genug für ihn, von dem Senat der Republik die Unterwerfung unter Frankreich zu verlangen, d. h. die Vernichtung des Freistaats eigenmächtig zu decretiren. Bei den damaligen Zeitverhältnissen ist es viel, daß zwanzig Senatoren ehrenhaft genug waren, gegen die Aufhebung der Selbstständigkeit ihres Vaterlandes zu stimmen und daß die Vereinigung mit Frankreich nur eine Mehrheit von zwei Stimmen erhielt. Ein zweiter Gewaltstreich war



die Ueberweisung der kleinen Republik Lucca an Napoleons Schwester Elisa.

Auf seiner Reise nach Mailand besuchte Napoleon das Schlachtfeld von Marengo. Er hielt dort, in demselben Costüm, welches er an dem Tage der Schlacht getragen, eine große Heerschau und legte den Grundstein zu einem Denkmal zum Andenken der auf diesem Felde gefallenen Soldaten.

Der Aufenthalt in Italien diente ihm dazu, seine Entwürfe gegen England zu verschleiern. In dieser Zeit hatte sich ihm ein anderer Plan zur Bekämpfung dieser Macht dargeboten. Der General Decaen, der in Ostindien als französischer Agent verweilte, schickte von dorther Berichte, welche die Eroberung dieser wichtigsten aller englischen Niederlassungen als leicht darstellten. Wenn eine französische Streitmacht lande und sich mit den Mahratten verbinde, so werde die junge Herrschaft Englands ohne große Mühe erschüttert werden, stellte dieser General vor und Napoleon hatte mit seiner gewöhnlichen Thatkraft gleich einen wirklich guten Plan fertig. Er hatte in seinen Häfen eine Reserve alter Kriegsschiffe, 17 Linienschiffe und 10 Fregatten, die zum Kriege nicht mehr tauglich waren, aber noch recht gut eine Fahrt nach Ostindien machen konnten. Verbanden sich mit dieser Reserveflotte eine gleiche Anzahl guter Kriegsschiffe, so konnte diese Streitmacht den Engländern die Spitze bieten, falls sie ihnen auf dem weiten Gebiet der Meere begegnete. Auf der Flotte konnten 36,000 Mann nach Ostindien übergeführt werden, also eine Macht, die damals hinreichte, in Verbindung mit den Mahratten das Reich der Engländer über den Haufen zu werfen. Der Plan hatte noch einen andern Vortheil. Hatte man die Truppen in Ostindien gelandet, so wurde die Reserveflotte verbrannt und die noch guten Schiffe kehrten mit sämmtlichen Matrosen nach Europa zurück. Auf diese Weise bekam man eine Flotte von 27 Segeln mit 15,000 Matrosen bemannt, die sämmtlich an den Dienst gewöhnt waren. Das wäre eine herrliche Verstärkung in dem bevorstehenden Kampfe gegen Englands Flotte gewesen.

Vier Wochen lang schwankte Napoleon zwischen einem Unternehmen gegen Ostindien und einer Landung in England. Zuletzt entschied er sich doch für die Landung, weil dieser Schlag der schnellste und entscheidendste war.

Seine Rüstungen waren jetzt vollendet. Er hatte 60 Linienschiffe zu seiner Verfügung, worunter auch spanische waren, da England an Spanien, als Frankreichs Verbündeten, den Krieg erklärt hatte. Das Landungs-Heer war auf 160,000 Mann gebracht worden. Der alte nur etwas veränderte Plan, die Engländer zu täuschen und plötzlich mit einer überlegenen Flotte im Kanal zu erscheinen, war in voller Ausführung begriffen. Man wollte die Engländer nach Westindien und den Antillen locken, wo sich der französische Admiral Missiessy bereits befand. Am 30. März segelte auch Villeneuve dahin ab, ohne von den Engländern bemerkt zu werden. Der spanische Admiral Gravina war eben so glücklich. Das in Martinique vereinigte Geschwader zählte 27 Segel, gegen die Nelson, der auf die erste Nachricht von dem Erscheinen einer französischen Flotte in den Gewässern der Antillen sofort aufgebrochen war, nicht mehr als 11 Linienschiffe in den Kampf führen konnte. Und doch war Nelson ganz Vertrauen und Villeneuve eitel Furcht. Während Nelson seinen Feind überall aufsuchte, zitterte Villeneuve bei dem Erscheinen jedes Segels am Horizont, weil er einen Vorläufer der englischen Flotte darin zu erblicken glaubte. Am 10. Juni segelte er nach Europa zurück, um den wichtigsten Theil seiner Aufgabe zu erfüllen, welcher darin bestand, die in den verschiedenen Häfen eingeschlossenen französischen Geschwader zu befreien und dann mit allen zusammen im Kanal zu erscheinen. Führte er dies so aus, wie es ihm befohlen war, dann eroberte Napoleon England und seine Weltherrschaft war gesichert. Am 22. Juli erschien er auf der Höhe von Ferrol, das der englische Admiral Calder mit 21 Segeln eingeschlossen hielt. Um drei Uhr Nachmittags begann der Kampf zwischen beiden Flotten. Calder war kein Nelson, und die französisch-spanische Flotte kam deshalb noch ziemlich gut weg. Zwei spanische Linienschiffe gingen verloren, mit dem Rest der Flotte entfernte sich Villeneuve in der größten Niedergeschlagenheit. Sein Zweck, die im Hafen von Ferrol eingeschlossene Flotte zu entsetzen, war indessen erreicht. Ihn hier wieder fortzubringen und zum Einlaufen in den Kanal zu bewegen, that Napoleon das Mögliche. Villeneuve zögerte aber und zögerte. „Man legt die größten Interessen in meine Hand," schrieb er dem Marineminister Decrès. „Je mehr Vertrauen man mir erweist, desto größer wird meine Verzweiflung, weil ich auf keinen Erfolg hoffe, welchen Entschluß ich auch

fassen mag. Es gilt mir als erwiesen, daß die Marinen von Frankreich und Spanien in großen Geschwadern sich nicht zeigen können. Divisionen von 3, 4, höchstens 5 Schiffen, das ist Alles, was zu commandiren wir fähig sind. Wenn Ganteaume ausläuft, wird er selbst darüber urtheilen können. Die öffentliche Meinung wird einen festen Halt gewinnen. Ich werde auslaufen, aber ich weiß nicht, was ich thun soll. Im Angesicht der Küste, acht Stunden weit entfernt, befinden sich 8 Schiffe. Sie werden uns folgen, ohne daß ich sie erreichen kann, um sich mit den Geschwadern vor Brest oder Cadix zu vereinigen, jenachdem ich nach dem einen oder dem andern dieser Häfen segele. Es fehlt viel, daß ich mit meinen 29 Linienschiffen gegen eine annähernde Zahl von Feinden kämpfen könnte; ich gestehe es Ihnen offen, daß ich nicht gern 20 begegnen möchte. Wir haben eine veraltete Schiffstaktik, wir verstehen weiter nichts, als uns in Linie zu stellen, und dies ist gerade das, was der Feind wünscht. Mit den Schiffscommandanten, denen die Schiffe beider Marinen anvertraut sind, eine andere Taktik zu besprechen, ist nicht möglich. Ich sah dies Alles vor der Abfahrt von Toulon voraus, hatte aber doch noch Hoffnung bis zu dem



Tage, da ich die spanischen Schiffe sah . . . Da aber verzweifelte ich an Allem."

Er lief wirklich mit der Flotte aus, aber der Wind war ungünstig, seine Muthlosigkeit nahm nun überhand und statt in den Canal einzulaufen begab er sich nach Cadix. Napoleon war wüthend, als er diese Nachricht bekam und alle Vorstellungen des Marineministers Dècrés halfen zu nichts. Aber die Ereignisse zwangen Napoleon, seinem Landungsplan zu entsagen, denn in diesem Augenblicke hatte sich auf dem Festlande ein Bündniß gegen ihn gebildet, welches ihm unmöglich machte, den so gefährlichen Angriff auf England auszuführen. Er gab nun seine Einwilligung, daß aus der Flotte 7 kleinere Geschwader gebildet werden sollten, um während des Herbstes und Winters zu kreuzen, ihre Mannschaften einzuüben und dem englischen Handel so viel Abbruch als möglich zu thun.

Der neue Sturm, der sich gegen Napoleon erhob, kam diesmal aus dem Norden, aus Petersburg. Wir haben den jungen Kaiser Alexander bereits kennen gelernt und wissen, das sich bei ihm edle und ehrgeizige Absichten vereinigten. Sein Edelmuth trieb ihn, dem bedrängten Europa durch Friedensstiftung zwischen England und Frankreich die Ruhe wiederzugeben, sein Ehrgeiz flüsterte ihm ein, daß Rußland eine größere Rolle in Europa spielen müsse als ihm bisher zugefallen sei. Er wollte als Friedensvermittler auftreten, aber sich für diese schöne Rolle auch bezahlt machen. Rußland hat seit langer Zeit zwei Lieblingspläne, deren Verwirklichung ihm das Uebergewicht im Morgenlande und im Abendlande geben würde. Er strebt nach Polen, nach dem ganzen Polen in seiner alten Ausdehnung von den Gränzen der Moldau bis zur Ostsee, es greift mit begehrlicher Hand nach den Dardanellen und dem Mittelmeer. Man weiß, daß Potemkin aus Odessa einen großen Stapelplatz des schwarzen Meeres gemacht hatte. Aber Odessa hat den Russen nie als Haltpunkt gegolten, sondern nur als Mittelstation auf dem Wege nach dem Mittelmeer und in dieser See besaß Rußland eben damals die jonischen Inseln und hatte ein Anrecht auf Malta. Es beschützte zugleich die Herrscherhäuser von Sardinien und Neapel und somit Anhaltpunkte genug, um im Mittelmeere eine Rolle zu spielen. Seine Ansprüche auf Polen schienen ebenfals leicht ausführbar zu sein. Oesterreich und Preußen haben von ihren polnischen Be-

sitzungen niemals viel Segen gehabt und für alle ihre Bemühungen für die Wohlfahrt des Landes nichts als Undank geärndtet. Bot man ihnen für ihre polnischen Gebiete angemessene Entschädigungen, Preußen am Rhein, Oesterreich in Italien, so war leicht möglich, daß sie diese Anerbietungen annahmen, weil sie dadurch zugleich Napoleons und Frankreichs Macht schwächten.

Diese ehrgeizigen Absichten Rußlands versteckten sich unter einem Plane, dem man den Namen eines Bündnisses zur Vermittelung des Friedens für Europa gab. Dieses Bündniß sollte Dännemark, Schweden, Preußen, Oesterreich und Rußland umfassen und sowohl gegen England als Frankreich gerichtet sein. Man wollte beiden kriegführenden Mächten sagen: Hier ist ein angemessener und zugleich ganz fertiger Plan, das Gleichgewicht von Europa herzustellen; wer von Euch unsere Anordnungen billigt, ist unser Freund, wer sie verwirft, den bekämpfen wir mit vereinter Macht. Nach dem russischen Plane, wie auch nach der Natur der Dinge, mußte man die in das Bündniß einbegriffenen Mächte für dasselbe gewinnen und zugleich England und Frankreich die Bedingungen des Bundes vorlegen. Alle diese verschiedenen Unterhandlungen wurden zu gleicher Zeit geführt und es entstand ein wahrer diplomatischer Wirrwar, da keine der Hauptmächte auf die russischen Ideen ganz eingehen wollte. So wollte Oesterreich zwar gern seine Einwilligung geben, daß Frankreich aus Italien vertrieben werde, aber keineswegs seine Ansprüche auf einzelne Theile des Landes fahren lassen. Allerdings hatte Rußland die sehr uneigennützige Absicht, das deutsche Kaiserhaus durch die Moldau und Wallachei zu entschädigen, aber damit war dieses keineswegs zufrieden, denn zu welcher Zukunft beide Fürstenthümer auch berufen sein mögen, so waren sie doch keine angemessene Entschädigung für Mailand und Venedig. England seinerseits sollte Malta und sämmtliche eroberte Kolonien räumen, überdies die Franzosen bei der Eroberung von St. Domingo unterstützen, mit welchem Allen Pitt keineswegs einverstanden war. Frankreich muthete man zu, ganz Italien, Holland, die Schweiz und Hannover aufzugeben, aber so gerecht diese Forderung auch war, so ließ sich voraussehen, daß ein Mann wie Napoleon sie mit Entschiedenheit von sich weisen würde. Für Preußen wollte man am Rhein Land suchen, was man ohne Zweifel auch gefunden haben würde,

denn das arme Deutschland war damals nichts Besseres gewohnt, als sich mit Füßen treten zu lassen. Nur hatte der Hof, oder richtiger gesagt, der König, der eben damals von der französischen Partei, von Haugwitz und Lombard geleitet wurde, gar nicht die Absicht, gegen Frankreich in die Schranken zu treten und erwartete von einem Bündniß mit Napoleon mehr, als von einem Kriege gegen ihn. Es war dies dieselbe undeutsche Politik, die Preußen schon früher zum Abschluß des Friedens von Basel verleitet hatte und für die es später so furchtbar büßen sollte. Zu seiner Entschuldigung läßt sich höchstens sagen, daß es von den Verbündeten vielfach beleidigt und schwankend und verrätherisch gescholten wurde, während es sich für Napoleon noch gar nicht erklärt hatte. Dazu kam noch eine besondere Beleidigung. König Gustav IV. von Schweden, der nicht lange darauf vom Adel seines Landes verjagt wurde, schickte dem König seine preußischen Orden zurück, weil er sie nicht länger mit Ehren tragen könne, und als Preußen diese Frechheit durch einen Angriff züchtigen wollte, erklärte Rußland, daß Schwedisch-Pommern unter seinem Schutze stehe.

Wir wollen also diese verschiedenen Verhandlungen um so weniger verfolgen, als sie zu keinem, dem ursprünglichen Plane entsprechenden Resultat führten, sondern sich rasch in ein Bündniß gegen Frankreich umgestalteten. Die Veranlassung dazu gab die Einverleibung Genua's in das französische Reich und die Errichtung eines Herzogthums Lucca für die Schwester Napoleons Elise. In Petersburg verlor man nun alle Lust, mit einem Manne ferner zu unterhandeln, der sich täglich neuer Gewaltthätigkeiten schuldig machte, und in Wien hörten alle Einwürfe gegen den Krieg auf, seit man sah, daß Napoleon mit der offensten Rechtsverletzung nach ganz Italien strebe. Gegen England war nun nicht mehr von einer Rückgabe Malta's die Rede, und was man von ihm noch verlangte, war Geld, damit Oesterreich in Stand gesetzt werde, den Krieg mit soviel Nachdruck als möglich zu führen. England verpflichtete sich demnach, Oesterreich für die Ausrüstungskosten sofort 10 Millionen Gulden und für die ganze Dauer des Krieges 40 Millionen Gulden jährlich zu zahlen. Am 9. August war das Bündniß zwischen England, Oesterreich und Rußland abgeschlossen.



Drittes Kapitel.

Die Streitkräfte und der Feldzugsplan der Verbündeten und Napoleons. — Eröffnung der Feindseligkeiten. Die Oesterreicher rücken in Baiern ein und nehmen bei Ulm Stellung. — Gefechte von Wertingen, Günzburg, Hasloch und Elchingen. — Mac wird in Ulm eingeschlossen. — Erzherzog Ferdinand rettet sich mit der Reiterei. — Capitulation von Ulm. — Seeschlacht von Travalgar.



Die Rüstungen waren von beiden Seiten gewaltig. Das Hauptheer Napoleons zählte mehr als 200,000 Mann, 70,000 Franzosen vertheidigten Italien, 21 Bataillone Fußvolk und 15 Bataillone Seesoldaten bewachten Boulogne und die Meeresküsten. Dazu kam noch eine Reserve von 150,000 Mann, welche längs der deutschen Gränze aufgestellt war und nach Bedürfniß Truppen an das Heer abgeben konnte. Auf Seiten der Verbündeten rechnete man auf 43,000 Engländer, Schweden und Russen, die an den Küsten des nördlichen Deutschlands landen sollten, aber viel zu spät erschienen. Die Russen hatten 2 Hauptheere aufgestellt, das eine

60,000, das andere 72,000 Mann stark. Die Hauptmacht der Oesterreicher, 100,000 Mann unter dem Erzherzog Karl, stand in Italien, Deutschland schirmte Mac mit 80,000 Mann, die Verbindung zwischen beiden Heeren unterhielt Erzherzog Johann mit 30,000 Mann. In Unteritalien sollten endlich 14,000 Engländer und Russen landen und sich mit 36,000 Neapolitanern verbinden. Preußen mit seinem wohleingeübten Heer von 200,000 Mann ist hierbei nicht gezählt. Von den kriegführenden Parteien rechnete eigentlich keine auf dieses Reich, denn es hatte in der letzten Zeit so auffallend hin und her geschwankt, daß Niemand mehr wußte, woran er sich, was Preußen betraf, zu halten habe. Zwei Parteien bekämpften sich am Berliner Hofe, zwischen denen der König unentschlossen in der Mitte stand, die Kriegspartei, zu der die Königin, der Prinz Louis, der Adel und die Offiziere gehörten, und die französische Partei, zu der die Mehrzahl der sogenannten Staatsmänner hielt, Haupwitz und Lombard in erster Reihe. Die Kriegspartei rief das Ehrgefühl des Königs an: nun ganz Europa waffne, möge er sich nicht von der allgemeinen Sache der Könige und der Völker trennen, sondern die Gunst des Augenblicks benutzen, um das königsmörderische, eroberungssüchtige Frankreich in seine Gränzen zurückzuweisen. Die französische Partei rief politische Bedenken wach: die kriegslustigen Russen ständen in weiter Ferne und auf Preußen würden die ersten Schläge des Krieges fallen; was man denn gewinnen würde, wenn auch Oesterreich und die Russen nachträglich siegten, und ob es nicht viel klüger sei, die sicheren Vortheile anzunehmen, die Frankreich biete? Diese bestanden in dem Kurfürstenthum Hannover, das Napoleon als Preis eines Bündnisses anbot. Diese Gabe war verführerisch genug, aber Preußen mußte sich dann zum Kriege entschließen, und diese Aussicht schreckte den friedliebenden König. Auf der andern Seite wollte er sich eben so wenig an Rußland anschließen, um so weniger, als man ihm von jener Seite drohte, man werde Preußen danieder werfen und über seine Trümmer den Franzosen entgegenziehen, wenn es sich nicht auf der Stelle erkläre. Durch diese Drohung erbittert, hatte Friedrich Wilhelm bereits sein Heer auf den Kriegsfuß stellen lassen, als die Russen noch rechtzeitig einlenkten und eine Unterredung zwischen dem Kaiser Alexander und dem König von Preußen vorschlugen, damit die streitigen Punkte ausgeglichen werden könnten. Die

dahin, also nicht entfernt zu einer Entscheidung, waren die Sachen gediehen, als der Krieg förmlich ausbrach.

Die Verbündeten hatten vier Angriffe vorbereitet. Der eine sollte nördlich stattfinden durch eine Landung, welche die Schweden, Russen und Engländer in Pommern, Hannover oder Holland ausführen würden. Für den zweiten Angriff, den Russen und Oesterreicher gemeinschaftlich machen wollten, wurde das Donauthal bestimmt; für den dritten die unter Erzherzog Karl in der Lombardei stehenden Truppen; für den vierten das südliche Italien, wo eine Landung von Russen und Engländern vorbereitet war. Napoleons Plan war einfacher und dies gab ihm einen großen Vorzug. Er wollte seine gesammten Streitkräfte in das Donauthal führen, und um die Nebenangriffe seiner Feinde kaum sich kümmern. Die Russen waren noch entfernt und es kam Alles darauf an, die Oesterreicher zu schlagen, ehe ihre Verbündeten eintrafen. Napoleon mußte daher schnell sein, er mußte seine Truppen rasch auf den Kriegsschauplatz führen, und das verstand er von je meisterlich. Er errieth die Entwürfe seiner Feinde bis zu dem Grade, daß er als gewiß annahm, Mac werde ihn in Ulm in einer festen Stellung erwarten, worin er sich auch nicht täuschte. Auf diese Annahme stützte Napoleon alle seine Berechnungen. Er wollte sich stellen, als sei es seine Absicht, durch die Schluchten des Schwarzwaldes vorzubrechen, in Wahrheit aber diesen Wald zur Rechten lassen, unterhalb Ulm über die Donau gehen und die Oesterreicher im Rücken fassen. Alle seine Bewegungen waren meisterhaft berechnet. Während Bernadotte von Hannover, Marmont von Holland aufbrach, setzten sich die Truppen des Lagers von Boulogne gleichzeitig in Bewegung und alle diese Truppen begegneten sich fast gleichzeitig bei dem allgemeinen Stelldichein Würzburg. Die Soldaten staunten selbst, als sie überall Colonnenspitzen gewahrten, und noch größer war die Ueberraschung der armen Einwohner, die wenige Tage zuvor im tiefsten Frieden gelebt hatten und ihre stillen Thäler plötzlich mit Uniformen bedeckt sahen. Die Verbündeten hatten Napoleon zuvorkommen wollen, und nun waren sie selbst in einer Weise überrascht worden, die sie nie für möglich gehalten hatten. Die Russen waren in diesem Augenblicke kaum aus ihren Steppen hervorgekommen, die Oesterreicher standen in Ulm. Diese Stellung war bei ihnen sehr beliebt. Sie stützten sich dort



auf der einen Seite auf die Donau, auf der andern auf die Alpen und bewachte alle Ausgänge des Schwarzwaldes. Ihr Rücken war fast nicht gesichert, aber daß die Franzosen dort erscheinen könnten, hielten sie nicht für möglich.

Ehe wir die Kriegsereignisse erzählen, müssen wir die Gegenden beschreiben, wo sie vorfielen. Nachdem der Rhein den Bodensee verlassen hat, fließt er bis Basel westlich und strömt dann mit einer plötzlichen Wendung fast ganz nördlich. Die Donau dagegen, die nicht weit von dem Punkte entspringt, wo der Rhein den Bodensee verläßt, folgt einer östlichen Richtung, die sie mit geringen Abweichungen bis zu ihrer Mündung beibehält. Die schwäbische Alp trennt beide Ströme und bestimmt zugleich ihre Richtung. Dieses nicht sehr hohe Gebirge hat nach Frankreich zu die steilsten Abhänge, während es auf der andern Seite fast unmerklich sich senkt und zwischen Nördlingen und Donauwerth, in die fränkischen Ebenen sich verliert. Links von der schwäbischen Alp zieht sich der Schwarzwald nach dem Rhein, Neckar und Main hin. Die Pässe dieses Gebirges sind enge Schluchten, die man durchziehen muß, wenn man vom Rhein an die Donau gelangen will. Man kann das Gebirge aber auch vermeiden und zwar auf zweierlei Art, indem man entweder den Rhein bis oberhalb

Schaffhausen aufwärts geht, oder auf der andern Seite der Straße von Straßburg nach Nördlingen folgt. Napoleon, der sich zwischen die Oesterreicher und Russen stellen wollte, mußte dieser letzten Straße folgen. Seine Aufgabe war, bei den Oesterreichern den Glauben zu unterhalten, als wolle er durch die Schluchten des Schwarzwaldes brechen, der Linie der schwäbischen Alp bis Nördlingen zu folgen, hier die letzten Ausläufer des Gebirges zu umgehen und bei Donauwerth über die Donau zu setzen. Ließen die Oesterreicher ihn diese Bewegung ausführen, so kam er ihnen in den Rücken und umzingelte sie.

Sein erster Erfolg war ein Bündniß mit Baiern, das ihm 25,000 Mann stellte. Der Kurfürst würde sich wahrscheinlich nicht in die Arme der Reichsfeinde geworfen haben, wenn Oesterreich ihn nicht mit einem Uebermuth behandelt hätte, der vor dem Siege schlecht am Platze war. Würtemberg und Baden schlossen sich an und es begann jetzt das traurige Schauspiel, das unser Vaterland so lange ertragen mußte, Deutsche gegen Deutsche im Kampfe zu sehen. Am 6. October waren die Bewegungen der Franzosen so weit vollendet, daß ihre Corps jenseits der Stellung von Ulm standen. Mack blieb unbeweglich. Weil seine Späher ihn berichtet hatten, daß einzelne französische Abtheilungen auf der andern Seite des Schwarzwaldes sich zeigten, so glaubte er steif und fest, daß Napoleon durch die Schluchten dieses Gebirges brechen werde. Als er bald darauf hörte, daß in Franken, Schwaben und Baiern Franzosen erschienen seien, ließ er sich auch dadurch nicht stören. Es waren nach seiner Meinung kleine Abtheilungen, die der Feind als verlorene Posten abschickte, um ihn zu täuschen und seine Aufmerksamkeit von dem Hauptangriffe abzulenken. Seine größte Furcht war, daß es überhaupt nicht zum Schlagen kommen werde. Im österreichischen Hauptquartiere hatte sich wieder einmal, wie in den Revolutionskriegen so oft, das Gerücht verbreitet, daß in Frankreich eine Revolution ausgebrochen sei, so daß Napoleon heimkehren müsse, um seinen usurpirten Thron gegen die Bourbons zu vertheidigen. Am 7. October hatten die Franzosen zwei Donauübergänge gewonnen, Soult die Brücke von Donauwörth, Vandamme die von Münster genommen. Am folgenden Tage fand bei Wertingen das erste Gefecht statt. Die österreichischen Offiziere, welche diesen Posten bewachten, saßen eben bei Tisch, als sie die Nachricht erreichte, daß Franzosen



im Anzuge seien; sie wollten es Anfangs nicht glauben, oder meinten nur mit Versprengten zu thun zu haben, bis sie der Nachdruck des Angriffs eines Bessern belehrte. Dieses erste Gefecht war den Oesterreichen nachtheilig, denn sie verloren über 2000 Gefangene und mußten sich zurückziehen. Nicht besser erging es ihnen bei Günsburg. Von den dortigen Donaubrücken vertheidigten sie zwei mit Glück, aber die dritte ging an die Franzosen verloren, und nun mußte der Erzherzog Ferdinand, der persönlich zugegen gewesen war, seinen Rückzug antreten. Eben jetzt drohte den Franzosen ein schwerer Verlust. Auf dem linken Donauufer befand sich blos eine einzige französische Division, die Division Dupont, die ganz wohlgemuth gegen Ulm zog, obgleich sie im Fall eines Angriffs von ihren Brüdern auf dem andern Ufer nicht unterstützt werden konnte. Am 11. October sah sich Dupont plötzlich dem Michelsberge gegenüber, der von 60,000 Oesterreichern besetzt war. Zum Glück für ihn ließ er sich durch diesen Anblick nicht schrecken, sondern nahm Stellung, als ob seine Streitkräfte denen der

Oesterreicher gewachsen seien. Die Bodenbildung begünstigte ihn. Es waren da mehrere Dörfer, unter denen das Dorf Haslach das bedeutendste, und einige kleine Wälder, die sich zur Vertheidigung gut eigneten. Diese Vortheile benutzte Dupont so geschickt, daß er sich bis zur Nacht halten und dann seinen Rückzug ohne großen Verlust antreten konnte.

Mack hatte bei Ulm wirklich eine vortreffliche Stellung inne. Das linke Donauufer ist dort weit höher als das rechte und steigt terrassenförmig in Höhen auf, deren Fuß der Strom bespült. Die bedeutendste dieser Höhen ist der Michelsberg, und hier hatten die Oesterreicher ein verschanztes Lager bezogen. Aber so vortefflich diese Stellung an sich auch war, so wurde sie doch unnütz, seit die Franzosen sie umgangen hatten. Mack hätte nun seinen Rückzug nehmen sollen, entweder über Memmingen nach Tirol, oder auf dem linken Donauufer nach Böhmen. Dieser letzte Entschluß wäre für ihn der räthlichste gewesen, aber unglücklicherweise hatte das Gefecht von Haslach ihm die Besinnung geraubt. Er wollte nicht glauben, daß die Franzosen auf dem linken Ufer so schwach seien, wie sie es wirklich waren, und hielt die Straße nach Böhmen für gesperrt. Jeder seiner Generale hatte seine eigene Meinung, und es gab im österreichischen Hauptquartier Streit über Streit. Das Gezänk machte Mack noch verwirrter. Seine eigene Meinung ging dahin, daß man sich in Ulm so lange vertheidigen müsse bis Entsatz eintreffe. Da aber ein Theil seiner Generale nach Tirol, ein andrer nach Böhmen zurückgehen wollte, so gab er beiden Parteien in gewisser Weise nach und schickte eine seiner Divisionen nach Memmingen, eine andere auf das linke Donauufer nach Elchingen, um sich die Wege nach Tirol und Böhmen offen zu erhalten. Dies war der schlechteste Entschluß, den er nur fassen konnte, denn diese einzelnen Corps waren zu schwach, um sich gegen die Franzosen halten zu können, und er selbst beraubte sich in Ulm eines bedeutenden Theiles seiner Truppen und erschwerte sich selbst die Vertheidigung. Die Bewegungen der Franzosen waren in der letzteren Zeit langsamer gewesen, da ein lang anhaltender Regen die Wege grundlos gemacht hatte. Die französischen Soldaten litten sehr, trösteten sich aber mit Spottreden auf das Land. „Das nennen die Deutschen ein Vaterland,“ sagten sie und wiesen auf den grundlosen Schlamm.



Napoleon, der eine Zeitlang in Augsburg verweilt hatte, um den Marsch seiner einzelnen Corps zu ordnen, kam am 13. October zur Armee und befahl sogleich den Angriff auf Elchingen. Die Oesterreicher hatten die dortige Donaubrücke abgeworfen und die Wiederherstellung derselben mußte unter dem vollen Feuer ihrer Batterien bewerkstelligt werden. Jenseits lag das Dorf Elchingen, dessen Häuser mit Fußvolk besetzt waren, und oben auf der Höhe ein Kloster, das die beste Stellung darbot. Alle diese Hindernisse überwanden die Franzosen und erfochten einen Sieg, der um so wichtiger war, als Mack durch denselben seine Rückzugstraße verlor. Zu gleicher Zeit hatte der unglückliche österreichische General auch seine zweite Division eingebüßt, die auf seinem Befehl nach Memmingen gegangen war. Von weit überlegenen Streitkräften angegriffen, mußten 5000 Oesterreicher das Gewehr strecken und die übrigen nach Tirol flüchten. Mack hatte noch 50,000 Mann bei sich und befand sich in einer verzweifelten

Lage. Seine tüchtigsten Generale verlangten, daß er sich mit seinem Heere durchschlage. Folgte er diesem Rathe, so erlitt er höchst wahrscheinlich eine Niederlage, rettete aber doch wenigstens die Ehre der österreichischen Waffen. Aber er bestand darauf, in Ulm zu bleiben, weil er noch immer auf das Eintreffen der Russen hoffte. Da trennte sich der Erzherzog Ferdinand von ihm und suchte mit 6000 Reitern und einem starken Corps Infanterie Böhmen zu erreichen. Am 15. October griff Napoleon den Michelsberg an. Die Oesterreicher vertheidigten sich mit Tapferkeit und trieben die Angreifer mehrmals zurück, aber zuletzt trug die Uebermacht den Sieg davon und Mack wurde in Ulm eingeschlossen. Schon am folgenden Tage ließ Napoleon den Platz auffordern. Sein Abgesandter stellte Mack vor, daß er keinen Entsatz hoffen könne und eben so wenig Widerstand zu leisten vermöge, da er von 100,000 Franzosen umzingelt sei. Mack weigerte sich noch immer, als ihm der Franzose den Vorschlag machte, er möge noch sechs Tage unter den Waffen bleiben und sich nur dann ergeben, wenn die Russen bis zu dieser Zeit nicht erschienen. Zu seinem Unglück ging Mack auf diesen Vorschlag ein und die Capitulation wurde in diesem Sinne abgeschlossen.

Am 20. October 1805 sah Napoleon das österreichische Heer bei sich vorbeiziehen. Die Oesterreicher defilirten paarweise und legten ihre Waffen vor ihm nieder. Der General Mack erschien zuerst und übergab seinen Degen mit den Worten: „Hier ist der unglückliche Mack!“ Napoleon empfing ihn und seine Offiziere mit der größten Freundlichkeit und suchte sie nach seiner Art zu überreden, daß er in diesem Kriege der unschuldige Theil sei. „Ich weiß nicht, weshalb wir uns bekriegen,“ sagte er. „Mein Wille war es nicht, ich dachte nur an den Krieg mit England, als Ihr Herr mich herausforderte. Sie sehen mein Heer, ich habe in Deutschland 200,000 Mann und Ihre Gefangenen werden 200,000 Andere sehen, die durch Frankreich marschiren, um den Ersten zu Hülfe zu kommen. Sie wissen selbst, daß ich mit einer geringeren Macht zu siegen verstehe. Ihr Herr muß an den Frieden denken, denn sonst könnte das Haus Habsburg leicht fallen. Ich wünsche keine neuen Staaten auf dem Continente, mein Verlangen geht nach Schiffen, Colonien, einem ausgedehnten Handel, und dieser Ehrgeiz ist Ihnen eben so nützlich als mir.“

Inzwischen hatte Murat den Erzherzog Ferdinand auf das Aeußerste verfolgt. Dieser Rückzug der Oesterreicher bot die wunderlichsten Scenen dar, denn die Straße, der sie bis Nürnberg folgten, war dieselbe, auf der das französische Gepäck der Armee nachfolgte, und so entstand plötzlich ein unauflöslicher Wirwarr, als die österreichischen Reiter in diese Wagenmasse einbrachen. Es entstand nun eine doppelte Flucht, der Franzosen vor den Oesterreichern und dieser wieder vor den Franzosen, und die oberpfalzischen Bauern wußten sich dieses gut zu Nutzen zu machen. Sie schnitten mit großer Unparteilichkeit an den französischen wie an den österreichischen Wagen die Stränge ab, um die Pferde für sich zu erbeuten, was ihnen auch in den meisten Fällen gelang. Der Erzherzog litt inzwischen große Verlüste und erreichte mit nicht mehr als etwa 2000 Reitern die böhmische Gränze.

Napoleon hatte, durch die Unwissenheit seiner Feinde trefflich unterstützt, den ersten Theil seines Planes vollkommen ausgeführt. Statt die Ankunft der Russen zu erwarten, hatte Mack sich vielmehr von ihnen noch weiter entfernt und sich in eine vorgeschobene Stellung gewagt, die er mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit festhielt, während die Feinde ihn schon im Rücken bedrohten. So hatten die Oesterreicher ihr in Deutschland aufgestelltes Heer fast ganz verloren und, was viel schlimmer war, in den wiederholten Niederlagen auch den Muth eingebüßt. In Folge davon mußten die Russen von nun an in diesem Kriege die Hauptrolle spielen, wie dies aus ganz denselben Gründen auch in dem folgenden Feldzuge der Fall war. Denn wie jetzt die Oesterreicher, so begingen 1806 die Preussen ganz denselben Fehler, den Franzosen entgegen zu gehen, ohne ihren nordischen Verbündeten abzuwarten. Nur so ist es gekommen, daß die Russen, die 1805 und 1806 noch in voller Kraft dastanden, während ihre Verbündeten bereits vernichtet waren, von ihrer Macht und Kriegstüchtigkeit eine sehr übertriebene Meinung bekamen und sich wohl gar für die einzigen würdigen Gegner der Franzosen hielten, womit sich dann zugleich die maaßloseste Verachtung ihrer deutschen Verbündeten verband.

Napoleon verkündete am Tage nach der Uebergabe von Ulm seinen Soldaten die Resultate des Feldzuges in einer Proclamation, die wie alle

seine Aufrufe dieser Art auf den Geist des Heeres vortrefflich berechnet war. Sie lautete wie folgt:

„Soldaten der großen Armee!

„In vierzehn Tagen haben wir einen Feldzug beendigt; was wir be„schlossen hatten, ist ausgeführt. Wir haben die Truppen des Hauses „Oesterreich aus Baiern vertrieben und unsern Verbündeten in seine „Staaten wieder eingesetzt. Dieses Heer, das sich so prahlerisch und un„vorsichtig an unsern Grenzen aufstellte, ist vernichtet. Aber was kümmert „das England? Sein Zweck ist erreicht, wir sind nicht mehr in Bou„logne.“

„Von den 100,000 Mann, die diese Armee bildeten, sind 60,000 un„sere Gefangene; sie werden unsere Conscribirten bei den Feldarbeiten er„setzen. 200 Geschütze, 90 Fahnen, alle Generale sind in unserer Gewalt; „von den Feinden haben blos 15,000 sich retten können. Soldaten, ich „hatte euch eine große Schlacht verkündigt, aber, Dank sei es den schlechten „Combinationen des Feindes, ich konnte dasselbe Resultat erlangen, ohne „euch zu sehr auszusetzen, und, was in der Geschichte der Nationen bei„spiellos ist, ein so herrlicher Erfolg schwächt uns blos um 1500 Mann.“

„Soldaten, dieses Resultat ist die Folge eures schrankenlosen Zutrauens „zu eurem Kaiser, eures seltenen Muthes und der Geduld, womit ihr Mühe „und Entbehrungen aller Art ertruget.“

„Aber wir werden uns damit nicht begnügen; ihr seid ungeduldig, „einen zweiten Feldzug zu beginnen. Diese russische Armee, die das eng„lische Gold von den Endpunkten der Welt herbeigezogen hat, muß ebenfalls „vernichtet werden.“

„Bei diesem neuen Kampfe ist hauptsächlich die Ehre des Fußvolks „betheiligt. Jetzt muß zum zweiten Male die Frage entschieden werden, „die schon in der Schweiz und in Holland erledigt wurde, ob das fran„zösische Fußvolk das erste oder zweite in Europa ist. Es giebt da keine „Generale, gegen die ich Ehre gewinnen könnte; meine ganze Sorge wird „darauf gerichtet sein, den Sieg mit so wenig Blutverlust als möglich zu „erringen. Meine Soldaten sind meine Kinder.“

Während Napoleon diese großen Erfolge errang, befand sich Villeneuve, auf den er früher so große Hoffnung gesetzt hatte, mit seiner Flotte in

Cadix. Napoleon war begreiflicherweise mit ihm sehr unzufrieden und gab ihm sogar die schimpflichsten Namen, nannte ihn einen Feigling und Verräther, was Villeneuve Beides nicht war. Der unglückliche Mann suchte sich in seinen Briefen an den Seeminister vergebens zu rechtfertigen. „Die Seemänner aus Paris und den Departements“, schrieb er, sind eben so thöricht als unwürdig, wenn sie mich mit Steinen werfen. Sie bereiten sich selbst das harte Urtheil vor, das sie später treffen wird. Mögen sie an Bord der Geschwader kommen und sehen, mit welchen Elementen wir kämpfen sollen. Wenn übrigens der französischen Marine nichts fehlt als Kühnheit, wie man behauptet, so wird der Kaiser bald zufrieden gestellt sein und kann auf glänzende Erfolge rechnen.“ Plötzlich erfuhr er, daß von Paris schon ein neuer Admiral abgereist sei, um seine Stelle einzunehmen, und faßte nun den Entschluß, den er so lange vermieden hatte, den Entschluß, den Engländern eine große Seeschlacht zu liefern. Obgleich er kaum irgend eine Hoffnung auf Erfolg hatte, so that er doch sein Möglichstes, Schiffe und Mannschaft in einen schlachtfertigen Zustand zu setzen, was ihm jedoch nur in einem geringen Grade gelang. Unter den Offizieren befand sich eine zu große Anzahl solcher, die noch eben auf der Handelsmarine gedient hatten und noch gar keine Erfahrung besaßen, der Unterricht der Matrosen war sehr vernachlässigt. Hauptsächlich fürchtete Villeneuve, und zwar mit großem Recht, wie sich bald zeigen sollte, daß seine Capitäne nicht alle an der Schlacht theilnehmen möchten. Er schärfte ihnen daher vor allen Dingen ein, daß es ihre Pflicht sei, am Gefecht theilzunehmen. „Man muß nicht auf die Signale des Admirals warten,“ sagte er, „denn dieser kann in der Verwirrung einer Seeschlacht häufig nicht beurtheilen, was vorgeht, vermag oft keine Befehle zu ertheilen und noch häufiger sie nicht zur Kenntniß des Betheiligten zu bringen. Jeder muß nur auf die Stimme der Ehre hören und stets die bedrohtesten Punkte aufsuchen. Jeder Capitain stehe auf seinem Posten, wenn er im Feuer ist.“

Wie ganz anders sah es auf der englischen Flotte aus! Nelson kannte keine andere Furcht, als daß die Feinde ihm entgehen möchten. Um diesen merkwürdigen Mann ganz würdigen zu können, wollen wir einen Blick auf seine letzte Lebenszeit werfen. Mit dem Bruch des Friedens von Amiens beginnt der letzte und glorreichste Abschnitt in Nelsons Leben. Er bekam

wieder die Wache vor einem französischen Hafen, vor Toulon. Hier lag er 18 Monate, in denen er nie einen Fuß aus dem Schiffe setzte, Tag und Nacht, Woche auf Woche, Monat auf Monat einen Kampf erwartend, zu dem es nie kam, und von der Furcht gequält, daß seine schwache Gesundheit ihm nöthigen würde, seinen Abschied zu nehmen und die Beute einem Andern zu überlassen. Er that alles Mögliche, um die Feinde aus dem Hafen zu locken, aber es war Alles vergebens; sie neckten ihn wohl, standen ihm jedoch zu keiner Schlacht. Man kann sich daher wohl seine Wuth denken, als er im Moniteur eine Depesche von Latouche Treville las, worin der Admiral erzählt, daß er bei einem Ausfalle Nelson verfolgt habe und dieser durch die Flucht entkommen sei. „Sie werden Latouche's Brief gelesen haben," schrieb er seinem Bruder, „und daraus wissen, wie er mich verfolgt hat und wie ich gelaufen bin. Ich bewahre den Wisch auf, und bei Gott, fange ich Latouche, so soll er ihn fressen!" Dieser Wunsch sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen, denn Latouche starb bald darauf, wie Nelson sagt, weil er so häufig nach dem Signalposten gegangen sei, um die englische Flotte zu beobachten. „Ich sagte immer, daß dies sein Tod sein würde!" setzt Nelson mit bitterer Ironie hinzu. „Er selbst wankte dem Grabe entgegen und es ist wohl unzweifelhaft, daß er Trafalgar, hätte er dort die tödtliche Wunde nicht bekommen, nicht lange überlebt haben würde. „Meine Dienste sind so ziemlich vorbei," schreibt er an Sir Edward Pellow, „denn, andere Schwächen nicht zu rechnen, bin ich so gut als blind; ich hoffe indeß, noch in einer Schlacht fechten zu können." Und in einem andern Briefe heißt es: „Wahrscheinlich sehe ich das theure Burnham nie wieder; doch ist es mir eine Beruhigung zu denken, daß meine Gebeine neben dem Leichnam des Vaters in dem Dorfe ruhen werden, das mir das Leben schenkte. Verzeihen Sie diese Abschweifung, aber der Gedanke an frühere Tage erweckt wieder die Erinnerung an die Mutter in meinem Herzen und treibt mir die Thränen in die Augen." In andern Schreiben klagt er über rheumatische Fieber, die ihm das Blut zu Kopfe trieben und fast die Besinnung raubten, über Nachtschweiße und starke Schmerzen, und spricht die Ansicht aus, daß nur eine Kur mit Eselsmilch und eine mehrwöchentliche Ruhe ihn retten könne. „Die Sehkraft seines einzigen Auges", heißt es in einer Mittheilung seines Arztes Lampton Este an den Heraus-

geber des Nelson Dispatches, „war fast erloschen; eine dichte Haut war über und in einem Theile der Hornhaut gewachsen und hinderte ihn, so weit sie sich erstreckte, am Sehen.“ Nur der glühende Diensteifer konnte einen so schwachen Mann zu so außerordentlichen Anstrengungen befähigen, wie er sie machte. Es ist erwiesen, daß er während der ganzen Periode seiner vorletzten Fahrt, d. h. zwei Jahre und drei Monate lang, sein Schiff blos dreimal verließ, jedesmal im Dienst des Königs und auf nicht länger als eine Stunde. Indessen nahm seine Schwäche doch so zu, daß er am 15. August 1804 um einen Urlaub bat, damit er seine Gesundheit wieder herstellen könne. Wenige Monate Ruhe würde seine Gesundheit stärken, schrieb er, nur möge die Admiralität mit ihrer Erlaubniß sich beeilen, denn er fühle nur zu sehr, daß er sein Gesuch zu lange aufgeschoben habe. Als der Hof von Neapel seinen Entschluß erfuhr, lud er ihn zu sich ein, aber Nelson wies das Anerbieten entschieden zurück; die Erinnerung an die Vergangenheit mochte ihn warnen. Der Urlaub der Admiralität war inzwischen eingetroffen, aber nun dachte Nelson nicht mehr daran, die Flotte zu verlassen. Der Krieg mit Spanien war ausgebrochen und es herrschte kaum ein Zweifel, daß die französische Flotte nun aus Toulon auslaufen werde. Den Dienst verlassen in dem Augenblicke, da die langersehnte Schlacht endlich heranzunahen schien, das war von Nelson nicht zu erwarten. Am 19. Januar 1805, als er eben bei den Magdaleneninseln Wasser einnahm, erhielt er endlich die Nachricht, daß das französische Geschwader auf offener See sei. Jetzt begann eine Jagd, die in der Geschichte des Seewesens ihres Gleichen nicht hat. Nachdem er die sicilischen Gewässer durchsucht und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Sardinien, Neapel und Sicilien nicht bedroht seien, fuhr Nelson nach Aegypten, daß er seit der französischen Expedition stets besonders im Auge hatte. Von da ging es nach Malta, von Malta nach der spanischen Küste, zurück nach Toulon, hinüber nach der afrikanischen Küste, dann nach Sicilien, durch die Meerenge von Gibraltar, nach Westindien, Barbados, Tabago, Granada, Antigua, zurück nach Europa, nach Tetuan, Ceuta, Cap St. Vincent, Cadix, der Bai von Biscaya, zu Admiral Cornwallis vor Brest, endlich nach Porthmouth. Diese beispiellose Thätigkeit war nichtsdestoweniger umsonst gewesen, der

Feind war ihm in der Unermeßlichkeit der Meere entschlüpft. Es war das letzte Mal, daß Nelson sein Vaterland wiedersah.

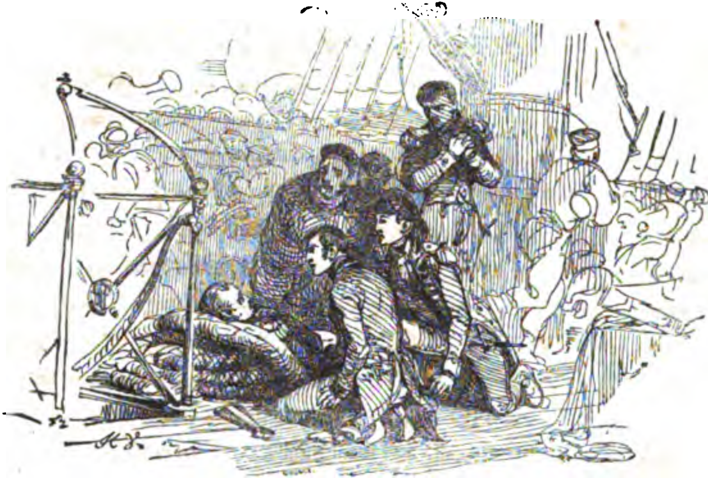
Sobald er durch seine Spione, an denen es ihm in dem unzufriedenen Spanien nicht fehlte, in Erfahrung brachte, daß Villeneuve Rüstungen mache, die auf ein nahes Auslaufen der Flotte deuteten, traf er seine Maßregeln. Er ließ den Hafen von Cadix blos durch einige Schiffe beobachten und kreuzte mit seiner Flotte in dem Meerbusen, der vor der Meerenge von Gibraltar liegt, wobei er sich sorglich hütete, dem Lande nahe zu kommen, weil ihm Alles darauf ankam, nicht gesehen zu werden. Was die Schlacht selbst betraf, so war er seiner Sache so gewiß, daß er vier seiner Linienschiffe in Gibraltar ließ, eines nach England und ein anderes nach einer spanischen Hafenstadt schickte. Er hatte jetzt noch 27 Linienschiffe gegen die 33 Linienschiffe der Franzosen und Spanier, aber die Stärke beider Flotten glich sich dadurch aus, daß Nelson mehr Dreidecker besaß, als die Feinde.

Wir müssen hier ein paar Worte über die Seetaktik sagen. Nach der alten Weise zu fechten pflegte man die Flotte in zwei Schlachtlinien anfzustellen und regelmäßig vorzugehen, indem ein jedes Schiff seine Reihenfolge behauptete und das nächste Fahrzeug der feindlichen Linie angriff. Die Franzosen hatten diese Taktik beibehalten, die Engländer dagegen ein neues System angenommen, das ihnen eine entschiedene Ueberlegenheit gab. Sie ließen nämlich ihre Schiffe in einem großen Haufen vorgehen, lösten diesen Knäuel plötzlich auf, sobald sie der feindlichen Linie ganz nahe gekommmen waren, und warfen sich dann auf einzelne Punkte derselben. Durchbrachen sie nun an diesen Punkten die feindliche Linie, was ihnen noch immer gelungen war, so hatten sie an diesen Punkten den großen Vortheil, gegen die Feinde in beträchtlicher Mehrzahl zu sein und 1 Schiff mit 3, 4, 5 Schiffen angreifen zu können. Mit andern Worten, sie brachten gegen einen Theil der feindlichen Flotte ihre sämmtliche Flotte ins Gefecht. Derjenige Theil der feindlichen Flotte, der nicht angegriffen wurde, konnte allerdings den im Kampfe begriffenen Schiffen zu Hülfe kommen, aber selbst im glücklichsten Falle verging, ehe er dies bewerkstelligte, eine geraume Zeit, welche die Engländer nicht unbenutzt ließen. Nelson hatte seinen Schiffscapitainen sein Manöver, und

die Vorzüge desselben vor dem feindlichen so oft auseinandergesetzt, daß es ihnen allen vollkommen geläufig war. „Wenn man sich in Linie aufstellt,“ sagte er, „so verliert man zu viel Zeit, denn nicht alle Schiffe haben im Winde gleiche Führung und es entsteht noch der Nachtheil, daß das Geschwader seine Bewegungen nach den schlechtesten Seglern einrichten muß. Man giebt dadurch dem Feinde Zeit zur Flucht, und dazu darf es jetzt am wenigsten kommen.“. Er hatte befohlen, zwei Colonnen zu bilden, die eine unter seinem eigenen Befehl, die andere unter dem Viceadmiral Collingwood. Beide sollten sich auf die feindliche Linie werfen, ohne eine andere Ordnung zu beobachten, als die durch die verschiedene Schnelligkeit der Schiffe gegebene, diese Linien an zwei Stellen, im Centrum und nach dem Endpunkte hin durchbrechen, die abgeschnittenen Fahrzeuge umzingeln und zerstören. — „Der Theil der feindlichen Flotte, der nicht in den Kampf verwickelt wird,“ fügte er hinzu, indem er sich auf die zahlreichen Erfahrungen des Jahrhunderts berief, „wird den angegriffenen Schiffen schwer zu Hülfe kommen können, und der Sieg ist entschieden, ehe er eintrifft“

Am 19. October schickte Villeneuve den Gegenadmiral Magon über die Rhede hinaus und ließ ihn auf die feindlichen Fregatten, welche Nelson zur Beobachtung aufgestellt hatte, Jagd machen. Am folgenden Tage folgte er selbst mit der ganzen Flotte nach, steuerte südlich und entdeckte auch bald einen Theil der feindlichen Flotte. Während der Nacht sah und hörte man unaufhörlich die Signale der englischen Fregatten, die durch Lichter und Kanonenschüsse Nelson die Richtung der französischen Flotte anzeigten. Bei Tagesanbruch wehte der Wind, der noch immer schwach und unveränderlich war, aus Westen, das Meer ging hohl, die Wellen stiegen hoch empor, aber ohne sich zu brechen, und man entdeckte jetzt den Feind in mehreren Gruppen vertheilt, deren Anzahl Einige auf zwei, Andere auf drei angaben. Er segelte der französchen Flotte entgegen und war von ihr noch 5 bis 6 Stunden entfernt. Am Morgen des folgenden Tages hatte Villeneuve nichts eiliger zu thun, als seine Schiffe regelmäßig in Linie zu stellen. Dies gelang nur unvollkommen, denn da ein ungünstiger Wind wehte und mehrere französische und spanische Befehlshaber absichtlich schlecht manöverirten, so entstanden in der französischen

Linie viele Lücken. Nelson hatte sein Geschwader inzwischen in zwei Colonnen getheilt, von denen die eine er selbst, die andere Collingwood befehligte. Beide kamen gegen 11 Uhr Morgens heran, Nelson auf seiner Vitory den übrigen Schiffen weit voraus. Gleich ihr erster Anprall entschied die Schlacht, denn die französische Linie wurde sofort auf zwei Stellen durchbrochen. Das französche Centrum, von dessen sieben Linienschiffen vier ihren Posten verlassen hatten, traf die ganze Wucht des feindlichen Angriffes, während die zehn französischen Linienschiffe des Vordertreffens müßig lagen und allen Signalen Villeneuve's zum Trotz ihre unthätige Rolle nicht aufgaben. Im Mitteltreffen hatte Nelson das Linienschiff Redoutable zu seinem Gegner. In eine alte Uniform gekleidet, die er an Schlachttagen zu tragen pflegte, stand er neben seinem Flaggencapitain, dem Commandeur Hardy, und wollte sich der Gefahr keinen Augenblick entziehen. Bereits war sein Secretair neben ihm gefallen; Hardy war eine Schuhschnalle weggeschossen und eine Kettenkugel hatte acht Matrosen auf einmal getödtet. Der große Seemann, der unsere Bewunderung und unsern Haß gleich sehr verdient, stand unbeweglich auf seinem Hinterdeck und beobachtete diese furchtbare Scene, als eine Kugel, die aus dem Mastkorbe des Redoutable kam, ihn in die linke Schulter traf und in den Nieren stecken blieb. Er sank sogleich in die Knie, suchte sich aber mit einer seiner Hände zu stützen. Im Fallen sagte er zu seinem Flaggencapitain: „Hardy, es ist mit mir vorbei.“ — „Nein, noch nicht,“ antwortete der Capitain. — „Ja, ich sterbe,“ fügte Nelson hinzu. — Man brachte ihn an den Ort, wo die Verwundeten verbunden werden, aber er hatte beinahe schon die Besinnung verloren und konnte nur noch wenige Stunden leben. Wenn er in Zwischenräumen seine Besinnung wieder bekam, fragte er, wie die Schlacht stehe und wiederholte einen Rath, der sich bald bewährt zeigte. — „Die Flotte muß am Abend vor Anker gehen,“ sagte er. Die Franzosen bemerkten an der Stille, die auf dem Verdeck der Victory plötzlich eintrat, daß etwas für sie Günstiges eingetreten sein müsse, und wollten entern. Während sie sich aber auf den Raaen zusammendrängten, erhielten sie von einem andern Schiffe eine furchtbare Lage Kartätschen, die fast ihre ganze zum Entern bestimmte Mannschaft tödtete. Zugleich verdoppelte sich das Feuer der



Victory und da von der Mannschaft des Redoutable kaum noch der sechste Theil am Leben war, so mußte sich der tapfere Befehlshaber ergeben. Während dieser Zeit kämpfte der Bucentaur, auf dem sich Villeneuve befand und die Sanctissima Trinidad gegen einen ganzen Haufen englischer Schiffe, der Bucentaur allein gegen vier. Nicht lange, so stürzten der große Mast und der Besanmast auf das Schiff herab und riefen eine traurige Verwirrung hervor. Man zog die Flagge am Fockmast auf. In eine dichte Rauchwolke versenkt, unterschied der Admiral nicht mehr was in der übrigen Flotte vorging. Als er bei einem augenblicklichen Aufhellen die Schiffe des Vordertreffens noch immer unbeweglich sah, so befahl er ihnen durch Signale, augenblicklich heran zu kommen um am Kampfe Theil zu nehmen. Auf's Neue in die mörderische Wolke eingehüllt, die Tod und Verwüstung ausspie, fuhr er zu kämpfen fort, obgleich er voraussah, daß er sein Admiralschiff in wenig Augenblicken werde verlassen müssen, um seine Pflicht auf einem andern zu erfüllen. Gegen drei Uhr stürzte sein dritter Mast auf das Verdeck nieder und füllte es ganz mit Trümmern. Villeneuve wollte nun das unbrauchbar gewordene Schiff verlassen und den Kampf auf einem andern Fahrzeuge fortsetzen, aber die Boote waren sämmtlich zerschmettert und der Admiral sah sich an seinem Schiffsrumpf angefesselt. Um 4¼ Uhr strich er die Flagge und wurde

von einer englischen Chaluppe abgeholt und am Bord des Linienschiffes Mars geführt. Die Sanctissima Trinidad hatte sich schon früher ergeben müssen. Das französische Centrum war vernichtet, das Vordertreffen blieb uoch immer unthätig, aber das Hintertreffen schlug sich mit Muth. Der Algesiras und der Achill erndteten hier den meisten Ruhm. Während der Algesiras gegen drei englische Linienschiffe kämpfte, wurde er von einem vierten geentert und wies dessen Angriff dreimal mit blanker Waffe zurück. Aber auch hier siegte die Uebermacht und nach langem Kampfe eroberten die Engländer dies auf allen Seiten durchlöcherte Schiff. Noch rühmwürdiger vertheidigte sich der Achill. Mitten im Gefecht brach im Schiffsrumpf Feuer aus. In solchen Fällen verläßt man die Geschütze um die Flammen zu löschen. Aber die Matrosen des Achill fürchteten, daß der Feind Vortheile gewinnen möchte, während sie mit dem Löschen beschäftigt seien, und blieben bei den Kanonen. Bald stiegen aus dem Schiffe Ströme von Rauch empor, so daß die Engländer sich von diesem Vulkane entfernten, der jeden Augenblick in die Luft zu fliegen und Vertheidiger wie Angreifer zu vernichten drohte. Die französische Schiffsmannschaft, von den Kugeln schon sehr gelichtet, suchte erst jetzt die Flammen zu löschen, die ihr Schiff verzehrte. Aber es war bereits zu spät und man mußte an die eigene Rettung denken. Alle schwimmenden Körper wurden in das Meer geworfen und man suchte auf diesen schwimmenden Asylen eine Zuflucht gegen die, jede Minute zu erwartende Explosion. Kaum hatten sich einige Matrosen in das Meer gestürzt, als das Feuer zu der Pulverkammer gelangte und den Achill mit furchtbarem Gekrach in die Luft sprengte. Die Engländer beeilten sich, ihre Schaluppen auszusetzen, um die Unglücklichen aufzunehmen, die sich so tapfer vertheidigt hatten. Eine kleine Anzahl entzog sich auf diese Weise dem Tode. Die Mehrzahl war an Bord geblieben und flog zugleich mit den Verwundeten, die das Schiff anfüllten, in die Luft.

Um fünf Uhr war die französische Schlachtlinie zerstört und der Kampf nahm ein Ende. Auf Seite der Franzosen retteten sich im Ganzen 15 Linienschiffe, während 17 von den Engländern genommen waren und eines in die Luft geflogen war. Die Engländer hatten kein einziges Schiff verloren, doch waren mehrere so beschädigt, daß sie dienstunfähig waren.

An Todten hatten die Verbündeten 6—7000 Mann verloren, die Engländer 3000.

Die Leiden der Franzosen sollten mit der Beendigung der Schlacht nicht aufhören. In der darauf folgenden Nacht brach ein furchtbarer Sturm aus, der mehrere ihrer Schiffe an die spanische Küste warf und dort scheitern ließ. Auch die Engländer verloren fast alle ihre gemachten Eroberungen und konnten von den 17 genommenen Kriegsschiffen nur 4 nach Gibraltar bringen. Napoleon kam dieser Sturm sehr gelegen, denn er konnte nun die Schlacht von Trafalgar als eine solche darstellen, in der seine Schiffe mehr durch den Sturm, als durch die Feinde gelitten hätten. Sein Benehmen gegen seine Seeleute war das ungerechteste der Welt. Die Tapferen wurden nicht belohnt, die Feigen nicht bestraft; es war, als sei sie nichts geschehen, die Schlacht bei Trafalgar war — vergessen. Wir müssen hier noch mit wenigen Worten des Schicksales des unglücklichen Villeneuve gedenken: Die Engländer ließen ihn auf seine Bitten gegen Ehrenwort frei, damit er sich in Frankreich vor einem Kriegsgericht rechtfertigen könne. Kaum hatte er den französischen Boden betreten, als er starb, wie man gewöhnlich annimmt durch Selbstmord. Dagegen behauptet der verabschiedete Sergeant Guilleminot, der ihn damals als Privatsecretair begleitete, in seinen durch Göthe bei uns eingeführten Denkwürdigkeiten, daß sein Admiral unter den Händen von Mördern geendet habe, und erzählt alle Einzelnheiten der schrecklichen That.



Viertes Kapitel.

Preußen nähert sich Rußland. — Fortsetzung der Kriegsoperationen. — Die Russen gehen bei Krems über die Donau zurück. — Gefecht von Dürrenstein. — Murat nimmt die Donaubrücke bei Wien durch Hinterlist. — Gefecht von Hollabrunn. — Schlacht von Austerlitz. — Die gleichzeitigen Ereignisse in Italien. — Schlacht von Caldiero. — Der Friede von Preßburg.

Die Nachricht von der Schlacht von Trafalgar machte auf dem Festlande einen geringen Eindruck. In der That, was nützte es den Verbündeten, daß Napoleons Seemacht vernichtet war, da seine Landmacht, mit der er ihnen auf dem Nacken saß, das alte Uebergewicht behauptete? Sie kannten jetzt die Engländer genau genug, um zu wissen, daß dieses Handelsvolk seine eben errungene Alleinherrschaft auf dem Meere gewiß dazu benutzen werde, einige französische, spanische oder holländische Colonien zu erobern, nicht aber dazu, ihnen in Deutschland zu Hülfe zu kommen. Man empfand daher über die Schlacht von Trafalgar blos eine Art von Schadenfreude, die durch das Ulmer Unglück noch dazu sehr gedämpft wurde. Preußen

war allein im Stande, diese furchtbare Scharte auszuwetzen, und daher richteten sich die Blicke aller Patrioten auf Berlin. Der Erzherzog Anton eilte persönlich dahin, um dem Könige die dringendsten Vorstellungen zu machen, daß Oesterreich verloren, die Unabhängigkeit Deutschlands dahin sei, wenn nicht Preußen sein mächtiges Schwert in die Wagschaale werfe. Auch Kaiser Alexander kam, um seine edle, gewinnende Persönlichkeit geltend zu machen. Unglücklicher Weise fehlte in Berlin der rechte Geist. Man gab Alles zu, sah Alles ein, hatte die hochherzigsten Worte, die besten Entschlüsse, und doch wollte die rasche That nicht nachfolgen. Ließ Friedrich Wilhelm seine 150,000 Mann in diesem Augenblicke marschiren, so gerieth Napoleon in die übelste Lage, was auch französische Schriftsteller dagegen sagen mögen. Die 150,000 Mann Preußen würden ihm über Franken und Böhmen in den Rücken gezogen sein und ihm die Verbindung mit Frankreich abgeschnitten haben. Er stand in Feindes Land, von seinen Hülfsquellen weit entfernt, zwischen den Russen, Preußen und Oesterreichern eingeklemmt. An einem Grunde zum Kriege fehlte es Preußen nicht. Sein Gebiet war verletzt worden, denn Bernadotte hatte das Fürstenthum Anspach durchzogen, ohne auch nur anzufragen. Aber in Berlin war die Zeit der halben Entschlüsse. Man wollte losschlagen, aber nur jetzt nicht, sondern um Zeit zu gewinnen, noch einmal eine Vermittelung versuchen, von der man voraus wußte, daß sie scheitern würde.

Alexander und Friedrich Wilhelm hatten sich am Grabe des großen Friedrich Freundschaft geschworen, das war das große Resultat, welches ihre Zusammenkunft hatte. Napoleon war indessen nicht ohne Befürchtungen und beschloß, die Entscheidung zu beschleunigen, da er wußte, daß die Preußen den Degen in der Scheide lassen würden, sobald er die Russen geschlagen habe. Diese standen jetzt an der Donau, wo sie die Nachricht von Mack's Niederlage erreichte. Kutusow hatte seinen Entschluß bald gefaßt: er bestand darin, nach Mähren zurückzugehen, um dem zweiten russischen Heere, bei dem sich Alexander selbst befand, und den aus Ungarn herbeikommenden Oesterreichern die Hand zu reichen. Wien mußte auf diese Art geopfert werden, doch das kümmerte den russischen Feldherrn wenig. Napoleon kam bereits mit gewohnter Schnelligkeit und mit allen seinen Streitkräften heran. Er folgte dem schönen fruchtbaren Thale, das

auf der einen Seite von den Alpen, auf der andern von der Donau begränzt wird. Die Masse seints Heeres marschirte auf dem rechten Donauufer, auf dem linken befanden sich blos einige kleine Abtheilungen; die Verbindung zwischen beiden Heerestheilen unterhielt eine Donauflotille, die zugleich Kriegsbedarf und Lebensmittel führte. Einen eigentlichen Widerstand fanden die Franzosen auf diesem Marsche nicht, denn die Russen zogen sich bei ihrer Annäherung bei Krems über die Donau zurück und verbrannten die dortige Brücke. Jetzt kamen die französischen Abtheilungen auf dem linken Ufer in große Gefahr, da die Russen mit ihren gesammten Streitkräften über sie herfielen. Diese Gefechte fanden in den Schluchten und Bergen



statt, auf welche die schöne Schloßruine Dürrensteirk, einst das Gefängniß von Richard Löwenherz, herabsieht. Die Franzosen erlitten große Verluste, konnten aber doch mit den Trümmern ihrer Corps sich retten, was unter solchen Umständen fast wie ein Sieg war. Inzwischen war der Feind ihnen bereits zuvorgekommen. In der Nähe von Wien führte eine große hölzerne Brücke über die verschiedenen Arme des Flusses. Graf Auersperg hielt hier mit 7000 Mann Wacht und hatte Alles so geordnet, daß die Brücke bei dem ersten Erscheinen des Feindes angezündet werden konnte. An dieser Brücke zeigte sich Murat, sprach von einem abgeschlossenen Waffenstillstande, verlangte den feindlichen Befehlshaber zu sehen und ließ inzwischen so

viel französische Truppen nach und nach herbeikommen, daß die Oesterreicher, als die Franzosen die Maske fallen ließen, wie durch Taschenspielerei um ihre Brücke gebracht waren. Erst jetzt besetzte Murat Wien, wo er 100,000 Gewehre, 10,000 Geschütze und Munition aller Art fand, obgleich die Donau da war, auf der die Regierung diese Schätze hätte nach Ungarn führen können. Der Besitz der Donaubrücke hatte für die flinken Franzosen die Folge, daß sie den schwerfälligeren Russen zuvorkamen. Als Kutusow Hollabrunn erreichte, fand er zu seinem großen Erstaunen die Franzosen auf derselben Straße aufgestellt, auf der er nach Mähren marschiren wollte. Er brauchte nun List gegen List, schickte an Lannes einen Adjutanten, sprach von einem Waffenstillstande und schlug vor, daß beide Heere da stehen bleiben möchten, wo sie sich eben befänden. Lannes ging darauf ein und die Russen hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihr Heer auf einem Umwege nach Mähren abziehen zu lassen, während ihr stehenbleibender Nachtrab ihre Bewegung gleichsam wie ein Vorhang bedeckte. Diesen letzteren griffen die Franzosen, als sie diese List entdeckten, an und trieben ihn nach einem blutigen Gefechte in die Flucht.

Die Entscheidung sollte bei Brünn erfolgen, wo Napoleon am 20. November eintraf. Die beiden Kaiser von Deutschland und Rußland waren in Olmütz bei einander, wo sie 90,000 Mann versammelt hatten, denn alle ihre verfügbaren Corps waren hier vereinigt. Die Umgebung des russischen Kaisers verlangte ungeduldig nach einer Schlacht, in der Nähe des Kaisers Franz war man mehr zum Frieden gestimmt. Die Oesterreicher machten ihre Schutzlosigkeit geltend, falls Napoleon wieder eine Schlacht gewinne, die Russen hielten einen solchen Fall für unmöglich, und führten für ihre Meinung an, daß Napoleon auffallend schwanke und in Brünn Vorbereitungen treffe, die auf einen Rückzug schließen ließen. Sie waren von ihrer eigenen Ueberlegenheit so fest überzeugt, daß der Fürst Dolgorucki, der mit Napoleon bei den Vorposten eine Unterredung hatte, diesem den wohlgemeinten Rath gab, zurückzugehen und sich keiner Schlacht auszusetzen, die nur verderblich für ihn ausfallen könne.

Die französischen Soldaten, die im Lager der Verbündeten allgemein als muthlos geschildert wurden, waren noch nie so vertrauensvoll gewesen, als eben jetzt. Als Napoleon in der Nacht des 1. Decembers, welche der

Schlacht voranging, noch einmal das Lager durchschritt, um alle Anordnungen persönlich zu prüfen, rafften die ersten Soldaten, die ihn bemerkten, das Stroh ihres Lagers zusammen und bildeten damit brennende Fackeln, die sie auf ihre Flinten steckten. Dieses Beispiel wurde vom ganzen Heere



nachgeahmt und in wenigen Minuten war das ganze französische Lager erleuchtet.

Der linke Flügel der Franzosen lag gegen die Straße von Olmütz hin und lehnte sich an bewaldete Höhen, der rechte Flügel dehnte sich in der Richtung nach der Wiener Straße aus, wo einige Teiche, die jetzt zugefroren waren, eine Art von Schutz bildeten. Vor dieser Stellung floß ein kleiner Bach, der Goldbach, jenseits erhoben sich die Höhen von Pratzen, auf denen die Russen standen. Es war Napoleons Plan, sich von den Russen angreifen zu lassen. Er wollte sie verlocken, seinen rechten Flügel anzugreifen, um ihnen dadurch den Rückzug nach Wien abzuschneiden. Hatten sie zu diesem Zwecke die Höhen von Pratzen verlassen, wie dies nicht anders sein konnte, so wollte Napoleon plötzlich vorgehen, jene Höhen stürmen und das feindliche Heer dadurch in zwei Theile trennen.

Um vier Uhr Morgens verließ Napoleon sein Zelt, um mit eigenen Augen zu beurtheilen, ob die Russen den Fehler begingen, zu dem er sie so geschickt ermuthigt hatte.* Er ging bis zum Dorfe Puntowitz vor, das am Ufer des die beiden Heere trennenden Baches liegt, und sah, daß die Feuer der Russen auf den Höhen von Pratzen beinahe erloschen. Ein sehr bemerkbares Geräusch von Geschützen und Pferden verrieth einen Marsch von der Linken zur Rechten, also nach den Teichen hin, wohin er die Russen eben locken wollte. Er empfand eine lebhafte Freude, als er seine Voraussicht so sehr gerechtfertigt sah, und er ging nun auf das höher liegende Terrain zurück, wo er die Nacht zugebracht hatte, um das Schlachtfeld in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen. Seine Marschälle befanden sich neben ihm. Eben brach der Tag an. Ein Winternebel bedeckte weithin das Feld und man sah bloß die hervorragendsten Theile des Terrains, die sich über diesem Nebel darstellten, wie Inseln über einem Meere. Die verschiedenen Corps des französischen Heeres waren in Bewegung und stiegen von der Stellung herab, die sie während der Nacht eingenommen hatten, um über den Bach zu gehen, der sie von den Russen trennte. Unten im Grunde, wo der Nebel sie verdeckte, hielten sie aber an, weil der Kaiser sie so lange zurückhalten wollte, bis der günstige Augenblick zum

* Die Beschreibung der Schlacht von Austerlitz ist nach Thiers.



Angriff erschien. Am Endpunkte der Linie nach den Teichen hin ließ sich bereits ein sehr lebhaftes Feuer hören. Die Bewegung der Russen gegen den französichen rechten Flügel sprach sich aus. Der Marschall Davoust war eilig abgegangen, um die Division Friant von Großraigern nach Telnitz zu führen, damit sie das dritte Regiment und die corsischen Jäger unterstütze, die mit einem beträchtlichen Theile der Feinde zu thun hatten. Die Marschälle Murat, Lannes und Soult umringten mit ihren Adjutanten den Kaiser und erwarteten den Befehl, im Centrum und auf der Linken den Kampf zu beginnen. Napoleon mäßigte ihren Eifer, da er die Russen ihren Fehler ganz begehen lassen wollte, bis sie sich aus den Niederungen, in die man sie verwickeln wollte, nicht mehr herausarbeiten könnten. Endlich erschien die Sonne, zerstreute die Nebel und übergoß dieses ungeheure Schlachtfeld mit ihrem Lichte. Es war die Sonne von Austerlitz, jene Sonne, die der lebenden Generation so oft in das Gedächtniß zurückgerufen wurde und auch von den kommenden Geschlechtern gewiß nie vergessen werden wird. Die Höhen von Pratzen entblößten sich von Truppen. Die

Russen stiegen nach ihrem Plane in das Bett des Goldbaches hinab, um sich der Dörfer Telnitz und Sokolnitz zu bemächtigen, die an diesem Bache liegen. Napoleon gab nun das Signal zum Angriff und seine Marschälle gingen im Galopp ab, um sich an die Spitze ihrer verschiedenen Armeecorps zu stellen.

Die drei russischen Colonnen, die mit dem Angriffe auf Telnitz und Sokolnitz beauftragt waren, setzten sich um sieben Uhr in Bewegung. Sie standen unter dem unmittelbaren Befehle der Generale Doctorow, Langeron, Przybyszewski und unter dem Oberbefehl des Generals Burhöwden, eines mittelmäßigen und trägen Officiers, dessen höchster Stolz eine Gunst war, die er einer Heirath mit einer Hofdame verdankte, und der den linken Flügel der russischen Armee ebenso wenig befehligte, wie der General Kutusow das Ganze. Er befand sich persönlich bei der Colonne des Generals Doctorow, die den Endpunkt der russischen Linie bildete und zuerst angreifen sollte. Um die andern Colonnen, um die Uebereinstimmung, die in ihre Bewegungen gebracht werden mußte, bekümmerte er sich gar nicht, und dies war ein Glück für die Franzosen, denn wenn sie übereinstimmend handelten und Telnitz und Sokolnitz in Masse angriffen, so konnten sie, da die Division Friant an diesem Punkte noch nicht eingetroffen war, gegen die französische Rechte mehr Terrain gewinnen, als ihnen zu überlassen räthlich war.

Die Colonne Doctorow's hatte gleich den andern auf den Höhen von Pratzen übernachtet. Am Fuße dieser Höhen, in den Niederungen, welche sie von dem rechten Flügel der Franzosen trennte, lag das Dorf Augezd und in diesem Dorfe befand sich ein Vortrab unter dem Befehle des General Kienmayer, aus 5 Bataillonen und 14 Schwadronen Oesterreichern bestehend. Dieser Vortrab sollte die Ebene zwischen Augezd und Telnitz reinigen, während die Colonne Doctorow's von den Höhen herabstiege. Die Oesterreicher, die den Russen zeigen wollten, daß sie sich eben so gut wie sie schlügen, griffen das Dorf Telnitz mit vieler Entschlossenheit an. Sie mußten über den Bach gehen, der hier in Gräben fließt, und sodann eine mit Weinbergen bedeckte Höhe erstürmen. Die Franzosen hatten an dieser Stelle außer dem 3. Linienregimente die corsischen Jäger, die hinter Bäumen und Häusern im Hinterhalte lagen. Diese geschickten Scharfschützen zielten kaltblütig auf die Husaren, die man vorausgeschickt hatte und tödteten eine große

Menge. Auf dieselbe Weise empfingen sie ein Regiment Szeckler (Fußvolk) und rieben in einer Stunde einen Theil desselben auf. Dieses mörderischen und erfolglosen Kampfes müde, griffen die Oesterreicher das Dorf Telnitz mit ihren 5 Bataillonen in Masse an, konnten aber nicht eindringen, da das 3. Regiment sie mit der Entschlossenheit erprobter Soldaten in Empfang nahm. Während der Vortrab Kienmayers sich in ohnmächtigen Anstrengungen erschöpfte, erschien die Colonne Doctorow, 24 Bataillone stark, vom General Burhöwden geführt, nachdem sie über eine Stunde lang auf sich hatte warten lassen, und half den Oesterreichern Telnitz erstürmen, zu dessen Vertheidigung das 3. Regiment nicht ausreichte. Das Bett des Baches wurde erstiegen und General Kienmayer ließ nun seine 14 Schwadronen jenseits von Telnitz gegen die leichte Reiterei des Generals Margaron vorgehen. Diese hielt mehrere Angriffe muthig aus, konnte aber gegen eine solche Reitermasse nicht Stand halten. Da die Division Friant von Großraigern noch nicht eingetroffen war, so war die französische rechte Flanke vollständig überflügelt. Aber nachdem Burhöwden lange hatte auf sich warten lassen, mußte er nun seinerseits die zweite Colonne unter dem General Langeron erwarten. Diese letztere hatte sich in Folge eines besondern Umstandes verzögert. Die Reitermasse, welche die Ebene rechts von den Russen und links von den Franzosen besetzen sollte, hatte die erhaltenen Befehle falsch verstanden und sich bei Pratzen selbst aufgestellt, mitten zwischen den Bivouacs von Langeron's Colonne. Als diese Reiterei ihren Irrthum erkannte, mußte sie, um die angewiesene Stellung einzunehmen, durch die Colonnen von Langeron und Przybyszewski marschiren und hielt diese dadurch lange auf. Endlich kam der General Langeron von Sokolnitz an und unternahm den Angriff. Aber während dieser Zeit war der General Friant mit seiner Division, die aus 5 Infanterie- und 6 Dragoner-Regimentern bestand, eilig herbeigekommen. Das erste Dragonerregiment, das an diesem Tage der Division Bourcier zugewiesen war, ging im Trabe auf Telnitz vor. Die auf diesem Punkte siegreichen Feinde begannen bereits über den Goldbach zu gehen und das 3. Linienregiment und die leichte Reiterei Margaron's zu überflügeln. Die Dragoner setzten sich in Galopp und warfen Alles über Telnitz zurück, was über das Dorf bereits hinaus war. Die Generale Friant und Heudelet drangen

nun mit der 1. Brigade, die aus dem 108. Linienregimente und aus den Voltigeuren des 25. leichten Regiments bestand, in Telnitz mit gefälltem Bajonnet ein, vertrieben die Oesterreicher und Russen, warfen sie über die Gräben zurück, welche das Bett des Goldbaches bilden, und blieben Herren des Terrains, nachdem sie es mit Todten und Verwundeten bedeckt hatten. Unglücklicherweise herrschte in den Niederungen noch der Nebel, der sonst fast überall verschwunden war. Er hüllte Telnitz ein und man befand sich hier in einer Art von Wolke. Das 26. leichte Regiment von der Division Legrand, das dem 3. Linienregiment zu Hülfe gekommen war, sah jetzt jenseit des Baches Truppenmassen, ohne die Farbe der Uniform zu unterscheiden, und feuerte auf das 108. Regiment, das es für feindlich hielt. Das 108. gerieth bei diesem unerwarteten Angriffe in Verwirrung und zog sich zurück, weil es umgangen zu sein fürchtete. Die Russen und Oesterreicher, welche an diesem Punkte 29 Bataillone stark waren, benutzten diesen Umstand, um die Offensive wieder zu ergreifen, und trieben die Halbbrigade Heudelet aus Telnitz heraus, während der General Langeron mit 12 russischen Bataillonen in Sokolnitz eindrang, das etwas oberhalb von Telnitz am Goldbache liegt. Die beiden feindlichen Colonnen unter Doctorow und Langeron begannen über Telnitz und Sokolnitz vorzugehen. Zu gleicher Zeit hatte die Colonne des Generals Przybyszewski das Schloß Sokolnitz, das oberhalb des gleichnamigen Dorfes liegt, angegriffen und genommen. General Friant, der sich an diesem Tage wie an vielen andern als Held zeigte, entsendet bei diesem Anblicke den General Bourcier mit seinen 6 Dragonerregimentern gegen Doctorow's Colonne, in demselben Augenblick, als diese sich jenseits Telnitz entwickelt. Die Russen fällen gegen die französischen Dragoner ihre Bajonnette, aber die stets wiederholten Reiterangriffe verhindern sie, in der Ebene sich auszudehnen und machen der Brigade Heudelet Luft. Der General Friant setzt sich nun an die Spitze der Brigade Lochet, die aus dem 47. und 111. Linienregiment bestand und wirft sich auf Langeron's Colonne, die bereits über Sokolnitz hinaus war, drückt sie dahin zurück, dringt hinter ihr ein, vertreibt sie und wirft sie über den Goldbach. Friant übergiebt nun dem 48. Regiment die Bewachung von Sokolnitz und zieht mit der 3. Brigade Kister, die aus dem 33. Linienregiment und aus dem 15. leichten Regiment bestand,

gegen die Colonnen von Przybyszewski, um ihr das Schloß Sokolnitz streitig zu machen. Auch diese wirft er zurück. Während er aber vor dem Schlosse Sokolnitz kämpft, hat Langeron das Dorf gleiches Namens wieder angegriffen und ist im Begriff, das 48. Regiment zu überwältigen das sich in den Häusern des Dorfes mit großer Tapferkeit vertheidigt. Der General Friant kehrt zurück und befreit das Regiment. Dieser tapfere General und sein erlauchter Feldherr, der Marschall Davoust, eilen auf dieser so lebhaft bestrittenen Linie des Goldbaches unaufhörlich von Punkt zu Punkt und schlagen sich mit 7—8000 Mann Fußvolk und 2800 Pferden gegen 35000 Russen. In der That war die Division Friant durch ihren 36stündigen Marsch auf 6000 Mann höchstens herabgebracht und verfügte mit dem 3. Linienregiment über nicht mehr als 7—8000 Streiter. Aber die zurückgebliebenen Soldaten trafen mit jedem Augenbicke zahlreicher ein und füllten nach und nach die Lücken aus, die das feindliche Feuer gemacht hatte.

Während dieses heftigen Kampfes auf der französischeu Rechten hatte der Marschall Soult im Centrum die Stellung angegriffen, von der das Schicksal der Schlacht abhing. Auf das von Napoleon gegebene Signal hatten die Divisionen Vandamme und Saint-Hilaire den Abhang der Hochebene von Pratzen in geschlossenen Colonnen und im Geschwindschritt erstiegen. Die Division Vandamme stellte sich links, jene von SaintHilaire rechts vom Dorfe Pratzen auf, das in der Tiefe einer Schlucht liegt, welche nahe bei Puntowitz in den Goldbach mündet. Das russische Centrum, aus der österreichischen Infanterie Collowrat's und dem russischen Fußvolk unter Miloradowitsch, zusammen 27 Bataillone bestehend, von Kutosow und den beiden Kaisern direct befehligt, hatte, während die Franzosen vorwärts gingen, die Hochebene von Pratzen besetzt, um dort die drei Colonnen unter Burhöwden zu ersetzen, die in die Niederungen hinabgestiegen waren. Die französischen Soldaten fuhren fort, die Höhen von Pratzen zu ersteigen, ohne auf das Gewehrfeuer zu antworten, dem sie ausgesetzt waren, und überraschten die feindlichen Generale durch ihre lebhafte und entschlossene Haltung.

Bei dem Dorfe Pratzen angelangt, marschiren sie durch, ohne sich aufzuhalten. Der General Morand geht an der Spitze des 10. Regiments

darüber hinaus und stellt sich an der Hochebene auf. Der General Thiebault folgt ihm mit seiner Brigade, die aus dem 14. und 36. Linienregimente besteht und empfängt plötzlich von hinten eine Salve Musketenfeuer, die von zwei russischen Bataillonen ausging, welche in der Schlucht verborgen waren, in der das Dorf Pratzen liegt. Der General macht einen Augenblick Halt, giebt das Feuer aus nächster Nähe zurück und dringt mit einem seiner Bataillone in das Dorf ein. Er vertreibt die Russen und kehrt dann auf die Hochebene zurück. Die Brigade Varé, die zweite der Division Saint-Hilaire war links vom Dorfe vorgegangen und hatte sich dem Feinde gegenüber aufgestellt, während Vandamme sich mit seiner Division noch weiter links zog und neben einem kleinen Hügel Stellung nahm, der Stari-Winobradi heißt und die Hochebene von Pratzen beherrscht. Die Russen hatten auf diesem Hügel 5 Bataillone und eine zahlreiche Artillerie aufgestellt.

Die österreichische Infanterie unter Collowrat und die russische unter Miloradowitsch waren in zwei Linien aufgestellt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, läßt der Marschall Soult die Divisionen Saint-Hilaire und Vandamme vorgehen. Der General Thiebault, der mit seiner Brigade den rechten Flügel der Division Saint-Hilaire bildete, hatte eine Batterie von 12 Geschützen. Er läßt sie mit Kugeln und Kartätschen laden und beginnt ein mörderisches Feuer auf die entgegenstehende Infanterie. Dieses ebenso lebhafte als wohlgezielte Feuer verbreitet bald Unordnung in den Reihen der Oesterreicher, die zurückweichen und sich dann in Unordnung nach dem Abhange der Hochebene flüchten. Vandamme greift nun den vor ihm stehenden Feind an. Sein tapferes Fußvolk geht kaltblütig vor, feuert mehrmals mit glücklichem Erfolge und wirft sich dann mit dem Bajonnet auf die Russen. Es wirft ihre erste Linie auf die zweite und zwingt beide, nach dem entgegengesetzten Abhange zu flüchten und ihr Geschütz zu verlassen. Bei dieser Bewegung hatte Vandamme den Hügel von Stari-Winobradi, den mehrere russische Bataillone vertheidigten und der von Geschütz starrte, zu seiner Linken gelassen. Er kehrt dahin zurück und läßt ihn von dem General Schiner mit dem 24. leichten Regiment umgehen, während er selbst mit dem 4. Regiment stürmt. Trotz eines

furchtbaren Feuers erreicht er den Gipfel, wirft die Russen hinab und bemächtigt sich ihrer Geschütze.

So hatten die beiden Divisionen des Marschall Soult in weniger als einer Stunde die Höhen von Pratzen erobert und verfolgten jetzt die Russen und Oesterreicher nach dem Schlosse Austerlitz hin.

Die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland, die bei diesem raschen Angriffe zugegen waren, bemühten sich vergebens, ihre Soldaten aufzuhalten. Man hörte in der Verwirrung nicht auf sie, und Alexander konnte schon jetzt die Entdeckung machen, daß ein Souverain unter solchen Umständen weniger Werth hat als ein guter General. Miloradowitsch, im Feuer immer glänzend, eilte auf dieses von Kugeln durchfurchte Schlachtfeld herbei und versuchte, die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen. Der General Kutusow, der von einer Kugel an der Backe verwundet war, sah das Unglück geschehen, das er vorausgesehen, aber aus Mangel an Festigkeit nicht verhindert hatte. Er zog die russische Garde herbei, um seine fliehenden Truppen hinter ihr zu ordnen. Wenn dieser Anführer der russischen Armee, dessen Verdienst hauptsächlich in einer Feinheit bestand, die sich hinter einer großen Trägheit verbarg, eines richtigen und raschen Entschlusses fähig war, so mußte er jetzt zu seinem linken Flügel eilen, die drei Colonnen unter Burhöwden aus den Niederungen auf die Hochebene von Pratzen führen und mit 50,000 Mann eine entscheidende Anstrengung machen, um eine Stellung wieder zu gewinnen, ohne die sein Heer in zwei Theile getrennt wurde. Gelang ihm dies auch nicht, so konnte er sich wenigstens auf einem sichern Wege nach Austerlitz zurückziehen und ließ seinen linken Flügel nicht mit einem Abgrund im Rücken stehen. Aber er dachte nur an das Unglück, von dem er Augenzeuge war und beschränkte sich darauf, sein Centrum hinter der 9000 Mann starken russischen Garde zu sammeln, während Napoleon beständig die Augen auf die Gegend von Pratzen gerichtet hielt und zur Unterstützung des bereits siegreichen Marschall Soult das Corps von Bernadotte, die Garde und Oudinot's Grenadiere, d. h. 25000 Mann ausgesuchter Truppen herbeiführte.

Lannes sollte mit den Divisionen Suchet und Caffarelli, die zu beiden Seiten der Straße von Olmütz standen, direct vorwärts gehen. Links

von der Straße, da, wo der Santon sich erhebt, nähert sich das Terrain der bewaldeten Höhen der March und ist bald gebirgig, bald von tiefen Schluchten durchzogen. Dort stand die Division Suchet. Rechts ist der Boden ebener und schließt sich in sanften Abhängen den Höhen von Pratzen an. Auf dieser Seite marschirte Caffarelli, von Murats Reiterei gegen die feindlichen Reitermassen geschützt.

Man erwartete auf diesem Punkte eine Art Schlacht von den Pyramiden; denn man sah 82 österreichische und russische Schwadronen unter dem Oberbefehl des Fürsten Johann von Lichtenstein in zwei Reihen aufgestellt. Suchet und Caffarelli ließen daher mehrere Bataillone in Linie marschiren und stellten in den Zwischenräumen Bataillone in geschlossener Colonne auf, um die ersteren zu unterstützen und zu flankiren. Die Artillerie war vor den beiden Divisionen vertheilt. Die leichte Reiterei des Generals Kellermann, wie die Dragonerdivisionen, standen rechts in der Ebene, die schwere Cavallerie unter Nansouty und Hautpoul als Reserve rückwärts.

In dieser imposanten Ordnung brach Lannes auf, sobald er den Kanonendonner von Pratzen hörte und marschirte im Paradeschritt, als ob er auf dem Exercierplatze wäre, über diese von einer schönen Wintersonne beleuchtete Ebene.

Der Fürst von Lichtenstein hatte in Folge des erwähnten Mißverhältnisses lange auf sich warten lassen. Während seiner Abwesenheit hatte die russische Garde die Lücke ausgefüllt, die er zwischen dem Centrum und dem rechten Flügel ließ. Endlich eingetroffen, bemerkt er die Bewegung von Lanne's Corps und wirft die Uhlanen des Großfürsten Constantin auf die Division Caffarelli. Diese kühnen Reiter werfen sich auf diese Division, vor der Kellermann mit seiner Brigade leichter Reiterei steht. Kellermann, einer der geschicktesten Reiter, fürchtet, auf das französische Fußvolk geworfen zu werden und es in Unordnung zu bringen, wenn er diesen furchtbaren Angriff abwartet. Er nimmt seine Schwadronen zurück, läßt sie durch die Bataillone zurückgehen und formirt sie wieder auf dem linken Flügel, um eine günstige Gelegenheit zum Angriff benutzen zu können Die im Galopp vorgehenden Uhlanen finden die französische leichte Reiterei nicht mehr und stoßen statt ihrer auf eine unerschütterliche Infanterielinie, die sich nicht einmal in Vierecke formirt und sie mit einem mörderischen Feuer

empfängt. 400 dieser Reiter werden augenblicklich zu Boden gestreckt. Der russische General Essen empfängt an ihrer Spitze eine tödtliche Wunde. Die Uebrigen verbreiten sich in Unordnung nach rechts und links. Diese Gelegenheit ergreifend, wirft sich Kellermann auf die Uhlanen und säbelt eine große Anzahl nieder. Der Fürst von Lichtenstein schickt einen zweiten Theil seiner Schwadronen den Uhlanen zu Hülfe. Französischerseits gehen die Dragonerdivisionen vor, und nun sieht man eine Zeitlang nichts, als ein schreckliches Durcheinander, in dem Jeder Mann gegen Mann kämpft.



Diese Wolke von Reiterei zerstreut sich endlich; jeder Theil kehrt zu seiner Schlachtlinie zurück und läßt den Boden mit Todten und Verwundeten bedeckt, die der Mehrzahl nach Oesterreicher oder Russen sind. Nun gehen die beiden französischen Infanteriemassen auf dieses von der Reiterei verlassene Terrain mit festem und abgemessenem Schritt vor. Die Russen stellen ihnen 40 Feuerschlünde entgegen, die einen Hagel von Wurfgeschossen ausspeien. Eine Salve tödtet sämmtliche Tambours der Division Caffarelli's. Man

antwortete auf diese Kanonade mit dem ganzen Feuer der französischen Artillerie. In diesem Geschützgefecht wird dem General Valhubert von einer Kugel der Scheitel zerschmettert. Mehrere Soldaten wollen ihn forttragen. — „Bleibt auf euern Posten,“ sagte er ihnen, „ich kann allein sterben. Um eines Menschen willen darf man nicht sechs verlieren.“ — Man marschirt nun gegen das Dorf Blasiowitz, das rechts in der Ebene lag, wo sich das Terrain gegen Pratzen zu heben anfängt. Dieses Dorf lag, wie alle jener Gegend in einer tiefen Schlucht, und man sah von ihm blos die Flammen, die es verzehrten. Eine Abtheilung der russischen Garde hatte es besetzt, ehe Fürst Lichtenstein herankam. Lannes befiehlt dem 13. Regimente, sich des Dorfes zu bemächtigen. Der Obrist Caster geht mit dem 8. Bataillon vor und wird von einer Kugel in die Stirn getroffen. Das Bataillon läßt sich nicht aufhalten und rächt den Tod seines Anführers mit dem Bajonnet. Man bemächtigt sich des Dorfes und macht wieder Gefangene, die hinter die Linie geschickt werden.

Auf dem andern Flügel von Lannes Corps versuchten die von Bragation geführten Russen den kleinen Hügel zu nehmen den die französischen Soldaten den Santon nannten. Sie hatten in dem Thale, das vor diesem Hügel hinzieht, das Dorf Bosenitz genommen und wechselten von hier aus mit dem zahlreichen Geschütz auf der Höhe Kugeln, wagten aber nicht, dem Musketenfeuer des 17. Regiments zu trotzen, das zu vortheilhaft aufgestellt war.

Der Fürst Bragation hatte sein Fußvolk auf der Straße von Olmütz gegen Suchet aufgestellt. Zum Rückzuge gezwungen, ging er langsam vor Lannes zurück und dieser folgte ihm ohne Uebereilung, aber in einer imponirenden Masse und stets Terrain gewinnend.

Nachdem Blasiowitz gestürmt ist, läßt Lannes Holubitz und Kruch, zwei Dörfer an der Straße von Olmütz, nehmen und erreicht Bragation's Fußvolk. In diesem Augenblick löst er die Linie auf, die seine beiden Divisionen bilden. Er stellt die Division Suchet links, die Division Caffarelli rechts auf, beide in schräger Richtung. Durch diese Bewegung trennt er Bragations Fußvolk von der Reiterei des Fürsten Lichtenstein und drückt das erste links über die Straße von Olmütz hinaus, die zweite rechts gegen die Hochebene von Pratzen.

Nun will die Reiterei einen letzten Versuch machen und wirft sich in Masse auf die Division Caffarelli, die sie in guter Haltung empfängt und mit Musketenfeuer zurückwirft. Die zahlreichen Schwadronen Lichtensteins zerstreuen sich, werden wieder gesammelt und gegen die französischen Bataillone zurückgeführt. Auf Lannes Befehl defiliren die Generale Hautpoul und Nansouty hinter den Reihen des Fußvolks, formiren sich auf dem rechten Flügel und gehen im Galopp vor. Die Erde erzittert unter den Hufschlägen dieser 4000 Rosse. Die Kuirassiere stürzen sich mit dem Säbel in der Faust auf die feindlichen Schwadronen, werfen sie durch ihren Anprall über den Haufen, zerstreuen sie und zwingen sie zum Rückzuge nach Austerlitz, von wo sie nicht wieder zum Vorschein kommen.

Während dieser Zeit hatte die Division Suchet das Fußvolk des Fürsten Bragation angegriffen. Erst richteten die Franzosen auf die Russen jenes ruhige und sichere Feuer, in dem sie eine solche Präcisiou erreicht hatten, dann griffen sie zum Bajonnet. Die Russen konnten dem Ungestüm der französischen Bataillone nicht widerstehen und zogen sich zurück, aber ohne sich zu zerstreuen oder die Waffen zu strecken. Sie bildeten eine verworrene Masse, die man vor sich hertreiben, aber nicht gefangen nehmen konnte. Lannes zog die schwere Reiterei des Generals Hautpoul herbei und schickte sie gegen die Russen, um den Rückzug zu beschleunigen. Die Kuirassiere griffen die Soldaten, die sich in Pelotons zurückzogen, in allen Richtungen an und zwangen einige Tausend, die Waffen zu strecken.

So lieferte Lannes auf der Linken für sich allein eine wahre Schlacht. Er hatte 4000 Gefangene gemacht. Der Boden war mit 2000 Todten und Verwundeten bedeckt, theils Oesterreicher, theils Russen.

Auf der Hochebene von Pratzen war der Kampf wieder entbrannt zwischen dem Feinde und Soults' Corps, das mit allen Reserven verstärkt worden war, die Napoleon in Person herbeiführte. General Kutusow hatte, wie gesagt, nicht daran gedacht, seine drei Colonnen aus den Niederungen zurückzuführen und sich darauf beschränkt, sein Centrum hinter der Garde zu ordnen. Die einzige Brigade Kamenski von Langeron's Corps hielt an, als sie in ihrem Rücken ein sehr lebhaftes Feuer hörte und ging später aus eigenem Antriebe zurück, um die Höhen von Pratzen

wieder zu gewinnen. Der General Langeron hatte sich an die Spitze dieser Brigade gestellt und den Rest seiner Colonne in Sokolnitz gelassen.

Bei dieser Erneuerung des Kampfes hatten die Franzosen mit der Brigade Kamenski, mit dem Fußvolk unter Miloradowitsch und mit der russischen Garde zu thun. Die Brigade Thiebault, welche die Rechte vom Corps des Marschall Soult bildete und durch Pratzen von der Brigade Varé getrennt wurde, stand in einem Kreuzfeuer, denn vor sich hatte sie die neugebildete Linie der Oesterreicher und zur Rechten einen Theil von Langeron's Truppen. Diese Brigade, die aus dem 10. Regiment, dem 14. und 36. Linienregiment bestand, lief einen Augenblick die größte Gefahr. Während sie sich selbst in einen Haken aufstellte, um gegen den Feind Front zu machen, ergriff der Adjutant Labadie vom 36. Regiment, um zu verhüten, daß sein Bataillon unter einem Musketen- und Kartätschenfeuer, das in einer Nähe von dreißig Schritt eröffnet wurde, zurückweiche, die Fahne stellte sich daselbst auf und rief: „Soldaten, hier ist eure Schlachtlinie!“ Das Bataillon entwickelte sich in der vollkommensten Ruhe. Die Andern ahmen ihm nach, die Brigade nimmt ihre Stellung und wechselt auf einige Augenblicke ein mörderisches Flintenfeuer. Indessen mußten diese drei Regimenter dem Kreuzfeuer bald erliegen, wenn der Kampf länger dauerte. Der General Saint-Hilaire, von der ganzen Armee wegen seines Muthes bewundert, befragt die Generale Thiebault und Morand, was zu thun sei, als der Obrist Pouget vom 10. Regiment ihm sagt: „General, lassen sie uns mit dem Bajonnet vorwärts gehen, oder wir sind verloren.“ — „Ja, vorwärts,“ antwortete der General Saint-Hilaire. — Man kreuzt sogleich das Bajonnet, wirft sich auf die Russen unter Kamenski, auf die Oesterreicher unter Collowrat und stürzt die erstern auf Sokolnitz und Telnitz, drängt die zweiten nach der Hochebene von Pratzen zurück.

Während die Brigade Thiebault sich aus ihrer Lage so glücklich herauszog, hatten die Brigade Varé und die Division Vandamme, die auf der andern Seite von Pratzen standen, viel weniger Mühe, den Angriff zurückzuweisen, und trieben die Feinde bald an den Fuß der Höhen zurück, die jene vergebens zu ersteigen suchten. Das erste Bataillon des 4. Regiments ließ sich in seinem Eifer auf ein unebenes Terrain

verlocken, das mit Weinbergen bedeckt war. Der Großfürst Constantin schickt auf der Stelle eine Abtheilung Gardereiter ab, welche dieses Bataillon mitten in den Weinbergen überrascht und es über den Haufen wirft, ehe es sich in ein Viereck stellen kann. In der Verwirrung wird der Fahnenträger getödtet. Ein Unteroffizier will den Adler aufnehmen und wird seinerseits getödtet. Ein Soldat, der das Feldzeichen an sich nimmt, wird ebenfalls kampfsunfähig gemacht und man kann die Reiter Constantin's nicht verhindern, diese Trophäe zu entführen.

Napoleon, der selbst herbeigekommen war, um das Centrum mit seiner Garde, dem Corps Bernadotte und den Reitern Oudinots zu verstärken, sieht von der Höhe die Niederlage dieses Bataillons. — „Dort giebt es Unordnung,“ sagt er zu Rapp „wir müssen dem abhelfen.“ — Sogleich fliegt Rapp an der Spitze der Mamelucken dem bedrohten Bataillone zu Hülfe. Der Marschall Bessières folgt mit den Grenadieren zu Pferde. Die Division Drouet von Bernadottes Corps, aus dem 94., 95. u. 27. Regiment bestehend, geht, vom Obrist Gerard geführt, in zweiter Linie vor, um sich der russischen Garde entgegenzustellen.

Wie Rapp sich zeigt, zieht er die feindliche Reiterei auf sich, welche die an der Erde liegenden Soldaten niedermetzelte. Diese Reiterei geht mit vier Geschützen gegen ihn vor. Rapp läßt sich nicht abhalten und wirft die kaiserl. Reiterei zurück. Er geht immer vorwärts und kommt über das Terrain hinaus, welches das 4. Regiment mit seinen Trümmern bedeckte. Auf der Stelle erheben sich die Soldaten und bilden sich wieder, um ihre Niederlage zu rächen. Wie Rapp die Linie der russischen Garde erreicht, erfährt er einen zweiten Angriff. Es sind die Gardereiter Alexanders, die sich unter dem Fürsten Repnin auf ihn werfen. Der tapfere Morbrand, Obrist der Gardejäger, wird getödtet, die Jäger weichen zurück. Aber in diesem Augenblick kommen die reitenden Grenadiere im Galopp herbei. Diese herrlichen Reiter, welche große Pferde haben, wollen sich mit den Gardereitern Alexanders messen. Zwischen Beiden entsteht ein Handgemenge. Das Fußvolk der russischen Garde ist Zeuge dieses Kampfes, wagt aber nicht zu feuern, um nicht die eigenen Leute zu treffen. Endlich siegen die Grenadiere Napoleon's, die in hundert Schlachten erprobt sind, über die jungen Reiter Alexanders, werfen eine

Anzahl zu Boden, zerstreuen die Uebrigen und kehren siegreich zu ihrem Heere zurück.

Napoleon, der dieses Gefecht mit ansah, war entzückt, daß die russische Jugent für ihren Uebermuth gestraft wurde. Von seinem Generalstab umgeben, empfing er Rapp, der verwundet und mit Blut bedeckt herbeikam, den Fürsten Repnin als Gefangenen mit sich führte, und gab ihm glänzende Beweise der Zufriedenheit. Während dieser Zeit trieben die Regimenter



der Division Drouet, die der Obrist Gérard herbeigeführt hatte, die Infanterie der russischen Garde auf das Dorf Kreznowitz zurück, nahmen es und machten viele Gefangene. Es war ein Uhr Nachmittags und der Sieg war unzweifelhaft, denn das Lannes und Murat die Ebene zur Linken beherrschten, Soult, auf die Reserve gestützt, Herr der Höhen von Pratzen war, so blieb nichts mehr übrig, als sich rechts zu wenden und die Colonnen unter Burhöwden, die uns von der Wiener Straße hatten abschneiden wollen, in die Teiche zu stürzen. Indem Napoleon das

Corps von Bernadotte auf den Höhen von Pratzen stehen ließ und sich mit dem Corps Soult's und den Grenadieren Oudinots rechts zog, folgte er der Straße, auf der die russischen Colonnen hergekommen waren, um sie im Rücken anzugreifen. Es war Zeit, daß er kam, denn Soult und Friant, die unaufhörlich zwischen Sokolnitz und Telnitz hin und her eilten, um den Russen den Uebergang über den Goldbach unmöglich zu machen, erlagen beinahe. Dem tapfern Friant waren vier Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Während er aber seine letzten Anstrengungen machte, erschien Napoleon an der Spitze einer zermalmenden Masse von Streitkräften. Nun entsteht unter den verzweifelnden Russen eine fürchterliche Verwirrung. Przbyszewski wird mit seiner ganzen Colonne, Langeron mit der vor Sokolnitz gebliebenen Hälfte umringt; beide ohne Hoffnung auf Rettung denn die Franzosen stehen in ihrem Rücken. Diese beiden Colonnen zerstreuen sich; ein Theil wird in Sokolnitz gefangen genommen, ein Theil flüchtet in der Richtung von Telnitz und wird bei den Sümpfen gleiches Namens umzingelt. Ein dritter Theil endlich sucht Brünn zu erreichen und muß an der Wiener Straße die Waffen strecken, eben da, wo die Russen in der Hoffnung des Sieges sich ein Stelldichein gegeben hatten.

Der General Langeron war mit der Brigade Kamenski und einigen Bataillonen, die er vor seiner Niederlage aus Sokolnitz gezogen hatte, in der Richtung der Teiche und des Dorfes Telnitz entflohen und befand sich nahe bei Buxhöwden. Der einfältige Befehlshaber des linken russischen Flügels stand unbeweglich, auf die Erfolge seiner beiden andern Colonnen wartend, und war ganz stolz, daß er mit 38 Bataillonen und 22 Schwadronen 5 bis 6 französischen Bataillonen Telnitz streitig gemacht hatte. Nach dem Bericht eines Augenzeugen trug er auf seinem Gesichte die Spuren einer Ausschweifung, der er sich täglich hinzugeben pflegte. Langeron eilt zu ihm und erzählt, was vorgeht. — „Sie sehen überall nur Feinde,“ antwortete Buxhöwden roh. — „Und Sie,“ erwiderte Langeron, „sind in einem Zustande, daß Sie gar nichts sehen.“ — In diesem Augenblick zeigt sich das Corps des Marschall Soult auf dem Abhange der Höhen nach den Teichen zu und wendet sich gegen die Russen, um sie in die Teiche zu stürzen. Es ist nicht mehr möglich, an der Gefahr

zu zweifeln. Burhöwden versucht mit vier Regimentern, die er bisher unthätig gelassen hatte, die Straße wieder zu gewinnen, auf der er gekommen war, die durch das Dorf Augezd führte, zwischen dem Fuß der Höhen von Pratzen und dem Teiche von Satschan. Er begiebt sich eilig dorthin und sagt dem General Doctorow, er möge sich retten wie er könne. Burhöwden zieht durch Augezd, als die Division Vandamme dort eintrifft. Er empfängt auf seiner Flucht das Feuer der Franzosen und bringt sich mit einem Theile seiner Truppen in Sicherheit. Der größere Theil dieses Corps, dem Langeron folgt stößt in Augezd auf die Division Vandamme. Nun werfen sich alle nach den gefrornen Teichen und suchen sich dort einen Weg zu bahnen. Das Eis, durch die Wärme eines schönen Tages geschwächt, kann dem Gewicht der Menschen, Pferde und Geschütz nicht widerstehen Es bricht an einigen Punkten unter den Russen, an andern Stellen leistet es Widerstand und dahin ziehen sich die Flüchtlinge in Menge zurück.

Napoleon, der eben auf dem diesseitigen Abhange angekommen ist, bemerkt diese Niederlage. Er läßt eine Batterie der Garde mit Kanonen-



kugeln das Eis beschießen und vollendet den Ruin der Unglücklichen, die sich dorthin geflüchtet hatten. Nahe an 2000 finden in den Teichen ihren Untergang. Zwischen der französischen Armee und den Teichen befand sich noch die unglückliche Colonne Doctorow's, von der ein Theil mit Buxhöwden sich gerettet hatte, ein andrer Theil unter dem Eise versunken war. Der General Doctorow benahm sich mit dem größten Muthe. Das Terrain stieg nach den Teichen zu aufwärts und bot eine Art von Stützpunkt dar. Doctorow lehnt sich an diese Erhöhung und bildet mit seinen Truppen drei Linien; in der ersten stellt er die Reiterei auf, in der zweiten die Artillerie, in der dritten das Fußvolk. So setzt er den Franzosen einen festen Widerstand entgegen und schickt zugleich einige Schwadronen ab, um zwischen dem Teiche von Satschen und dem von Telnitz einen Weg zu suchen.

Auf diesem Terrain entspinnt sich ein letzter und erbitterter Kampf. Die Dragoner der Division Beaumont greifen die Oesterreicher unter Kienmayer an, die sich unter dem Schutz der russischen Artillerie zurückziehen, nachdem sie ihre Pflicht gethan haben. Die Dragoner werden mit Kartätschen überschüttet, und können die Geschütze nicht nehmen. Die Infanterie des Marschalls Soult geht nun vor, bemächtigt sich der Artillerie trotz des lebhaften Feuers und treibt die russische Infanterie auf Telnitz zurück. Der Marschall Soult dringt seinerseits mit der Division Friant in Telnitz ein. Den Russen bleibt zur Flucht blos ein enger Raum zwischen Telnitz und den Teichen. Im Getümmel der Flucht stürzen viele ins Wasser und finden den Tod. Die Uebrigen ziehen sich auf einem Wege zurück, den man zwischen den Teichen von Satschan und Telnitz entdeckt hat. Die französische Reiterei folgt ihnen und greift sie unaufhörlich an. Der fette Boden dieser Gegend, den die Sonne des Tages aufgethaut und in einen dichten Schlamm verwandelt hat, giebt unter den Tritten der Menschen und Thiere nach. Die Artillerie der Russen versinkt darin. Ihre Pferde, die mehr zum Ziehen sich eignen, können die Kanonen nicht fortbringen und man muß sie stehen lassen. Die französischen Reiter machen 3000 Gefangene und nehmen eine große Menge Kanonen. „Ich habe schon mehrere verlorne Schlachten gesehen,“ ruft ein Zuschauer

dieses schrecklichen Schauspiels, der General Langeron aus, „aber von einer solchen Niederlage hatte ich keine Idee."



Die Russen und Oesterreicher konnten für vernichtet gelten. Nur eine einzige ihrer Divisionen war noch in Ordnung, die übrigen flüchteten zerstreut; im ärgsten Wirrwarr; die beiden Herrscher befanden sich mitten darin. Sie hatten 120 Feuerschlünde, eine unermeßliche Menge von

Pferden, Artillerie und Bagagewagen, 15000 Todte und Verwundete, 60000 Gefangene verloren! Unter den Gefangenen befand sich auch der General Langeron, ein geborner Franzose, der im Anfange der Revolution ausgewandert war und nicht hatte zurückkehren wollen, obgleich ihm Napoleon die Rückgabe seiner Familiengüter hatte anbieten lassen. Gerade an diesen richtete Napoleon seine Worte, als ihm die Gefangenen vorgestellt wurden. Nach mehreren Wechselreden ließ er ihm ein Glas Wein



überreichen. „Trinken Sie,“ „sagte er dabei,“ es wird Ihnen gut thun, aber es ist Wein aus Frankreich, Wein aus Burgund.“ Das tiefste Stillschweigen folgte dieser kleinen Rache, die gewiß verzeihlich war, da Napoleon als Kaiser von Frankreich zu einem Franzosen sprach, der die Waffen gegen sein Vaterland ergriffen hatte

Am nächsten Tage wurde das Hauptquartier nach Austerlitz verlegt, nach welchem Orte Napoleon die Schlacht benennen wollte, welche bei

den Soldaten bereits die drei Kaiserschlacht hieß. Von hier aus richtete er an sein Heer folgenden Aufruf:

„Soldaten:

„Ich bin mit euch zufrieden: ihr habt am Tage von Austerlitz Alles gerechtfertigt, was ich von eurer Unerschrockenheit erwartete. Ihr habt eure Adler mit unsterblichem Ruhme geschmückt. Eine Armee von 100,000 Mann, von den Kaisern von Rußland und Oesterreich geführt, wurde in weniger als vier Stunden zerstreut oder vernichtet. Was eurem Eisen entging, ertrank in den Seen.

„Vierzig Fahnen, die Standarte der kaiserlichen Garde von Rußland, 120 Geschütze, 20 Generale, mehr als 30,000 Gefangene sind das Resultat dieses ewig denkwürdigen Tages. Dieses so sehr gerühmte Fußvolk hat trotz seiner Ueberlegenheit eurem Angriff nicht widerstehen können und ihr habt jetzt keine Nebenbuhler mehr zu fürchten. So wurde diese Coalition in zwei Monaten besiegt und aufgelöst. Der Friede kann nicht mehr fern sein, aber ich werde das Versprechen halten, das ich meinem Volke gab, ehe ich über den Rhein ging, ich werde nur einen solchen Frieden schließen, der uns Garantie giebt und unsern Verbündeten Belohnungen sichert.

„Soldaten, wenn Alles geschehen was nöthig ist, um das Glück und Gedeihen unseres Vaterlandes zu sichern, so werde ich euch nach Frankreich zurückführen, und dort werdet ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Sorgfalt sein. Mein Volk wird euch mit Freuden wiedersehen, und ihr werdet nichts weiter zu sagen brauchen, als: Ich war bei der Schlacht von Austerlitz, damit man euch antworte: Das ist ein Tapferer!

Napoleon."

Während sich die Hauptarmeen im Donauthale schlugen, waren die Nebenheere in Italien nicht unthätig gewesen. Hier standen sich Massena und der Erzherzog Karl mit etwa gleichen Streitkräften an der Etsch gegenüber. Bis gegen Ende des Octobers herrschte Waffenruhe, aber nun traf die Nachricht von dem Ulmer Unglück ein und Massena beschloß, sogleich zum Angriff überzugehen. Der Erzherzog stand bei Caldiero in einem verschanzten Lager, das außerdem durch Berge, Sümpfe und die Etsch gedeckt war. Eine solche Stellung anzugreifen, war eine Vermessen-

heit, aber Massena rechnete auf den Eindruck, den die Nachricht von Macks Niederlage, seine eigenen Truppen begeisternd, die Feinde entmuthigend gemacht hatte. Ueberdieß hielt er es für leicht, die Stellung der Oesterreicher zu umgehen. Zu diesem Zwecke unternahm er zwei gleichzeitige Angriffe, rechts auf die Höhen von Colognova, links gegen die Sümpfe an der Etsch, wo Bertier mit 10,000 Mann den linken Flügel der Oesterreicher umgehen und ihnen sodann in den Rücken fallen sollte. Beide Angriffe scheiterten gänzlich und mit großem Verluste für die Franzosen. Inzwischen war der Erzherzog Karl im Centrum mit der Masse seiner Streitkräfte vorgegangen. Seine tapfern Grenadiere warfen Alles, was sich ihnen entgegen stellte; doch nun eilte Massena persönlich herbei und stellte an diesem Punkte das Gefecht wieder her. Obgleich der Erzherzog Karl gesiegt hatte, so gestattete ihm seine Lage doch nicht, die errungenen Vortheile zu verfolgen. Man rief ihn in die Erbstaaten zurück, damit er die Niederlage von Ulm wieder ausgleiche und er durfte keinen Augenblick Zeit verlieren, wenn er diesen Zweck erreichen wollte. Aus diesem Grunde trat er am Tage nach seinem Siege den Rückzug an und warf alle Brücken der hochangeschwollenen Alpenflüsse hinter sich ab, damit Massena ihm nicht folge und gleichzeitig auf dem Deutschen Kriegsschauplatze eintreffe. Napoleon würde in große Verlegenheit gekommen sein, wenn der Erzherzog ihn im Donauthale erreichte, aber dazu war es jetzt zu spät. Als die Nachricht von Macks Capitulation in Italien eintraf, waren die Franzosen bereits im vollen Anrücken auf Wien begriffen, und sowohl der Erzherzog Karl als der Erzherzog Johann der von dem italienischen Tyrol nach Kärnthen übergegangen war, hatten nun keine andere Wahl mehr, als in Laibach ihre Vereinigung zu bewerkstelligen und dann nach Ungarn zu ziehen. Dort konnten sie sich mit den in Mähren stehenden Russen vereinigen.

Man wird jetzt beurtheilen können, welchen entsetzlichen Fehler die unbesonnenen Rathgeber des Kaisers Alexander begingen, als sie ihren Herrscher zu der Annahme einer entscheidenden Schlacht beredeten. Wich man im Gegentheil jedem Angriffe aus, bis die beiden Erzherzöge mit ihren Kerntruppen herankamen, so konnte man Napoleon mit der größten Aussicht auf Erfolg aufsuchen. Selbst wenn die Schlacht, die man dann

annehmen oder anbieten mußte, so unentschieden blieb, wie zwei Jahre später das mörderische Treffen bei Eylau, gerieth der französische Eroberer immer in die peinlichste Lage. Seine Truppen wurden dann entmuthigt, wie dies bei Eylau später wirklich der Fall war, und mit diesem durch Gefechte gezehnteten, durch Krankheiten und Kälte geschwächten Heere mußte Napoleon mitten im Feindes Lande, mehrere hundert Meilen von Frankreich entfernt, einen sich in die Länge ziehenden Krieg führen. In diesem Falle würde auch Preußen sich erklärt haben und dann traten noch 200,000 Mann mehr in die Reihen der Verbündeten und fielen den Franzosen in den Rücken.

Von diesem Allen konnte nun keine Rede mehr sein. Die Erzherzöge kamen so eilig als möglich herbei, aber das Heer, mit dem sie sich vereinigen sollten, war vernichtet und die Entmuthigung im Hauptquartier der Verbündeten so groß, daß an keine zweite Schlacht gedacht werden konnte. Zwischen den beiden Kaisern Franz und Alexander war eine leicht erklärliche Kälte eingetreten. Die Russen hatten sich von vorn herein auf das Uebermüthigste benommen und in dem armen Oesterreich unmenschlich gehaust, geplündert, gesengt, die Männer erschlagen, den Frauen Gewalt angethan. Eben jetzt hatte ihr Uebermuth die furchtbarste Niederlage herbeigeführt und doch waren nicht sie es, die alle diese Fehler und Verbrechen büßen mußten, sondern Oesterreich, das von ihnen mißhandelte, in den Abgrund des Verderbens gezogene Oesterreich, mußte für die Zeche bezahlen. Die Russen konnten sich in ihre Wüsteneien zurückziehen und dem Zorne des Siegers entschlüpfen, Oesterreich, das bis an seine äußersten Grenzen zurückgedrängt war, mußte dem Eroberer seinen Degen zu Füßen legen. Der Kaiser Franz erkannte diese schmerzliche Nothwendigkeit zu gut, um sich ihr zu entziehen. Er sandte den Fürsten Johann von Lichtenstein an Napoleon und ließ auf einen Waffenstillstand antragen, dem in wenigen Tagen der Abschluß des Friedens folgen sollte. Napoleon empfing den Fürsten mit Zuvorkommenheit und verabredete mit ihm eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich, die am zweiten Tage bei den Vorposten beider Armeen statt zu finden habe. Er empfing den gedemüthigten Kaiser von Oesterreich an einem einfachen Beiwachtfeuer.

„Das sind die Palläste“ sagte er, „die Ew. Majestät mich seit drei Monaten zu bewohnen zwingt.“ —

„Sie wissen von diesem Aufenthalte so viel Nutzen zu ziehen,“ erwiderte der Kaiser Franz, „daß Sie nicht Ursache haben, mir zu zürnen.“ — Die Unterhaltung wendete sich nun auf die Lage im Allgemeinen, wobei Napoleon behauptete, daß er ohne seinen Willen und in einem Augenblicke, da er mit England beschäftigt war, zum Kriege gezwungen worden sei, während der Kaiser von Oesterreich versicherte, daß die Pläne der Franzosen gegen Italien ihm die Waffen aufgezwungen hätten. Napoleon erklärte, daß er unter den Bedingungen, die er bereits Giulay angegeben habe und nicht zu wiederholen brauche, zum Frieden geneigt sei. Kaiser Franz sprach sich über diesen Gegenstand nicht aus und wollte wissen, wie Napoleon hinsichtlich der russischen Armee gesinnt sei. Napoleon verlangte nun, daß der Kaiser Franz seine Sache von der des Kaisers Alexander trennen, daß die russische Armee sich in Etappenmärschen aus den Oesterreichischen Staaten zurückziehe, und versprach unter diesen Bedingungen einen Waffenstillstand zu bewilligen. Den Frieden mit Rußland werde er später ordnen, sagte er, denn dieser Frieden gehe ihn allein an. — „Folgen Sie mir,“ sagte Napoleon zum Kaiser Franz „und vermengen Sie Ihre Sache nicht mit der des Kaisers Alexander. Rußland ist gegenwärtig der einzige Staat Europa's, der nach Gefallen Krieg führen kann. Besiegt, zieht er sich in seine Wüsten zurück und Sie müssen die Kriegskosten bezahlen.“

Der russische Kaiser gab seine Einwilligung, sein Heer zurückzuziehen und die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich konnten nun ihren Anfang nehmen. Inzwischen war in der Person des Ministers von Haugwitz ein preußischer Unterhändler angekommen, den Napoleon aber in Brünn, wo die französischen und österrechischen Diplomaten sich befanden, nicht zuließ, sondern nach Wien schickte. Wir müssen jetzt noch einmal zu den preußischen Zuständen zurückkehren, um das Folgende verständlich zu machen.

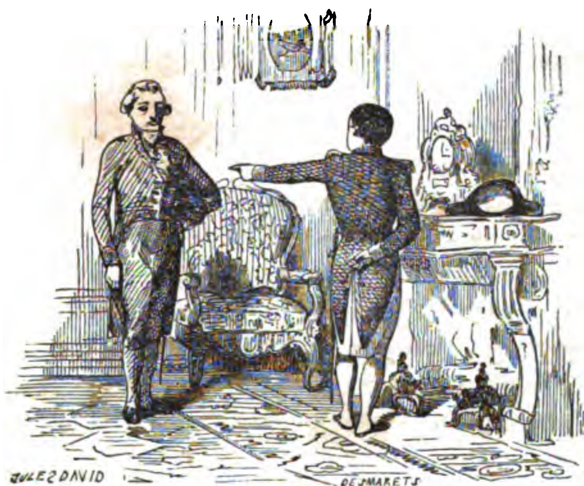
Nachdem Preußen lange geschwankt hatte, war in Folge des Durchmarsches von Bernadotte durch das Anspachische Gebiet der Zorn des Königs gegen Napoleon im höchsten Grade gereizt worden. Diese Stimmung

hatte der Kaiser Alexander zu benutzen verstanden. Er war rasch von Pulawy herbei geeilt, um seinen Einfluß auf Friedrich Wilhelm geltend zu machen. Seine Ankunft in Berlin wurde wie ein Triumpf gefeiert. Der Konig zog ihm an der Spitze seiner Garden entgegen und beide Monarchen umarmten sich unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute der Glocken. Die Kriegspartei gewann nunmehr so sehr an Ansehen, daß sie alle ihre Pläne durchsetzte. Auch die Freundschaft, welche sich zwischen beiden Monarchen jetzt anknüpfte, diente ihren Zwecken. Alexander und Friedrich Wilhelm bewohnten gemeinschaftlich Potsdam. Hier in dem kleinen Gewölbe der protestahtischen Kirche, welches die sterblichen Ueberreste des großen Friedrichs umschließt, schwuren sie sich über dem Sarge des Königs ewige Freundschaft und gelobten sich, nie ihr Schicksal, ihre Sache von einander trennen zu wollen. Lüften wir ein wenig den Schleier der Zukunft, um zu sehen, was sich anderthalb Jahre später begab! Da waren Alexander und Friedrich Wilhelm wieder zusammen; aber wenn die beiden geschwornen Freunde sich begegneten, so senkte der Eine von Beiden die Augen zu Boden. Das war in Tilsit, wo Alexander Friedrich Wilhelm im Stich ließ uud mit demselben Napoleon, gegen den die Beiden auf Leben und Tod sich verbrüdert hatten, ein Bündniß zur Theilung der Welt abschloß. Das ist die Ewigkeit der Gefühle in der menschlichen Brust und so rasch ändern wir unsere besten Entschlüsse!

Der Scene am Grabe des großen Friedrichs folgte ein Bündniß auf dem Fuße nach. Der bezügliche Vertrag wurde am 3ten November in Potsdam unterzeichnet und enthielt die feierliche Verpflichtung Preußens, Napoleon den Krieg zu erklären, falls er nicht unter für alle Theile ehrenvollen Bedingungen Frieden schließe. Haugwitz sollte Napoleon diese Bedingungen mittheilen, wenn derselbe sie abweise, das preußische Heer binnen zwei Monaten in das Feld rücken.

Haugwitz hatte sich auf seiner Reise nicht übereilt, weil er hoffte, daß in der Zwischenzeit an der Donau etwas Entscheidendes vorfallen werde, wonach er sein Benehmen mit Sicherheit einrichten könne. Dieses entscheidende Ereigniß war wirklich eingetreten, nur in einem ganz andern Sinne, als man preußischer Seits gehofft hatte. Die Schlacht von Austerlitz war geschlagen, das Heer der Verbündeten vernichtet, Napoleon mäch-

tiger denn je. Diplomaten lassen sich durch solche kleine Fehler nicht in Verwirrung bringen. Haugwitz würde den besiegten Napoleon im Namen seines Hofes den Krieg erklärt haben; den siegreichen Napoleon beglückwünschte er in wohlgesetzten Worten. Aber auch Napoleon ließ sich nicht täuschen. „Das ist ein Glückwunsch“ antwortete er, „dessen Addresse der Sieg verändert hat.“ Dann überschüttete er den armen Diplomaten mit Vorwürfen über die Treulosigkeit Preußens, das sich so lange als Verbündeter Frankreichs dargestellt, seine Freundschaft mit Hannover bezahlt genommen und nun auf einmal habe abfallen wollen.



Die Unterhandlungen mit Oesterreich fanden große Schwierigkeiten. Talleyrand führte sie ungern, denn wäre es nach seiner Ansicht gegangen, so hätte man Oesterreich geschont und für seine Verluste entschädigt, und das wollte Napoleon durchaus nicht. Man verlegte die Unterhandlungen später nach Presburg und hier wurde auch der nach diesem Orte benannte Friede abgeschlossen. Die Bedingungen waren für Oesterreich hart genug. Oesterreich mußte die venezianischen Staaten mit den Provinzen des Festlandes Friaul, Dalmatien und Istrien abtreten. Auf diese Weise kamen Triest und Cattaro an Frankreich. Diese Gebiete sollten mit dem König-

reiche Italien vereinigt werden. Die Trennung der Kronen von Frankreich und Italien wurde aufs Neue versprochen, aber in so unbestimmten Ausdrücken, daß diese Trennung bis zum allgemeinen Frieden oder bis zum Tode Napoleon's hinaus verschoben werden konnte.

Baiern erhielt Tyrol, den ewigen Gegenstand seiner Wünsche, das deutsche Tyrol so gut, wie das italienische. Oesterreich empfing als Ersatz die Fürstenthümer Salzburg und Berchtesgaden, die man 1803 dem Erzherzog Ferdinand, dem früheren Großherzog von Toscana, gegeben hatte, und Baiern entschädigte den Herzog mit dem Bisthum Würzburg, das es ebenfalls 1803 in Folge der Säcularisation bekommen hatte.

Das Gebiet Oesterreichs war auf diese Weise besser abgerundet, aber es verlor mit Tyrol seinen ganzen Einfluß auf die Schweiz und Italien, und der Erzherzog Ferdinand, der in die Mitte von Franken versetzt wurde, hörte auf, unter seinem unmittelbaren Einflusse zu stehen. Der Staat, den man diesem Fürsten bewilligte, war nicht mehr wie früher ein reines Anhängsel der österreichischen Monarchie.

Zu dieser Entschädigung für Salzburg fügte man für Oesterreich die Säcularisation der Güter des deutschen Ordens und deren Umwandlung in ein erbliches Besitzthum, das einem der Erzherzöge gegeben werden konnte. Die Wichtigkeit dieser Güter lag in einer Bevölkerung von 120,000 Einwohnern und einem Einkommen von 150,000 Gulden. Der Erzherzog Ferdinand behielt seinen Kurfürstentitel und seine Stimme im Collegium der Kurfürsten.

Oesterreich erkannte die Königswürde der Kurfürsten von Würtemberg und Baiern an und gab seine Einwilligung, daß Baden, Würtemberg und Baiern über den reichsunmittelbaren Adel ihrer Gebiete dieselben Rechte haben sollten, die der Kaiser in seinem Territorium übe. Dieß hieß die Unterdrückung in den drei fraglichen Gebieten aussprechen, denn die Obergewalt des Kaisers über diesen Stand war vollständig und mithin mußten es auch die Rechte dieser Fürsten in demselben Grade sein.

Die kaiserliche Kanzlei entsagte endlich allen ihren Lehnsrechten in den drei Staaten.

Außerdem hatte Oesterreich eine Kriegssteuer von 50 Millionen Franken

zu bezahlen. Dieser Friedenstraktat wurde am 26. December zu Preßburg unterzeichnet. Napoleon verkündete ihn seiner Armee am 27. in einer Proclamation. Aber an demselben Tage zeigte er ihnen auch einen bevorstehenden neuen Feldzug an und zwar gegen das Königreich Neapel, dessen Hof, ungeachtet eines zwei Monate vorher abgeschlossenen Vertrages, seine Häfen den Engländern geöffnet hatte. Die hierauf bezügliche Proclamation lautete folgendermaßen:

Soldaten!

„Seit zehn Jahren habe ich Alles gethan, den König von Neapel zu retten, doch er hat Alles gethan, sich in's Verderben zu stürzen.

„Nach den Schlachten von Dego, Mondovi, Lodi konnte er mir nur einen schwachen Widerstand entgegensetzen. Ich vertraute dem Worte dieses Fürsten, benahm mich gegen ihn edelmüthig.

„Als die zweite Coalition auf dem Schlachtfelde von Marengo gesprengt ward, blieb der König von Neapel, der diesen ungerechten Krieg zuerst begonnen hatte und zu Luneville von seinen Verbündeten im Stiche gelassen worden war, allein und ohne Vertheidigung. Er bat, und ich verzieh ihm zum zweiten Male.

„Noch vor wenigen Monaten standet Ihr vor den Thoren von Neapel. Ich hatte vollgültige Gründe den Verrath, auf den man sann, zu argwohnen und die Beleidigungen, die mir angethan worden waren, zu rächen. Abermals war ich edelmüthig. Ich erkannte die Neutralität von Neapel an, befahl Euch, dieses Königreich zu räumen und zum dritten Male war das Haus Neapel auf dem Throne befestigt und gerettet.

„Sollen wir zum vierten Male verzeihen, zum vierten Male einem Hofe ohne Treue, Ehre und Verstand trauen? Nein, nein! die neapolitanische Dynastie hat aufgehört zu herrschen; ihr Dasein ist mit dem Ruhme von Europa und der Ehre meiner Krone unverträglich.

„Soldaten, auf! stürzt die schwachen Bataillone dieser Tyrannen des Meeres, wenn sie Euch anders erwarten, in die Fluthen. Zeigt der Welt, wie wir den Wortbruch bestrafen. Säumt nicht, mir kund zu thun, daß ganz Italien meinen Gesetzen, oder denen meiner Verbündeten unterworfen, das schönste Land der Erde vom Joch der treulosesten Menschen

befreit, die Heiligkeit der Verträge gerächt ist, und daß die Manen meiner tapferen Soldaten, die, nachdem sie die Gefahren des Schiffbruches, der Wüste und von hundert Schlachten entgangen waren, auf ihrer Rückkehr aus Aegypten in den sicilianischen Häfen ermordet wurden, endlich versöhnt worden."

Die obige Proclamation erließ der Kaiser aus dem Lager von Schönbrunn, von wo aus er auch seine Abschiedsproclamation an die Bewohner der Stadt Wien richtete, denen er das Zeughaus, welches nach Kriegsrecht ihm gehörte, zurückgab.





Fünftes Kapitel.

Die Besetzung Neapels. — Napoleons Bruder wird König von Neapel und Holland.

Der Preßburger Friede schien Frankreich zur Herrscherin über den Continent Europas gemacht zu haben. Pitt's Tod (am 23. Januar 1806) befreite Napoleon von seinem gefährlichsten Gegner in England.

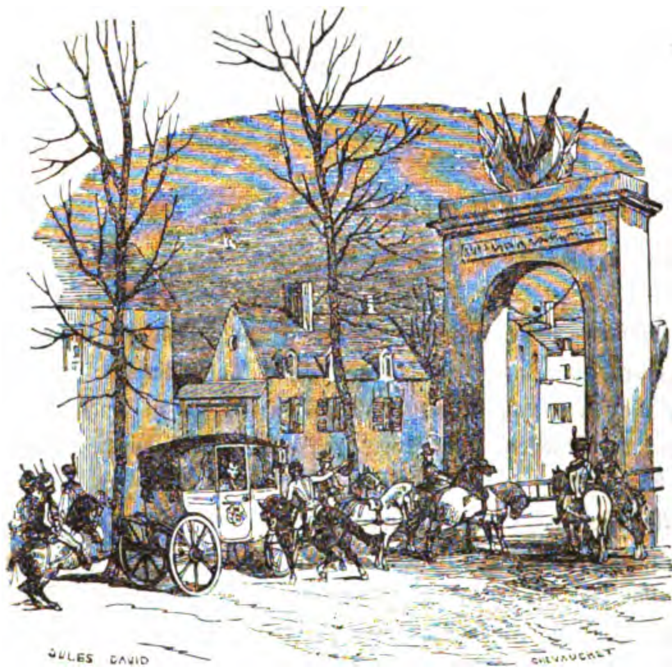
Auf der Rückkehr nach Paris reis'te Napoleon durch München, wo er der Vermählung seines Stiefsohnes, Eugen Beauharnais, mit der Prinzessin Auguste von Baiern beiwohnte. Am 26. Januar traf der Kaiser wieder in Paris ein, und zwar so plötzlich, daß die Empfangsfeierlichkeiten, womit ihn die Municipalität zu empfangen gedachte, nicht Statt finden konnten. In St. Cloud, wo man es recht gut zu machen glaubte, hatte man einen Triumphbogen auf der Straße errichtet, durch welche Napoleon passiren mußte, mit der Inschrift:

Ihrem geliebten Souverain

Die glücklichste Gemeinde!

Den ganzen Tag wartete man vergebens auf die Ankunft des Kaisers. Endlich gegen Mitternacht ließ der Municipalrath Barré eine große Leiter quer vor dem Triumphbogen legen, damit Niemand denselben eher als Napoleon passire, stellte eine Wache dabei, welche bei der Annäherung des ersten Couriers rufen sollte, und ging nach Hause. Den ausgestellten Posten übermannte jedoch der Schlaf sehr bald, und so kam es, daß der

Kaiser unbeglückwünscht eintraf und noch dazu die Straße gesperrt fand, was ihn, nachdem er den wahren Grund erfahren, weshalb sein Wagen plötzlich anhielt, in eine Art von komischem Aerger versetzte. „Hole sie der Teufel mit ihren Ueberraschungen!“ rief er, indem er den Kopf aus dem Wagenschlag steckte und den versperrten Weg erblickte.



Am anderen Tag circulirte bereits eine Karrikatur bei Hofe, welche das nächtliche Abentheuer darstellte. Die Inschrift des Triumphbogens hatte man auf dieser Karrikatur dahin geändert, daß sie lautete:

Ihrem geliebten Souverain
Die schläfrigste Gemeinde.

Der Sieg von Austerlitz und der Friede von Preßburg zerstreuten die Besorgnisse, welche die damals in Frankreich herrschende Finanzkrisis hervorgebracht hatte, das Verlangen nach baarem Gelde hörte mit der Beendigung des Continentalkrieges auf und die Krisis war vorüber. Die

Rückkehr des siegreichen Kaisers hatte das öffentliche Vertrauen wiederhergestellt. — Sie wurde zugleich das Signal für den Anfang glänzender Baudenkmäler in der Hauptstadt; unter anderen erstand die Vendômesäule, zu deren Herstellung 500 Kanonen geschmolzen und von Neuem gegossen wurden. Um die Säule herum wurden in Basrelif die Hauptschlachten des Feldzuges dargestellt, oben auf der Spitze des 120 Fuß hohen Kunstwerks prangte die Statue Napoleons.

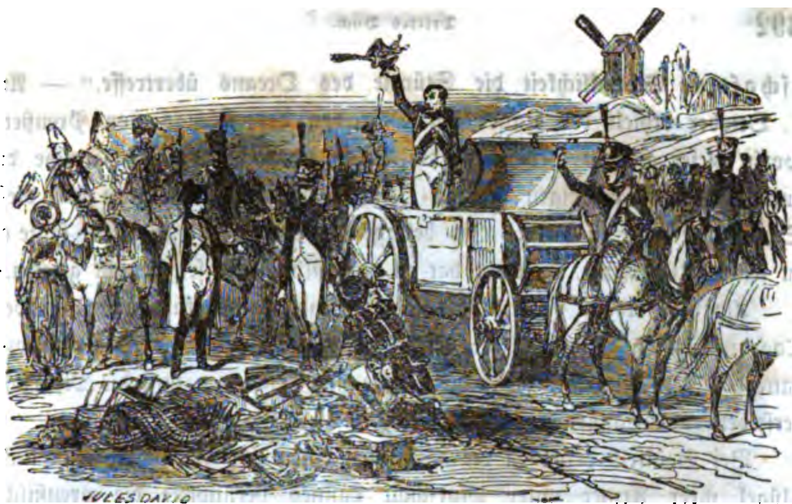
Napoleons Drohung, daß die Dynastie Neapel aufgehört hätte zu regieren, sollte bald zur Wahrheit werden. Massena sammelte seine Truppen in Mittelitalien und vor Ende Januar hatten 50,000 Mann unter Joseph Bonaparte den Kirchenstaat durchschritten und drangen über Gaeta, Capua und Itri in Neapel ein. Die wenigen, zur Unterstützung der Neapolitaner gelandeten Engländer und Russen zogen sich nach Sicilien zurück, der Hof von Neapel folgte, die auf der Marschroute der Franzosen gelegenen Städte unterwarfen sich ohne Widerstand. Umsonst suchte die Königin Caroline die Lazzaroni's zu bewaffnen, am 15. Februar zog Joseph Bonaparte, von Napoleon zum König ernannt, in die Hauptstadt ein.

Dennoch waren in dem Königreiche noch Mittel genug zum Widerstand vorhanden. So hielt sich der Prinz von Hessen-Philippsthal tapfer in Gaeta und die Bauern Calabriens griffen zu den Waffen. Letztere wurden aber bei Campo-Tenese von Regnier total geschlagen. Wäre der Prinz von Hessen-Philippsthal nicht tödtlich verwundet worden und hätte sein Nachfolger die Festung Gaeta noch einige Zeit behauptet, wer weiß, ob nicht der durch einige glückliche Gefechte der Engländer gegen Regnier auf's Neue ausgebrochene Aufstand eine für die französischen Waffen ungünstige Wendung genommen hätte. Durch den Fall Gaeta's aber wurde das 18,000 Mann starke Belagerungsheer Massena's disponibel, die Engländer ließen die von ihnen zum Aufstand ermuthigten Italiener im Stich und flüchteten auf ihre Schiffe und die Empörung wurde eben so rasch als blutig erdrückt.

Die Eroberung Neapels und die Besetzung des Thrones durch einen Bruder Napoleon's war nicht der einzige Gewaltakt, welcher dem Frieden von Preßburg folgte. Auch Holland sollte einen Herrn von dem siegreichen

Kaiser erhalten. Durch alle Stürme der Revolution erschöpft, sehnte sich das Volk nach nur einem geordneten Zustand und gestützt auf diese Stimmung schloß Napoleon einen Vertrag ab, der für Holland eine erbliche Regierung festsetzte. Am 6. Juni ward Louis Bonaparte zum König von Holland erklärt. An demselben Tage empfing Napoleon auch die Gratulation des türkischen Sultans zu seiner Kaiserwürde. Ein Jahr später unterzeichnete er am Nimen einen Vertrag mit Rußland, der — die Theilung der Türkei zum Zweck hatte. —





Sechstes Kapitel.

Feldzug von 1806. — Schlacht bei Jena.

Am 20. Juli 1806 hatte der russische Minister zu Paris einen Friedensvertrag unterzeichnet, den aber der Kaiser Alexander nicht ratificirte, sondern sich mit Preußen und England dahin verband, den Krieg gegen Frankreich auf's Neue anzufachen.

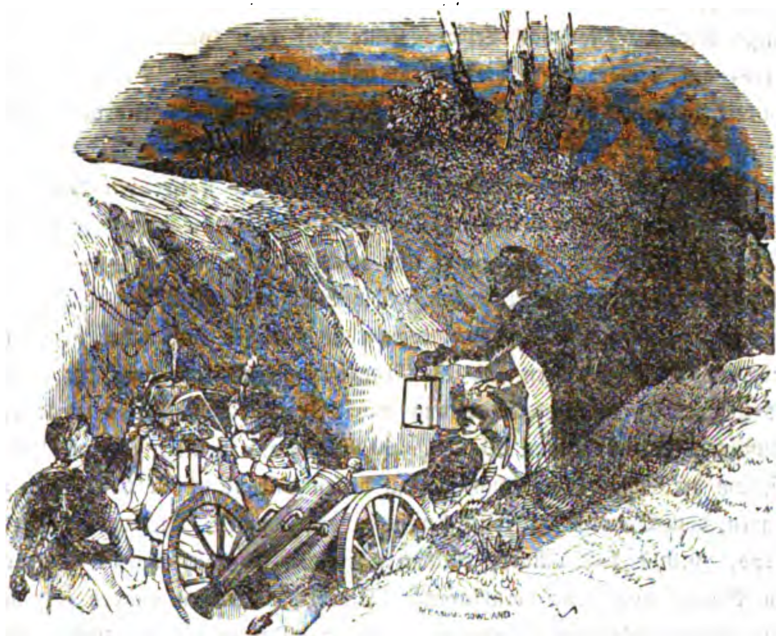
Kaum hatte Napoleon Kenntniß von den Rüstungen der nordischen Höfe erhalten, als er seine rheinischen Verbündeten aufforderte, ihre Contingente zu stellen. Am 1. October ging er über den Rhein, am 6. war sein Hauptquartier bereits in Bamberg, von wo aus er eine Proclamation an seine Armee erließ, um ihr den Feind zu bezeichnen, gegen den sie die Waffen ergreifen sollte. „Dieselbe Partei, heißt es in dieser Proclamation, „welche vor 14 Jahren unter Begünstigung unserer innern Unruhen, die „Preußen bis mitten in die Ebenen der Champagne führte, herrscht in „ihrem Rathe. Laßt uns denn marschiren, auf daß die preußische Armee „von demselben Schicksal, wie vor 14 Jahre betroffen werde, auf daß sie „lerne, daß es zwar leicht ist, mit der Freundschaft der großen Nation „einen Zuwachs an Macht und Gebiet zu erlangen, daß aber ihre Feind-

„schaft an Schrecklichkeit die Stürme des Oceans übertreffe.“ — Am 7. October erhielt der Kaiser ein Schreiben des Königs von Preußen, worin dieser auf 20 Seiten alle die Beschwerden wiederholte, welche die europäischen Regierungen seit 15 Jahren führten. Napoleon las diese Schrift gar nicht zu Ende. „Ich beklage den König von Preußen, sagte er zu seiner Umgebung, vielleicht hat er diese Rhapsodie selbst nicht gelesen.“

Am 8. October verließ Napoleon Bamberg und kam am folgenden Tage in Schleiz gleich nach der Eröffnung des Feldzuges an. Bernadotte hatte den Ort erstürmt, zehntausend Preußen geschlagen und die Mehrzahl derselben zu Gefangenen gemacht.

Bei Saalfeld erfochten die Franzosen einen zweiten Sieg. Der linke Flügel ihrer Armee unter Marschall Lannes vernichtete die preußische Avantgarde, deren Anführer, der tapfere Prinz Louis, auf dem Schlachtfelde blieb. Am 12. standen die französischen Streifpatrouillen bereits vor Leipzigs Thoren und der Kaiser hatte sein Hauptquatier in Jena aufgeschlagen, von wo aus er, um die Verantwortlichkeit dieses Krieges in den Augen Europa's von sich abzuwälzen, eine Antwort auf das Schreiben des Königs von Preußen erließ, welche bald öffentlich bekannt wurde. Napoleon erklärte darin, daß er diejenigen verachten müsse, welche den König zur Unterschrift eines „Pamphlets“, wie Napoleon die preußische Beschwerdeschrift nannte, veranlassen konnten und forderte den König auf zu unterhandeln, indem er ihm vorhersagte, daß er, sicher besiegt, später dennoch gezwungen sein würde zu unterhandeln, aber unter weniger ehrenvollen Umständen, als das jetzt noch geschehen könne. Eine solche Sprache konnte und durfte Preußen nicht ertragen und die Feindseligkeiten nahmen daher ihren ungestörten Fortgang.

Am 13. Juni concentrirte sich die französische Armee in und um Jena, woselbst Napoleon sein Hauptquartier nahm, nachdem er persönlich den Uebergang seiner Artillerie über die umliegenden Hügelketten geleitet hatte und bei dieser Gelegenheit sogar einmal mit einer Stalllaterne den Arbeiten seiner Soldaten leuchtete, welche einen Hohlweg erweitern mußten, um die Geschütze vorwärts zu bringen.



Die Preußen deckten mit großer Macht die Straße von Jena nach Weimar und schienen zu glauben, daß die Franzosen nicht in die Ebene dringen konnten, ohne diesen Paß zu erstürmen, während diese bereits in der Nacht Artillerie auf die Höhe des die Straße beherrschenden Plateau's gebracht hatten.

Davoust erhielt Befehl, über Naumburg vorzugehen und die Engen von Kösen zu nehmen, wenn der Feind auf Naumburg marschiren sollte; falls dieser aber in seiner Stellung (zwischen Kapellendorf und Auerstädt) bliebe nach Apolda zu gehen und ihn in Rücken anzugreifen.

Bernadotte sollte auf Dornburg marschiren, um dem Feinde in den Rücken zu fallen, wenn dieser nach Jena oder Naumburg rückte.

Zwar konnte sich die schwere Kavallerie erst gegen Mittag mit der Armee vereinigen, aber der Kaiser beschloß nichtsdestoweniger anzugreifen und ließ auf der kleinen vom Feinde vernachlässigten Hochebene das ganze

Corps des Marschall Lannes aufmarschiren, so daß jede Division einen Flügel bildete. Marschall Lefebre stellte auf dem Gipfel die Garde in Carrés auf. Der Kaiser bivouakirte mitten unter seinen Soldaten. Die Wachtfeuer beider Armeen waren um halbe Kanonenschußweite von einander entfernt.

Ein dichter Nebel verhüllte die Sonne. Der Kaiser ritt durch die Reihen und entflammte den Muth seiner Soldaten. „Die preußische Armee, rief er, ist umgangen; sie kämpft nur noch um den Rückzug!“ — „Vorwärts!“ antworteten die Truppen. Die Schlacht begann.

So gut auch die Stellung, welche die Preußen inne hatte, war, sie wurden daraus vertrieben und die Franzosen marschirten nach der Ebene und stellten sich in Schlachtordnung auf. Jetzt griff auch das Gros der preußischen Armee zu den Waffen. 50,000 Mann stellten sich zur Linken auf, um die Engen von Naumburg zu decken und die Päſſe von Kösen zu nehmen, doch Davoust war ihnen bereits zuvorgekommen. Die beiden anderen Corps, 80,000 Mann stark, rückten gegen die Franzosen vor, welche von dem Plateau von Jena herabkamen. Die beiden Armeen standen jetzt auf kleine Kanonenschußweite einander gegenüber. Der französische linke Flügel unter Augereau lehnte sich an ein Dorf und an ein Gehölz; das Corps des Marschalls Soult bildete den rechten Flügel; Marschall Ney hatte nur 3000 Mann.

Bei dem Dorfe Hellstädt waren bereits mehrere Bataillone handgemein geworden. Lannes erhielt Befehl, echellonsweise dahin zu marschiren, um das Dorf zu unterstützen. Soult hatte einen Wald zur Rechten angegriffen. Augereau erhielt Befehl, den Feind, welcher mit seinem rechten Flügel eine Bewegung gegen den französischen linken machte, zurückzutreiben. Der Kampf war jetzt allgemein geworden. Fast 300,000 Menschen und 7—800 Geschütze verbreiten Tod und Verderben.

Soult hatte kaum den Wald nach zweistündigem Kampfe genommen, als der Kaiser die Nachricht erhielt, daß zwei Divisionen Ney's im Rücken des Schlachtfeldes angekommen wären. Napoleon ließ nun alle Reservetruppen in die erste Linie vorrücken und zwang den Feind zu einem Rückzug, der sich bald in die fürchterlichste Unordnung auflöste, als die französischen

Dragoner und Cürassiere am Gefechte Theil nehmen konnten. Die Franzosen kamen fast gleichzeitig mit den Preußen in Weimar an. Auf dem französischen rechten Flügel schlug Davoust's Corps das Gros der Feinde, welche von Kösen hervorbrechen sollte, drei Stunden weit zurück.

Die Franzosen hatten in dieser Schlacht über 30,000 Gefangene gemacht, 300 Kanonen und ungeheure Magazine erbeutet. Der Herzog von Braunschweig wurde tödlich, der Prinz Heinrich von Preußen schwer verwundet. Die preußische Armee hatte ihre ganze Rückzugs- und Operationslinie verloren. Die Franzosen verloren keine hervorragende Persönlichkeit. Um sich Sachsen zum Freunde zu machen und es von Preußen zu trennen, entließ der Kaiser 6000 sächsische Gefangene gegen das Versprechen, nicht wieder gegen ihn dienen zu wollen in ihre Heimath zurück. Der Verlust an Todten und Verwundeten betrug preußischer Seits gegen 30,000 Mann, die Franzosen hatten nur etwa 12,000 Mann zu beklagen.

Am 15. rückten Murat und Ney vor Erfurt und am 16. ergab sich der preußische Feldmarschall Möllendorf mit 14,000 Mann dem Sieger. Hier fielen den Franzosen 120 Kanonen und große Vorräthe aller Art in die Hände. Jetzt ließ der König von Preußen um einen Waffenstillstand nachsuchen, den Napoleon aber verweigerte. Dennoch berief sich der General Kalkreuth, von Marschall Soult hart bedrängt, auf einen Waffenstand, den Napoleon gewährt haben sollte, und appellirte, als Soult ihm erwiederte, der Kaiser könne einen solchen Fehler gar nicht gemacht haben, an die Großmuth des Siegers, wurde aber von diesem aufgefordert, die Waffen zu strecken. Blücher entwarf nun einen Rückzugsplan, wonach eine Colonne nach Magdeburg, er selbst mit einer anderen nach Travemünde gehen sollte. — Soult verfolgte den Feind lebhaft und langte am 22. unter den Mauern von Magdeburg an.

Währenddem vernichtete Bernadotte bei Halle die von dem würtembergischen Herzog Eugen befehligte Reserve der Preußen. Nach diesem Siege besuchte der Kaiser das Schlachtfeld von Roßbach und ließ die von Friedrich dem Großen zum Andenken an die gewonnene Schlacht über die Franzosen errichtete Säule abnehmen und befahl, dieselbe nach Paris zu schaffen.



Das Treffen bei Halle hatte am 17. stattgefunden. Am 18. bemächtigte sich Davoust Leipzigs. Der tödtlich verwundete Herzog von Braunschweig*) derselbe, der im Jahre 1792 gedroht hatte, in Paris keinen Stein auf dem andern zu lassen, empfahl von Hamburg aus sein Ländchen dem siegreichen Kaiser, der jedoch von dieser Aufforderung so gut wie gar keine Notiz nahm.

*) Er starb am 10. November zu Altona.

Am 24. October kam der Kaiser in Potsdam an. Hier besuchte er das Grab Friedrich des Großen und schickte den auf dem Sarge vorgefundenen Degen dieses großen Feldherrn, der ihm „lieber als zwanzig Millionen“ war, an das Hôtel des Invalides nach Paris. Vor dem Sarge des großen Preußenkönigs stand er lange Zeit schweigend und mit entblößtem Haupt, als wollte er dem Andenken des berühmten Todten seine Ehrerbietung zollen. — Am 27. hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug in Berlin, dessen Magistrat, mit dem Fürsten Hatzfeld an der Spitze, ihm die Schlüssel der Stadt überreichte.

Dieser Fürst Hatzfeld, während er von dem französischen Kaiser Aemter annahm und ihm offen huldigte, stand in geheimer Correspondenz mit dem Könige von Preußen, welchen er von Allem in Kenntniß setzte, was sich in Berlin, sowie bei der französischen Armee zutrug. Als Napoleon hiervon Kunde erhalten, und im Besitz eines der Briefe Hatzfeld's war, gebot er dem verrätherischen Fürsten, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Wenige Augenblicke nachher wurde Hatzfeld verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Als seine Gattin den Vorfall erfuhr, eilte sie zu Napoleon, um für ihren Gemahl, dessen Unschuld sie betheuerte, zu flehen. „Sie kennen die „Handschrift ihres Mannes, Madame, richten Sie selbst;“ antwortete ihr der Kaiser und gab ihr den aufgefangenen Brief des Fürsten zu lesen. Die Fürstin erkannte die Unterschrift Hatzfeld's und brach in ein verzweiflungsvolles Schluchzen aus. „Wohlan! sagte Napoleon nach einigen Bedenken, „der Brief, den Sie in Händen halten, ist der einzige Beweis „der Schuld Ihres Mannes; sobald dies Papier vernichtet ist, kann ich „ihn nicht mehr verurtheilen lassen.“ Diese Unterredung fand in der Nähe des Kamins statt. Die Fürstin Hatzfeld verstand Napoleons Wink, und warf den Brief ins Feuer. Der Marschall Berthier erhielt sogleich Befehl, den Fürsten Hatzfeld in Freiheit zu setzen.

Während seines Aufenthalts in Berlin erließ Napoleon auch jenes so berühmt gewordene Dekret, wodurch er die Continentalsperre einführte und jeden Verkehr seinen Unterthanen und Verbündeten mit den Engländern untersagte.



Unterdessen ließen die französischen Generäle den bei Jena geschlagenen Preußen keine Ruhe. Murat nahm am 28. October Prenzlow und zwang den Fürsten von Hohenlohe zu capituliren. Am folgenden Tage fiel Stettin in die Gewalt des Generals Lasalle. Küstrin ergab sich am 2. November dem Marschall Davoust. Mortier besetzte inzwischen Hessen, Hamburg und Mecklenburg. Die Dynastieen Hessen und Braunschweig wurden der Regierung für verlustig erklärt. Lübeck, wo sich Blücher noch verschanzt hatte, ergab sich nach hartnäckigem Widerstande an Murat und Bernadotte am 7. November. Am 8. eröffnete die für uneinnehmbar gehaltene Festung Magdeburg ihre Thore, wo den Franzosen 800 Kanonen und die 16,000 Mann starke Besatzung in die Hände fiel. Zur Verfolgung des Königs von Preußen wurde ein Armee-Corps nach der Weichsel gesandt. Am 10. November rückte Davoust unter dem Jubel der polnischen Bevölkerung in Posen ein. Am 16. erklärte das 32. Bülletin „daß

„der Feldzug gegen Preußen nach der Einnahme von Magdeburg und Lübeck „als gänzlich beendigt anzusehen sei.“ Am gleichen Tage wurde zur Charlottenburg ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Dem französischen Senat, von dem er zugleich eine Aushebung von Conscribirten verlangte, theilte Napoleon mit, daß er weder Berlin, noch Warschau, noch die Provinzen, welche die Gewalt der Waffen in seine Hände gegeben hatte, eher räumen werde, als bis der allgemeine Friede geschlossen sei, bis die holländischen, spanischen und französischen Colonieen zurückgegeben und die absolute Unabhängigkeit des ottomanischen Reiches befestigt sein würde. Dies Verlangen nach neuen Soldaten wurde durch das Herannahen der Russen gerechtfertigt, gegen welche Napoleon den Feldzug eröffnen wollte, sobald ihm die Jahreszeit es erlaubte. Am 25. November reiste er von Berlin ab und kam am 28. in Posen an.

Die Armee war, in dem Glauben bereits Alles überwunden zu haben, ziemlich erschlafft, der Senat von Frankreich, so gefügig er sonst zu sein pflegte, hatte in einer Adresse an den Kaiser den Wunsch, den Frieden schon jetzt abzuschließen, durchblicken lassen. Aber Napoleon sah ein, daß der Krieg mit Rußland eine Nothwendigkeit geworden war, daß er vor Allem die Russen nicht nach Preußen kommen lassen durfte, wo sie die Trümmer der bei Jena geschlagenen preußischen Armee hätten an sich ziehen können, daß er vielmehr grade nach Polen marschiren müsse, um dort seinen neuen Feind zu zermalmen. Und er handelte demgemäß.

Im Hauptquartier Posen erließ er unterm 2. December folgende denkwürdige Proclamation, wodurch er nicht nur das Staunen von ganz Europa erregte, sondern auch den Muth seiner Soldaten auf's Höchste entflammte.

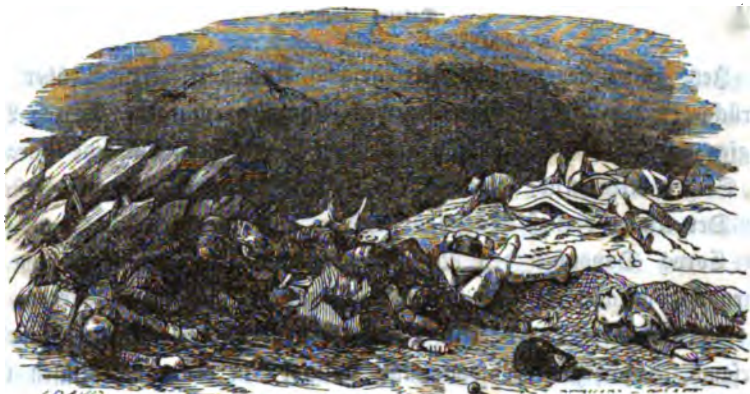
„Soldaten! Heute vor einem Jahre, genau um diese Stunde, waret „Ihr auf dem Schlachtfelde von Austerlitz. Die erschrockenen russischen „Bataillone flohen in Unordnung, oder streckten, umringt, die Waffen. „Am anderen Morgen ließen sie Worte des Friedens hören, aber dieselben „waren trügerisch; durch einen vielleicht verdammenswerthen Edelmuth dem „traurigen Schicksal der dritten Coalition kaum entgangen, haben sie eine „vierte eingefädelt: aber der Bundesgenosse, auf dessen Taktik sie gezählt

„hatten, war bereits nicht mehr; seine festen Plätze, seine Hauptstädte, seine „Magazine, seine Arsenale, 280 Fahnen, 700 Kanonen, fünf große Festun-„gen sind in unserer Gewalt. Die Oder, die Warthe, die Einöden Polens, „das schlechte Wetter der Jahreszeit haben Euch nicht aufzuhalten vermocht; „Ihr habt Allem getrotzt, Ihr habt Alles überwältigt; Alles ist bei Euerer „Annäherung geflohen. Umsonst haben die Russen die Hauptstadt des alten „berühmten Polens vertheidigen wollen. Der französische Adler schwebt „über der Weichsel. Als der tapfere und unglückliche Pole Euch erblickte, „glaubte er die Legionen Sobiesky's von ihrem denkwürdigen Zuge zurück-„kehren zu sehen.

„Soldaten! wir werden die Waffen nicht niederlegen, bevor nicht der „allgemeine Friede die Macht unserer Verbündeten befestigt und gesichert „und unserm Handel seine Sicherheit und seine Colonien zurückgegeben hat. „Wir haben an der Elbe und Oder Pondichery, unsere indischen Besitzungen, „das Vorgebirge der guten Hoffnung und die spanischen Colonien wieder „erobert. Wer giebt den Russen das Recht, die Geschicke zu bestimmen, „wer das Recht, so wohlbegründete Absichten zu stürzen? Sie und wir, „sind wir denn nicht mehr die Soldaten von Austerlitz?"

Ehe der Kaiser wieder ins Feld rückte, befahl er den Heldenthaten der letzten beiden Kriege auf dem Magdalenenplatze in Paris ein Denkmal zu errichten, welches auf dem Frontispiz die Inschrift tragen sollte:

„Der Kaiser Napoleon der großen Armee."



Siebentes Kapitel.

Der Feldzug in Polen. — Friede von Tilsit.

Die Bewegungen seines Feindes beobachtend, blieb der Kaiser bis zum 16. December in Posen und empfing hier die Deputation von Warschau, aus dem Großkämmerer von Litthauen und den vornehmsten Mitgliedern des polnischen Adels bestehend.

Unaufhaltsam drang inzwischen die französische Armee vorwärts. In ihrem ersten Zusammentreffen mit den Russen bei Lowicz schlug sie diese, besetzte Warschau, zwang Modlin zur Capitulation und ging am 6. December bei Thorn über die Weichsel, wo Marschall Ney noch auf einige Preußen stieß, die aber ohne Mühe gesprengt wurden. Davoust, der über den Bug gegangen war, schlug am 11. ebenfalls ein russisches Corps. Der Churfürst von Sachsen war unterdessen dem Rheinbund beigetreten und erhielt den Titel eines Königs.

Am 18. December hielt Napoleon seinen Einzug in Warschau. Die Freude der Polen stieg bis zum Wahnsinn, indem sie auf die Wiederherstellung des Königreichs Polen rechneten, die ihnen jedoch Napoleon nur in unbestimmten Ausdrücken verheißen konnte, da er nicht wagte, durch eine desfallsige positive Zusage auf's Neue Preußen und namentlich Oesterreich, welche sich mit Rußland in das Land getheilt hatten, in Flammen zu setzen.

Jetzt rückte der russische Feldmarschall Kamenski, erzürnt über das Zurückgehen der anderen Generäle, den Franzosen entgegen. Er zog Benningsen und Burthövden an sich und, diese Vereinigung als eine Garantie des Sieges betrachtend, feierte er im Schlosse Sierock glänzende Feste.

Der Kaiser verließ Warschau am 23., ging über den Bug und warf das Corps Davoust's den Russen entgegen, die in einem Gefecht bei Czarnowo, welches bis spät in die Nacht dauerte, geschlagen wurden. An den folgenden drei Tagen erlitt Kamenski neue Niederlagen bei Nasielsk, Kursamb, Lagachizin, Galymin und Pultusk, in denen die Russen über 10,000 Mann an Todten und Verwundeten, alle ihre Munitions-, 1200 Bagagewagen und 80 Kanonen verloren und sich über Ostrolenka zurückziehen mußten.

Die Capitulation Breslau's erfolgte am 5. Januar 1807.

Napoleon kehrte am 2. Januar 1807, begleitet von seinen Garden nach Warschau zurück. Hier belohnte er das würtembergische Corps, welches sich der Festung Glogau bemächtigt hatte, indem er dem Könige von Würtemberg einen Theil der erorberten Fahnen und zehn Kreuze der Ehrenlegion sandte, um sie an die tapfersten Soldaten dieses Corps vertheilen zu können. Auf diese Weise suchte er den Wetteifer der Truppen des Rheinbundes rege zu machen.

Am 25. Januar wurden die Feindseligkeiten mit den Russen wieder begonnen, indem Bernadotte bei Mehrungen die Generäle Pahlen und Galitzin schlug, 300 Gefangene machte und ihnen einen Verlust von 1200 Todten und Verwundeten beibrachte.

In Warschau erhielt der Kaiser Kunde von den Ereignissen, die sich in Constantinopel zugetragen hatten. Die Griechen und Russen waren von dort verjagt; die Pforte hatte Rußland den Krieg erklärt; auf Ypsilanti's Kopf war ein Preis gesetzt. Auch in Persien wurden Rußland an dessen asiatischen Gränzen neue Verlegenheiten bereitet. In einer Botschaft an den Senat sprach sich daher Napoleon für die unbedingte Wahrung der Integrität des türkischen Reiches aus, als natürliches Bollwerk gegen Rußland.

Der Kaiser Alexander von Rußland wurde jedoch durch die Nachrichten aus der Türkei, in denen er die Erfolge der französischen Diplomatie erblickte, noch erbitterter gegen Napoleon und schickte sich an, die Franzosen aus ihren Winterquartieren zu reißen und die Feindseligkeiten mit erneueter Kraft zu beginnen. So sah sich Napoleon wider seinen Willen gezwungen, einen Winterfeldzug zu unternehmen. Die Ströme waren voll Treibeis, die Fluren mit Schnee bedeckt und dazu fehlte es an Transportmitteln für die wenigen Magazine. Nichtsdestoweniger erhielten alle Corps der französischen Armee zu gleicher Zeit Befehl, ihre Cantonnirungen zu verlassen; Bernadotte mußte nach Thorn marschiren, um diese Festung zu decken, wo Lefebvre ein Armeecorps zur Belagerung von Danzig organisirt hatte; an der Narew blieb Lannes; Davoust brach von Myszyniec auf; das Hauptquartier mit Soult und der Reiterei war zu Willenberg. Der Kaiser zog vom 1—3. Februar mit Soult, Ney und Augereau nach Allerstein, um dem russischen Befehlshaber Benningsen in den Rücken zu fallen. Diese Berechnungen, wodurch er den Russen das Schicksal der Preußen bei Jena bereiten wollte, wurden jedoch vereitelt, indem Benningsen einen Adjutanten Berthiers an Bernadotte auffing und aus dessen Depeschen an den Marschall Napoleons ganzen Plan erfuhr. Benningsen zog sich sich sofort in Eilmärschen zurück, um seine Verbindungen wieder herzustellen und Bernadotte blieb ohne Nachricht über die Ausführung seiner Bewegungen; dieser Umstand führte die bald darauf folgende Schlacht herbei.

Die Russen hatten sich am 3. Februar bei Jankowo in Schlachtordnung aufgestellt; ihr linker Flügel lehnte sich an die Alla. Soult sollte sich der von 12 Bataillonen vertheidigten Brücke bei Bergfeind bemächtigen, was ihm jedoch erst nach Einbruch der Nacht und nach mörderischer Gegenwehr des Feindes gelang. Dieses Gefecht, so wie die bei Waltersdorf, Deggen und Haff waren nur die Vorspiele der großen Schlacht bei Eylau. Der Kirchhof dieser Stadt konnte erst am 6. Abends nach furchtbarem Kampfe genommen werden.

Mit Tagesanbruch des 7. begann Benningsen den Angriff durch eine heftige Kanonade gegen Eylau und sofort entbrannte der Kampf auf der

ganzen Linie. Anfangs lichtete die französische Artillerie die Reihen des Feindes, den Davoust im Rücken angriff, während Augereau sich auf das Centrum warf, bedeutend, als ein dichter Schneefall die Russen vor der völligen Vernichtung rettete. Ja, Augereau verirrte sich sogar mitten unter die russische Armee und ohne Napoleon's Geistesgegenwart und die kühnen Cavalerieangriffe Murat's, der mehrere Male mit seiner Reiterei die russische Linie durchbrach und überall Schrecken verbreitete, wäre Augereau verloren gewesen. Bei diesen Reiterangriffen kam der General Hautpoult um's Leben. So wüthete die Schlacht bis in die Nacht hinein. Davoust fiel den Russen in den Rücken, Ney griff ihre linke Flanke an. Benningsen, der jetzt seine Arrieregarde gefährdet sah, mußte den Rückzug anordnen und am anderen Morgen ging die russische Armee über den Pregel zurück, ihre Verwundeten und 16 Kanonen auf dem Schlachtfelde zurücklassend.

An 7000 Russen und an 3000 Franzosen lagen todt auf den Feldern von Eylau und nahe an 40,000 Verwundete gaben ein Zeugniß, wie blutig diese Schlacht gewesen war, in welcher die Russen, trotz der Vereitelung des Planes, den Napoleon zu ihrer Vernichtung entworfen hatte, trotz der großen Ueberlegenheit ihrer Artillerie (es waren nur 40 französische Geschütze, welche auf 60 Kanonen der reitenden Artillerie, 150 Zwölfpfünder und 250 Achtpfünder und Haubitzen der Russen antworteten!) — wenigstens das Schlachtfeld räumen mußten.

Dennoch hatte diese Schlacht kein entscheidendes Resultat für den Feldzug gehabt, in Paris hatte sie sogar ein Sinken der Fonds bewirkt. Es wäre daher nicht rathsam gewesen, wenn der Kaiser der Meinung seiner Marschälle gefolgt wäre und sich über die Weichsel zurückgezogen hätte, vielmehr mußten die Feindseligkeiten fortgesetzt werden. Nach acht Tagen floß wieder Blut. Bei Ostrolenka kam es zu einem Gefecht zwischen 25,000 Russen unter General Essen und dem fünften französischen Corps unter General Savary, in welchem die Russen geschlagen wurden. In diesem Kampfe kam der Sohn des berühmten Suwarow um's Leben.

Der Kaiser verlegte sein Hauptquartier am 25. April nach Finkenstein, wo sein reger Geist noch Zeit genug fand, um mitten im Kriege — ein Dekret über die Pariser Theater zu erlassen, welche er in solche ersten und zweiten Ranges eintheilte.

Ueberzeugt, daß es ihm nur dann möglich sei, den Frieden zu dictiren, wenn die Preußen ihre letzte Hülfsquelle, Danzig, verloren und die Russen eine eben so bedeutende Schlappe wie die Preußen bei Jena erlitten hätten, lenkte Napoleon seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen doppelten Zweck.

Danzig war seit dem 1. April belagert. Der Feldmarschall Kalkreuth vertheidigte die Stadt und mehrere russische Regimenter waren ihm von der Seeseite zur Hülfe gekommen. Marschall Lefebvre commandirte die Belagerungsarmee. Am 15. Mai griff der russische General Kamenski, Sohn des Feldmarschalls gleichen Namens, der der Stadt ebenfalls zu Hülfe geeilt war, die Franzosen an. Marschall Lannes und General Oudinot waren aber bereits zur Unterstützung Lefebvre's herbeigeeilt und die Russen wurden in dem Gefecht von Weichselmünde geworfen, brachten ihre Verwundeten eilig zu Schiffe und ließen die Belagerten im Stiche.

Inzwischen war das Belagerungsheer durch Marschall Mortier verstärkt. Ueber 30,000 Bomben, Granaten und Kanonenkugeln waren auf die Festung geschleudert, die Werke bereits so zerschossen, daß sich die Franzosen zum Sturme anschickten, als Kalkreuth am 24. Mai capitulirte gegen freien Abzug und das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich oder dessen Bundesgenossen zu dienen. Lefebvre wurde mit dem Titel eines Herzogs von Danzig belegt, Rapp zum Gouverneur der Stadt ernannt. —

Mit Danzig's Fall begannen Friedensunterhandlungen zwischen den Russen und den Franzosen, doch führten sie zu keinem Resultat; da der Kaiser von Rußland, ermuthigt durch England, sich noch nicht geschlagen genug glaubte, um einen Frieden, wie ihn Napoleon zu schließen pflegte, anzunehmen. Die russische Armee setzte sich daher am 5. Juni wieder in Bewegung und die Feindseligkeiten begannen von Stunde an.

Das erste Angriffsziel der Russen war die Brücke von Spanden, gegen welche sie vergebens 12 Regimenter dirigirten und nach einem siebenmal erfolglosem Sturme einen Angriff des siebenzehnten Dragonerregiments von Davoust's Corps weichen mußten. Ein Angriff auf die vom Marschall Soult vertheidigte Brücke von Lomitten hatte keinen besseren Erfolg.

Nicht glücklicher war die russische Garde gegen Ney zu Altkirchen. Das Gefecht von Deggen, welches Tags darauf stattfand, kostete den Russen fast 2000 Todte und 3000 Verwundete.

Am 14. Juni, am Jahrestage der Schlacht bei Marengo, endlich stießen die beiden Armeen bei Friedland auf einander.

Lannes und Mortier begannen das Feuer, unterstützt von Grouchy's Dragonern und Nansouty's Kürassieren. Anfangs ergab sich auf keiner Seite etwas Entscheidendes. Da beschloß Napoleon um 5 Uhr Abends die Stadt Friedland zu nehmen, indem er rasch eine Frontveränderung machte. Der Angriff begann durch den äußersten rechten Flügel der Franzosen.

Um 5½ Uhr gab eine Batterie das Zeichen. Marschall Ney setzte sich in Bewegung. Gleichzeitig rückte General Marchand an der Spitze seiner Division gegen den Feind an, den Kirchthurm der Stadt zum Leitpunkt nehmend. Dieser verwegene von der französischen Artillerie, welche mit ihren Kartätschen furchtbar in den Reihen der Russen aufräumte, unterstützte Angriff schien den Erfolg des Tages zu sichern.. Währenddem aber hatte der Feind seine Kaisergarde zn Fuß und zu Pferde in einen Hinterhalt gelegt und warf diese furchtbare Reserve plötzlich dem linken Flügel Ney's entgegen. Rasch eilte General Dupont mit seiner Division zu Ney's Unterstützung herbei; die Russen wurden bis in das Bereich des französischen Kartätschenfeuers zurückgetrieben. Vergebens führten sie alle ihre Reserven in's Feuer, Friedland wurde mit einem fürchterlichen Gemetzel erstürmt.

25,000 Mann ließen die Russen auf dem Schlachtfelde, darunter 10,000 Todte, während die Franzosen nicht viel über 6000 Todte und Verwundete verloren. Die geschlagene russische Armee zog sich über Allenburg und Wehlau nach Tilsit.

Kaum war die Nachricht von dem Siege der Franzosen bei Friedland nach Königsberg gelangt, so verließen die Russen und Preußen unter Kamensky und Lestocq eiligst diese Stadt und Marschall Soult zog am 16. Juni dort ein. Er fand in Königsberg außer unermeßlichen Vorräthen aller Art auch 160,000 Gewehre, welche eben von England angekommen waren.

Jetzt endlich entschloß sich der Kaiser Alexander, ernstlich an den Frieden zu denken. Am 21. Juni schloss er und der König von Preußen mit Napoleon einen Waffenstillstand, und am 22. richtete dieser eine Proclamation an die französische Armee, worin er sie für ihre Tapferkeit belobte und ihr den bevorstehenden Abschluß des Friedens mittheilte.

In einer Zusammenkunft, welche die drei Monarchen auf einem Floß mitten im Niemen hatten, wurden die Grundlagen dieses Friedens festgestellt.

Am 8. Juli wurde der Friedensvertrag unterzeichnet. Die Continentalsperre, so wie die Königreiche Holland, Westphalen und Sachsen wurden anerkannt. Ebenso das Großherzogthum Warschau, welches unter dem Protectorate Napoleon's dem Rheinbunde beitrat und dessen Verfassung er auf seiner Rückreise nach Frankreich in Dresden feststellte.

Die beiden Kaiser trennten sich unter Freundschaftsversicherungen am 9. Juli.





Achtes Kapitel.

Napoleons's Rückkehr nach Paris. — Eröffnung des gesetzgebenden Körpers. — Aufhebung des Tribunals. — Reise nach Italien. — Occupation Portugal's. — Napoleon's Rückkehr aus Italien.

Am 29. Juli 1807 traf Napoleon wieder in seinen Palast zu St. Cloud ein. Bei seiner Rückkunft in Frankreich nahm er eine Anzahl Belohnungen und Beförderungen seiner Getreuen vor. So erhielten die Divisionsgenerale Beaumont und Klein u. A. die Senatorenwürde; Talleyrand wurde zum Vicegroßwähler ernannt und Berthier erhielt den Titel „Viceconetable.“ — Zur Feier des Tilsiter Friedens wurde am Namenstage des Kaisers (am 15. August) in der Notredamekirche ein Te Deum gesungen, welchem Napoleon beiwohnte. — In dieser Zeit traf auch eine Deputation des Königreichs Italien ein, um den Sieger von Eylau und Friedland zu beglückwünschen. Sie wurde mit großer Zufriedenheit aufgenommen. Der Kaiser belobte die Haltung der italienischen Truppen während des Feld-

zuges und sprach die Hoffnung aus, daß die Italiener von nun an überhaupt sich ermannen und ihre Ehre darin setzen würden, aus dem Zustand ihrer bisherigen Weichlichkeit herauszutreten.

Am 16. August eröffnete Napoleon den gesetzgebenden Körper. „Ich „habe mich stolz gefühlt, der Erste unter Euch zu sein;“ waren seine ersten Worte, deren Eindruck aber durch die eiteln Bemühungen geschwächt wurde, mit welchen Napoleon jene von ihm geschaffenen neuen Titulaturen zu rechtfertigen suchte.

Die Veränderungen in den Grundgesetzen, welche der Kaiser in seiner Eröffnungsrede angekündigt hatte, bestand in der Aufhebung des Tribunals, des letzten republikanischen Elements in der Verfassung. — Mit der Organisation des gesetzgebenden Körpers wurden ebenfalls Veränderungen vorgenommen. Um Mitglied desselben zu werden, bedurfte es des Alters von 40 Jahren und seine politische Existenz beschränkte sich fortan auf drei Commissairen, die mit den Commissairen des Staatsrathes über jeden Gesetzentwurf, zu dem die Initiative ausschließlich in den Händen der Regierung lag, berathen sollten. — In dieser Session wurde auch das neue Handelsgesetzbuch angenommen.

Der Krieg zwischen Frankreich und Schweden dauerte inzwischen fort. Die Franzosen nahmen am 19. August Stralsund ein. Die Insel Rügen capitulirte am 3. September.

War die Eroberung von Schwedisch-Pommern nun auch vollendet, so beharrte der König von Schweden doch bei seinem Bündniß mit England und die Ostsee blieb zum großen Verdrusse Napoleon's der englischen Flagge geöffnet. — Und nicht Schweden allein, auch Portugal stand in beständigem Verhältnisse mit England und das Haus Braganza folgte allen Vorschriften des britischen Kabinets, unbekümmert um die Dekrete Napoleon's. Dieser schickte daher ein Armeecorps unter Junot's Befehl nach Portugal, um die Continentalsperre zu erzwingen.

Napoleon trat, nachdem er zuvor den persischen Botschafter, der ihm prachtvolle Geschenke, darunter den Säbel Tamerlan's, überbrachte, in feierlicher Audienz empfangen hatte, am 16. November seine Reise nach Italien an und traf am 21. in Mailand ein. Einige Tage später hielt die aus

dem Feldzuge heimkehrende Garde ihren Einzug in Paris, wo ihr von dem Pariser Volke und den Behörden die glänzendsten Festlichkeiten bereitet wurden.

In Mailand hielt sich der Kaiser nicht lange auf. Am 29. kam er in Venedig an. Am gleichen Tage bemächtigten sich die Franzosen unter Junot der ersten portugiesischen Stadt, Abrantes, und am 30. November zog die Armee in Lissabon ein. Die königliche Familie flüchtete sich an Bord der englischen Flotte, um nach Brasilien zu gehen.

Bei seiner Rückkehr nach Mailand erließ Napoleon mehrere offene Briefe, wodurch Eugen Beauharnais zum Fürsten von Venedig, dessen Tochter Josephine zur Prinzessin von Bologna, und Melzi, der frühere Präsident der cisalpinischen Republik, zur Herzog von Lodi ernannt wurde. Dem gesetzgebenden Körper wurden diese Urkunden vorgelesen und Napoleon ergriff hierauf selbst das Wort, um auf's Neue zu versichern, daß er seinen Ruhm darin setzen werde, Italien die Ehre der Waffen und den Glanz der Tugenden seiner früheren Jahrhunderte wiederzugeben.

England, welches der Kaiser Alexander vergebens mit Frankreich auszusöhnen versucht hatte, verfolgte seine Feindseligkeiten gegen dieses Land mit steigender Hartnäckigkeit. Es wies die Vermittelung Alexanders zurück und schickte eine Flotte von 27 Schiffen unter Befehl des Lord Cathcart in die Ostsee, um Dänemark zur Auslieferung einer Flotte zu zwingen, unter dem Vorwande, dieselbe in Verwahrsam zu bringen. Auf die Weigerung des Königs von Dänemark antwortete der englische Admiral mit dem Bombardement von Kopenhagen, welches mit der Capitulation der Stadt und der Zerstörung der dänischen Flotte endigte. Als Napoleon diese Verletzung des Völkerrechts erfuhr, beschloß er das System der Repressalien zu vervollständigen und erklärte jedes Fahrzeug für „denationalisirt," das sich der Gewaltmaßregel, durch welche England alle Häfen Frankreichs und seiner Verbündeten in Blokadezustand erklärt und befohlen hatte, alle Fahrzeuge zu durchsuchen, denen britische Kreuzer begegneten, unterwerfen würde.

Napoleon langte, nachdem er in Italien einige neue Gebietseintheilungen getroffen hatte, am 1. Januar 1808 wieder in Paris an. Im Laufe

dieses Monats gab er auch der Bank von Frankreich ihre definitiven Statuten und vereinigte Vließingen und dessen Gebiet mit dem Reiche. — In dem gänzlich den französischen Waffen unterworfenen Portugal begnügte er sich, eine provisorische Regierung, Junot unter dem Titel eines Generalgouverneurs an der Spitze, einzusetzen. Seinem Schwager, dem Fürsten Borghese, gab er denselben Titel für die Departements jenseits der Alpen.





Neuntes Kapitel.

Der Krieg in Spanien.

Lange Zeit hatte der Süden Europa's sich ruhig verhalten und den Fortschritten der französischen Revolution schweigend zugesehen. Doch herrschte in den Gemüthern der Kabinette von Lissabon und Madrid nichtsdestoweniger die heftigste Erbitterung gegen die unbequemen Nachbaren diesseits der Pyrenäen, welche die Völker Europa's aus ihrer jahrhundertelangen Apathie aufrüttelten. Dies Alles wußte Napoleon, so wie auch, daß das spanische Kabinet bei irgend günstigen Umständen bereit sei, ihm den Krieg zu erklären. Eine Proclamation des sogenannten Friedensfürsten (des berüchtigten Godoy), worin derselbe zu Rüstungen „gegen einen Feind," der

auf Napoleon's Anfrage der Kaiser von Fez und Marokko sein sollte, aufforderte, discreditirte die Regierung Karl IV. vollends in den Augen des französischen Kaisers und der König von Spanien mußte förmlich für feindliche Gesinnung, die er etwa hätte hegen können, Abbitte thun. Mehr, er mußte den Franzosen ein Corps von 16,000 Mann unter La Romana für den Krieg im Norden Deutschlands zu Hilfe schicken und den französischen Truppen den Durchzug nach Portugal gestatten, was einer förmlichen Besetzung Spaniens gleichkam, denn Marschall Moncey rückte in die baskischen Provinzen ein, Dupont blieb in Valladolid und Duchesne drang in Catalonien ein, so daß, Junot's Corps ungerechnet, an 70,000 Franzosen sich in der Halbinsel befanden.

Spanien wurde damals von einem jener Männer regiert, deren Machtvollkommenheit in der Geschichte stets die Vorläuferin großer Staatsumwälzungen zu sein pflegt. Godoy, der „Friedensfürst", der Günstling der Königin, beherrschte den schwachen Monarchen und war der Tyrann Spaniens. Napoleon, der Anfangs nur im Sinne hatte, sich durch militairische Occupation des Landes der Treue eines verdächtigen Bundesgenossen zu versichern, sah bald ein, daß eine Familie, in welcher Laster und Verderbtheit das Lebenselement, Verrath und Intrigue Politik geworden waren, unfähig zu regieren sei. Der Vater klagte den Sohn an, dieser den Vater; Palastrevolutionen waren an der Tagesordnung, kurz es schien für Napoleon eine Nothwendigkeit, den französischen Ideen in Spanien Geltung zu verschaffen, wenn die Bundesgenossenschaft dieses Landes nicht für ihn die Bedeutung einer Feindschaft haben sollte. Daher schickte er Bessières mit 25,000 Mann zur Unterstützung Moncey's und Dupont's in die baskischen Provinzen und ernannte Murat zum Oberbefehlshaber der Expedition, welcher Anfangs März sein Hauptquartier zu Burgos nahm.

Das Volk schrie über Verrath, als der Anmarsch der Franzosen in Madrid bekannt wurde. Der Hof floh nach Aranjuez. Godoy, der einen Augenblick geglaubt hatte, die Franzosen intervenirten zu seinen Gunsten, rieth, als er seinen Irrthum einsah, Karl IV. feiger Weise, sich, wie das Haus Braganza, nach Südamerika einzuschiffen. Der König willigte ein, und reis'te sogleich nach Sevilla. Dadurch aber wurde der Argwohn des

Volkes, das den Friedensfürsten der Verrätherei beschuldigte, nur vermehrt, und am 16. März wurde Godoy's Palast demolirt. Godoy entging dem Tode nur dadurch, daß er sich in einem Speicher versteckt hielt. Karl IV., der das Volk umsonst zu beruhigen gesucht hatte, indem er den Günstling aller Aemter und Würden entsetzte, ward gezwungen, zu Gunsten des Prinzen von Asturien abzudanken, welcher den Namen Ferdinand VII. annahm, und sogleich Godoy's Güter confisciren, ihn selbst aber in's Gefängniß werfen ließ.

Bei der Nachricht von diesen Ereignissen brach Murat eiligst nach Madrid auf, wo er am 23. März seinen Einzug hielt. Düsteres Schweigen des Volkes empfing ihn, nicht so Ferdinand VII., der am 24. unter dem Jubel der Bevölkerung in der Hauptstadt eintraf.

Mit Ausnahme des französischen Gesandten, der sich im Einverständniß mit Murat seine Erklärung vorbehielt, sanctionirte das diplomatische Corps die Ereignisse. Murat sandte inzwischen einen Emissair an Karl IV., um diesem seinen Beistand anzubieten. Anfangs schien der alte König für Nichts Sinn zu haben, als daß man ihm seinen Günstling wiedergäbe; kaum war aber Godoy in Freiheit gesetzt, als der entthronte Monarch gegen seine gezwungene Abdankung protestirte und Napoleon um Schutz gegen seinen Sohn anflehte. Ferdinand VII. wandte sich seinerseits gleichfalls an den Kaiser, um seine junge Macht unter dessen mächtigen Schutz zu stellen. Aus dem Inhalte dieser beiden Schreiben ersah Napoleon zur Genüge, wie unfähig sowohl Karl IV. als Ferdinand VII. seien, die Zügel der Regierung zu führen. Doch flößte ihm der Charakter des spanischen Volkes ernste Besorgnisse ein, Besorgnisse, denen er in einem Schreiben an Murat Worte verlieh und diesen Feldherrn vor übereilten Schritten warnte.

Napoleon wollte sich persönlich von der Lage der Dinge überzeugen. Er reis'te am 2. April von Paris ab und kam am 15. in Bayonne an, wo er im Schlosse Marras abstieg. Hier antwortete er dem Prinzen von Asturien, dem er vorstellte, wie mißlich es für Regenten wäre, wenn die Völker sich daran gewöhnten, sich selbst Recht zu verschaffen. Schließlich drückte er den Wunsch nach einer persönlichen Unterredung aus. Anfangs

trug Ferdinand Bedenken, diesem Wunsche, hinter dem er einen Fallstrick vermuthete, zu entsprechen, doch siegte die Befürchtung, sein Vater könnte ihm bei Napoleon zuvorkommen, über seine Bedenklichkeiten. Er reis'te nach Vittoria, um den Kaiser hier zu erwarten und als dieser nicht kam, eilte er weiter nach Bayonne. Karl IV. folgte ihm bereits auf den Fuß. So erschienen zwei Könige gleichsam als Bettler vor dem Kaiser der Franzosen!

Ein Aufruhr in Madrid, der durch Ströme Bluts erstickt werden mußte, zeigte, daß die Bourbonen in Spanien nur noch unter dem Einflusse des Bürgerkrieges regieren konnten. Am 5. Mai mußte Karl IV. zu Gunsten Napoleon's entsagen; fünf Tage später unterzeichneten auch Ferdinand, die Infanten Don Carlos, Don Antonio und Don Franzisko die Entsagung. Aber diese feige Abdication hatte die Gemüther der Spanier entflammt. Ueberall bildeten sich Junten, um die Vertheidigung des Landes gegen die Fremdherrschaft zu organisiren und zu leiten. In Sevilla hatte die Central-Junta ihren Sitz. Napoleon ernannte nun ebenfalls eine Junta unter Murat's Vorsitz, die des Kaisers Bruder, Joseph Napoleon, zum Könige verlangte.

Napoleon setzte die Spanier von den Ereignissen zu Bayonne in Kenntniß und am 5. Juni erfolgte das kaiserliche Dekret, wodurch Joseph Napoleon auf den spanischen Thron gelangte. Am 6. Juli trat die von Napoleon berufene General-Junta ebenfalls in Bayonne zusammen. Ihr wurde eine auf die französische Constitution vom Jahre VIII. begründete Verfassung vorgelegt und angenommen.

Die französischen Generäle irrten jedoch, als sie glaubten, diese Verfassung werde den Aufruhr stillen oder ihn in eine einfache Meuterei verwandeln, ein Irrthum, welcher einem von ihnen, dem General Dupont, bald verderblich werden sollte. Dieser General trennte sich von dem übrigen Corps, um nach Andujar zu marschiren und in Andalusien einzurücken, wo die Empörung sich vergrößerte. Bessières hatte den Sieg von Rio Seco erfochten, Moncey sich Valencia's bemächtigt, als die Nachricht von der Capitulation von Baylen eintraf. Dupont, von Castaños umringt, hatte die Waffen gestreckt und war mit 20,000 Mann in Gefangenschaft

gerathen. Jetzt brach der Aufstand in allen Theilen des Königreichs mit erneuerter Wuth aus, so daß Joseph sich genöthigt sah, der französischen Armee den Rückzug über den Ebro zu befehlen.

Napoleon war heftig erzürnt, als er die Nachricht von der Waffenstreckung Dupont's erfuhr. Dieser General wurde vor das kaiserliche höchste Gericht gestellt und im Moniteur erschien eine, wie man sagt, von dem Kaiser selbst verfaßte und Dupont im höchsten Grade demüthigende Anzeige dieses Ereignisses.





Zehntes Kapitel.

Von dem Congreß zu Erfurt bis zum Kriege mit Oesterreich.

Der Kaiser war an seinem Namenstage wieder in St. Cloud angekommen. Hier empfing er den russischen Gesandten, Grafen Tolstoi, welcher ihm von Seiten seines Souverains die prachtvollsten Geschenke überreichte.

Doch bald traf eine neue Trauerbotschaft aus Portugal ein. Die Franzosen waren unter Junot gegen Wellington in der Schlacht von Vimeyra völlig geschlagen und hatten capituliren müssen unter der Bedingung, Portugal zu räumen und auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückzukehren. Dieser zweite Schlag entmuthigte den Kaiser nicht. Der Senat beschloß einstimmig die Aushebung von 80,000 Conscribirten.

Inzwischen machte der Aufstand in Spanien Fortschritte und Verstärkungen der französischen Streitkräfte wurden daselbst täglich nothwendiger. Mit Rekruten war die Empörung nicht mehr zu unterdrücken, das sah Napoleon ein, deshalb richtete er sein Augenmerk auf die Schaaren, mit denen

er bei Austerlitz, Jena und Friedland gesiegt hatte. Er kündigte ihnen bei einer Revue am 11. September an, daß er Willens sei, mit ihnen nach Spanien zu marschiren, um dort die Todfeinde Frankreichs, die Engländer, zu vernichten. Die Soldaten nahmen diese Nachricht mit ungeheurem Jubel auf. Sollten sie doch endlich diesen Engländern, welche, wie man ihnen sagte, alle bisherigen Kriege angestiftet hatten, selbst gegenüber stehen. Am 23. September marschirte das erste Bataillon dieser Erprobten aus Paris aus. An den Barrieren wurde ihm Namens der Stadt von dem Präfekten der Seine und der Municipalität ein Lebewohl gewünscht.

Eines aber drückte Napoleon noch. Es war dies sein Verhältniß zu dem Kaiser Alexander. Der Friede von Tilsit hatte ihn nicht über die Gesinnungen eines Monarchen beruhigen können, der nach ihm der mächtigste in ganz Europa war; daher der Wunsch, sich mit Alexander über alle noch schwebenden Fragen der europäischen Politik, insbesondere über die spanischen Angelegenheiten auszusprechen. Als Ort des Rendezvous wurde Erfurt bestimmt, woselbst die beiden Kaiser, so wie alle Fürsten des Rheinbundes Anfangs October anlangten. Dem österreichischen Gesandten in Paris hatte man es jedoch nicht erlaubt, Napoleon nach Erfurt zu folgen.

Dieser Erfurter Congreß war eines jener Ereignisse in der Politik, wo die Lüge so recht ihre Triumphe feiert. Der Kaiser von Oesterreich, von dem Congresse ausgeschlossen, versicherte in einem Schreiben, daß trotz aller Gerüchte des Gegentheils seine Gesinnungen gegen Frankreich die freundschaftlichsten wären und — rüstete bereits in's geheim zum neuen Kriege. Der Kaiser Alexander gab sich das Ansehen, England für den Frieden stimmen zu wollen und erklärte den spanischen Krieg für vollkommen gerechtfertigt. Die Schmeicheleien des Russen gegen Napoleon erreichten bei einer Gelegenheit sogar einen Grad, den man geistreich nennen kann, der aber an's Widerwärtige streift, wenn man bedenkt, daß der Beherrscher des größten Reiches Europa's darin excellirte. Eines Tages nämlich gingen die beiden Kaiser Arm in Arm im Schlosse spazieren, als sie an eine Schildwache kamen, welche mit präsentirtem Gewehr die Honneurs machte. Das Gesicht des Soldaten zeigte eine furchtbare Narbe.

„Was halten Sie, Sire, mein Bruder, von Soldaten, die an solchen „Wunden nicht gestorben sind?“ fragte der Kaiser Napoleon.

„Und Sie, Sire, mein Bruder, was halten Sie von Soldaten, die „solche Wunden schlagen?“ erwiederte Alexander.

„Die sind todt;“ brummte der Soldat bei diesen Worten in den Bart, ohne sonst eine Miene zu verziehen.

„Sire, versetzte darauf Alexander, hier wie überall bleibt Ihnen „der Sieg.“

„Und hier, wie überall, habe ich ihn meinen alten Brummbärten zu „danken;“ antwortete Napoleon.

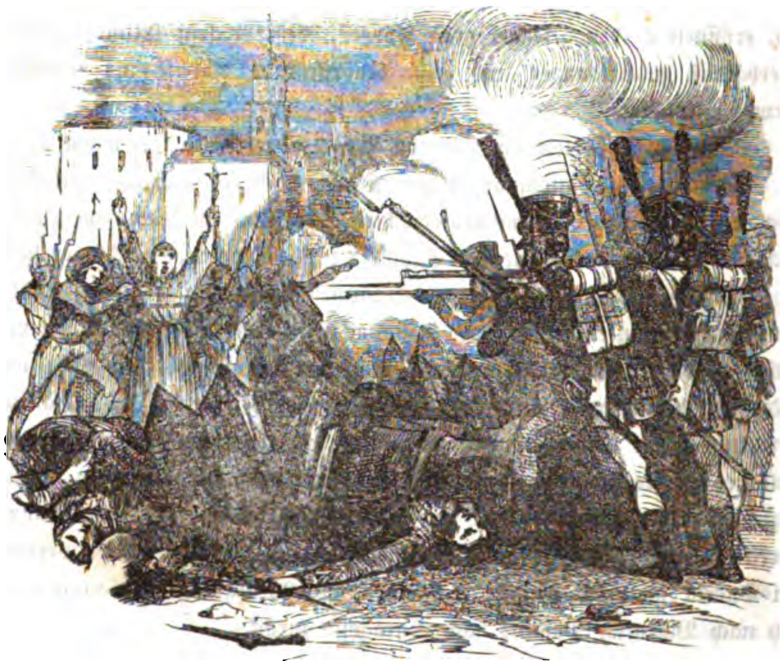
Die beiden Kaiser trennten sich anscheinend als die besten Freunde und Napoleon mochte wohl damals nicht ahnen, daß er einst zu jener großartigen Invasion in das Czaarenreich gezwungen sein würde, welche den ersten Anstoß zum Untergang des französischen Kaiserreiches gab.

Am 18. October traf der Kaiser wieder in St. Cloud ein, und am 25. eröffnete er den gesetzgebenden Körper, dem er sein freundschaftliches Verhältniß zu Alexander und seine bevorstehende Abreise zur spanischen Armee ankündigte.

Nachdem Napoleon am 29. von Paris abgereis't war, nahm er am 9. November sein Hauptquartier zu Burgos, nach einem Siege, den Soult über die Armee von Estremadura erfochten, und nachdem Victor am gleichen Tage die Armee von Gallicien bei Espinosa de los Montaros geschlagen hatte.

Während der rechte Flügel der Franzosen nun völlig frei war, standen ihnen auf dem linken Palafox und Castaños gegenüber. Marschall Ney wurde daher gegen Sevia und Taragon geschickt, um Castaños den Weg nach Madrid abzuschneiden und ihn im Fall einer Niederlage nach Valencia zurückzuwerfen. Marschall Lannes zwang seinerseits die spanischen Generäle der Armee von Aragonien sich zwischen Tudela und Cascante zurückzuziehen. Hier glaubten diese die Schlacht annehmen zu müssen. Lannes bereitete ihnen fast eine gänzliche Niederlage, denn die Spanier verloren bei Tudela an 7000 Mann, 7 Fahnen und 30 Kanonen. Castaños zog sich nach Valencia, Palafox nach Saragossa zurück.

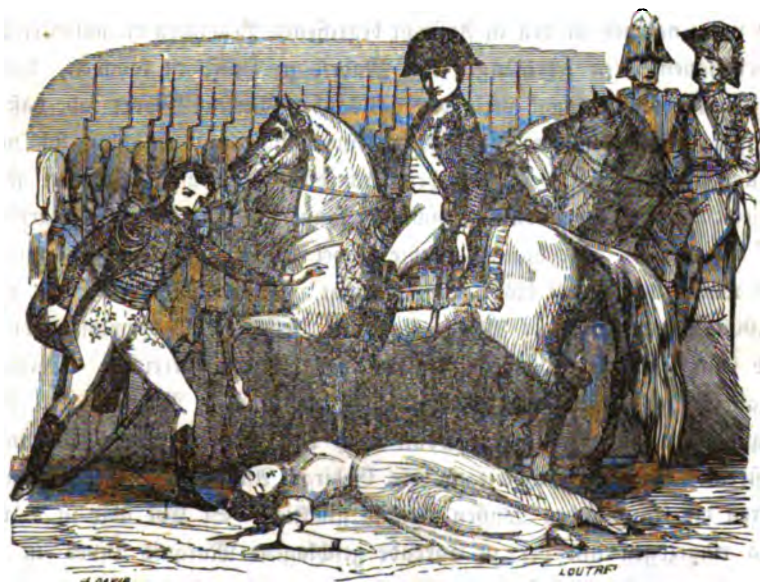
Jetzt beschloß Napoleon auf Madrid zu marschiren. Er ließ Soult die westlichen Provinzen bewachen, Lannes die Trümmer der aragonischen Armee im Schach halten, während Ney die Armee von Andalusien beobachtete. Aber es bildeten sich neue Aufgebote in Estremadura und Castilien. Bald war wieder eine 20,000 Mann starke Armee auf den Beinen, welche den Paß der Somo-Sierra besetzte und die ersten Abtheilungen der Franzosen mit Erfolg zurückwies. Die Cavallerie der Garde und die polnischen Lanzenreiter besiegten endlich auch dieses Hinderniß und die französische Armee kam ohne weitern Aufenthalt bis an die Thore Madrids. Die Spanier versuchten, die Stadt zu vertheidigen. Ungerechnet die Milizen befanden sich 8000 Mann Linientruppen und 40,000 bewaffnete Bauern in Madrid. Barrikaden wurden errichtet und Alles kündigte einen verzweifelten Widerstand an. Priester mit dem Krucifixe standen unter den Vertheidigern und feuerten



das Volk durch fanatische Reden an. Da ließ Napoleon auf den die Stadt beherrschenden Palast Buen-Retiro das Feuer richten. Der Posten wurde nach blutigem Kampfe von Victor erstürmt und auf die Drohung Madrid in Brand zu schießen, zerstreute sich das Volk und die Behörden capitulirten.

Unter den Namen derer, welche die Capitulation unterzeichnet hatten, erblickte Napoleon auch den eines Marquis von St. Simon. Dieser General, weil er, ein geborner Franzose, die Waffen gegen Frankreich getragen hatte, wurde auf Befehl des Kaisers vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, ein Urtheil, welches ohne die aufopfernde Liebe der Tochter des Marquis an diesem vollstreckt worden wäre.

Fräulein von St. Simon gelingt es nämlich, sich durch die Unterstützung des Generals Belliard dem Kaiser, obgleich dieser sich jede Intervention zu Gunsten St. Simons verbeten hatte, bei einer Revue zu nahen. — „Gnade, Sire, für meinen Vater!“ ruft das junge Mädchen und stürzt fast bewußtlos vor dem Pferde des Kaisers zu Boden.



Dieser runzelte Anfangs die Stirne, daß man es gewagt hatte, seinen Befehlen zuwider zu handeln, als er aber das unglückliche junge Mädchen erblickte, sagte er zu seiner Umgebung: „Meine Herren, man trage die größte „Sorge für Fräulein von St. Simon, und man sage ihr, daß die Strafe „ihres Vaters gemildert werde.“ Napoleon entfernt sich bei diesen Worten. Die Todesstrafe des Marquis von St. Simon wurde wirklich in eine Einsperrung in die Citadelle zu Besançon verwandelt, woraus ihn erst die Rückkehr der Bourbons im Jahre 1814 befreite.

Nach seiner Eroberung Madrid's erließ der Kaiser eine neue Proclamation an die Spanier, worin er ihnen die Wahl ließ, entweder die freisinnige Constitution anzunehmen und seinen Bruder als König anzuerkennen, oder sich gefaßt zu machen, daß er sich selber die Krone auf's Haupt setzen würde. Allein diese Proclamation erregte in dem spanischen Unabhängigkeitssinne nur das Verlangen nach einer noch demokratischeren Constitution und die Sprache der Loyalität, welche der Corregidor von Madrid führte, war nicht der Ausdruck der Gemüther des Volkes.

Während der Kaiser von Madrid aus Spanien zu organisiren beschäftigt war, nahmen in den in Aufruhr begriffenen Provinzen die militairischen Operationen ihren Fortgang. Um Madrid zu Hülfe zu kommen, hatten die Engländer Portugal verlassen. Als aber General Moore sah, daß er zu spät kommen würde, änderte er seinen Plan und entschloß sich nach Valladolid zu marschiren, um den Franzosen die Communicationen abzuschneiden. Ein unheilvoller Entschluß! denn von einer Seite angegriffen, auf der anderen abgeschnitten, mußte er bei Palencia den Rückzug antreten und wurde von Soult bis Corunna gejagt, wo er nach Verlust von über 10,000 Mann und einer Menge Kanonen, selbst tödlich verwundet wurde und seine Truppen kaum Zeit hatten, das Meer zu erreichen. Corunna ergab sich nach dreitägiger Vertheidigung an Soult. Während der Verfolgung der Engländer hatte Soult auch das spanische Corps Romana's zerstreut. Romana flüchtete in die Gebirge Asturiens. In Catalonien waren die französischen Waffen eben so glücklich. St. Cyr war in Barcelona eingezogen und der zu Cardade geschlagene Marquis Vives in die Ungnade der Junta gefallen.

So waren binnen weniger als zwei Monaten die englische Armee und das Corps Romana's vernichtet, Madrid wieder erobert und die wichtigsten Provinzen besetzt, wodurch Junot's und Dupont's Unfälle wieder gut gemacht waren. Spanien war für den Augenblick unterjocht und konnte nur von der französischen Herrschaft befreit werden, wenn es gelang, dem Unabhängigkeitssinn des spanischen Volkes neue Kraft zu geben, indem man den Kaiser von dem Schauplatze seiner Siege, der pyrenäischen Halbinsel, entfernte. Oesterreich übernahm diese Rolle.

Napoleon erfuhr zu Valladolid die Rüstungen dieser Macht. Er verließ daher Spanien plötzlich und langte am 25. Januar 1809 in Paris an.



Eilftes Kapitel.

Feldzug von 1809 gegen Oesterreich.

Schon im August des Jahres 1808 hatte Napoleon Kunde von den geheimen Rüstungen Oesterreichs erhalten. Auf sein Befremden, welches er dem österreichischen Gesandten, Grafen Metternich, darüber zu erkennen gab, beeilte sich dieser, die beruhigendsten Zusicherungen zu machen und leugnete auch noch die feindseligen Absichten Oesterreichs nach Napoleon's Rückkehr aus Spanien, im März 1809, gegen den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny. Am 17. März nun hatten die Oesterreicher einem französischen Offizier die nach Paris bestimmten Depeschen abgenommen; Napoleon ließ kurz darauf zu Nancy einem österreichischen Courier die nach Wien bestimmten abnehmen. Jetzt wußten die beiden Kaiser, was sie von einander zu halten hatten. Oesterreichs Rüstungen hatten den Zweck, über Frankreich bei der ersten günstigen Gelegenheit herzufallen, Napoleon's Aufgebot des Rheinbundes dagegen, sich gegen Oesterreich zu vertheidigen, ihm wo möglich zuvorzukommen.

Die Macht, welche Oesterreich in's Feld stellte, war eine furchtbare zu nennen. Nicht weniger als 290,000 Mann Infanterie, 30,000 Mann Cavallerie und fast 800 Kanonen und 130 Mörser waren disponibel; eine Streitkraft, welche noch durch 22,000 Mann Reserve und Landwehr unterstützt wurde.

Am 10. April rückte der Erzherzog Karl über den Inn vor und marschirte ohne vorhergegangene formelle Kriegserklärung gegen München und Regensburg, griff am 16. die baierische Division unter Denai an und trieb dieselbe zurück. Mittlerweile konnten die Baiern unter dem Kronprinzen und unter Wrede sich bei Neustadt vereinigen. Die Oesterreicher aber besetzten München und gingen auf Regensburg los.

Aber schon am 17. war Napoleon in Donauwörth, von wo aus er eine begeisternde Proclamation an seine Truppen erließ. Er errieth sogleich, daß der Erzherzog es auf Regensburg abgesehen habe. Daher befahl er, daß Davoust und Massena den Feind aufhalten sollten, bis die Flügel der französischen Armee herangekommen wären. Am 18. ging der Kaiser selbst nach der Abens, wo er 50,000 Mann um sich versammelte, während ihm 56,000 Oesterreicher unter dem General Hiller und Erzherzog Ludwig gegenüberstanden. Erzherzog Karl wollte Davoust am anderen Morgen angreifen und stellte sich bei Rohr auf.

Davoust zog am 19. aus Regensburg gegen Abensberg, der Erzherzog mit 60,000 Mann auf Regensburg. Einzelne siegreiche Gefechte der Franzosen bei Abensberg und Pfaffenhofen eröffneten den Krieg.

Jetzt zog Napoleon selbst gegen den Erzherzog Ludwig, den Marschall Davoust mit 25,000 Mann bei Than und Hausen zurücklassend, und stellte sich so auf, daß die ganze französische Armee zwischen den beiden österreichischen Heerhaufen concentrirt war und jeder derselben einzeln geschlagen werden konnte, wenn die ganze Armee der Oesterreicher nicht Zeit zum Rückzug nach Landshut fand. — Napoleon brach mit den Würtembergern und Baiern über Kirchdorf auf

Lannes trieb bei Rohr die Oesterreicher unter General Thierry zurück und verfolgte sie bis Rottenburg. Hier erhielt Thierry eine Unterstützung von 14,000 Mann. Aber Lannes, bereits an der Laber, setzt mit den

Flüchtlingen zu gleicher Zeit über. Unterdessen treiben die Würtemberger den Fürsten Reuß zurück und gleichzeitig drängt Wrede den Erzherzog Ludwig nach. Die Oesterreicher verloren an dem Tage an 7000 Mann. Als schwachen Ersatz hatte Erzherzog Karl in Regensburg ein Corps von 1500 Franzosen zu Gefangenen gemacht. Der österreichische Feldherr wollte sich nun zwischen der Laber und Donau halten, bis Hiller zu seinem linken Flügel gestoßen wäre. Dieser ging am 21. April auch schon auf Landshut zurück, von Napoleon und den Würtembergern verfolgt, während Oudinot und Massena die Isar bei Moosburg überschreiten und Lefèbvre sich mit Davoust vereinigen sollte. Vergebens suchte Hiller bei Landshut den Franzosen den Uebergang über die Isar streitig zu machen. Diese letzteren drangen über die Brücke und die Oesterreicher überschritten in wilder Flucht am anderen Morgen den Inn, nach einem Verlust von 10,000 Kampffähigen und 25 Kanonen.



Davoust vereinigte sich jetzt mit Lefèbvre und griff sogleich das feindliche Centrum an. Der Angriff war hier so heftig, daß der Erzherzog den Gedanken an eine Offensive völlig aufgab. Kollowrath war unterdessen zur Verstärkung des österreichischen Hauptheeres herbeigekommen und rückte

gegen Davoust vor, als Napoleon zur Unterstützung des Marschalls mit den Würtembergern und einigen Kürassierdivisionen gegen den Erzherzog vordrang. Eckmühl war der Schlüssel der Position, auf welches Napoleon sein Hauptaugenmerk richtete. Erzherzog Karl, seine mißliche Lage einsehend, beschloß für den 22. April einen Hauptangriff, allein ein dichter Nebel hinderte ihn an allen Operationen und außer einigen Plänkeleien gegen Davoust's linken Flügel konnte Nichts unternommen werden. Da donnerten Napoleon's Kanonen. Ein Theil des Feindes wird in das Defilé von Eckmühl geworfen, ein anderer zieht sich nach Regensburg zurück. Jetzt vollführt Napoleon seinen Plan für die Hauptschlacht. Er führte die Würtemberger gegen Eckmühl. Das Dorf fällt. Davoust auf dem linken Flügel greift beim ersten Kanonenschuß, den er hört, an und erwarb sich bei dieser Gelegenheit den Titel eines Fürsten von Eckmühl. Die Oesterreicher suchen die Donau zu erreichen, verfolgt von der französischen Cavallerie. Die Schlacht, ein Meisterstück kriegswissenschaftlicher Berechnungen Napoleon's, war gewonnen.

Erzherzog Karl, der am 23. April über die Donau eilte, warf 6 Regimenter in das nur schlecht befestigte Regensburg. Massena nahm währenddem



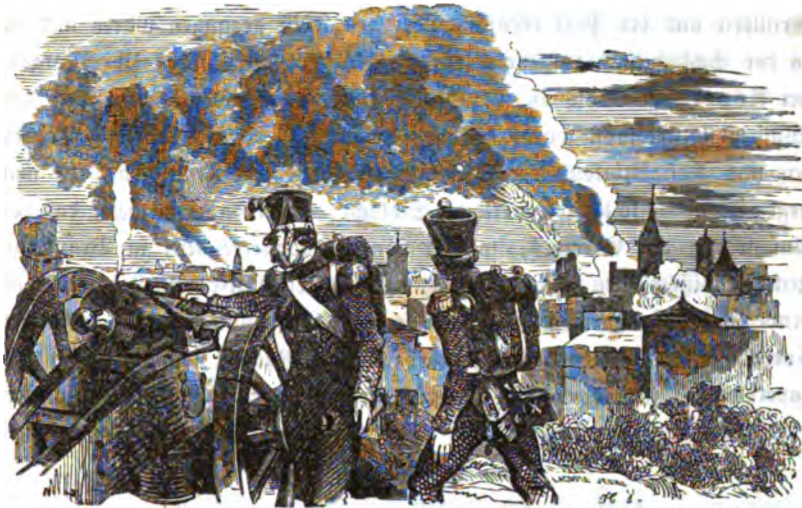
Passau, Bessières besetzte Braunau, der Kaiser selbst verfolgte den Feind nach Regensburg. Von den Wällen dieser Stadt schossen die Oesterreicher auf die Franzosen, diese erwiederten das Feuer nicht minder lebhaft. Hier war es auch, wo Napoleon, als er durch sein Fernglas die Wälle besichtigte, durch die Kugel eines Tiroler Schützen am rechten Fuße leicht verwundet wurde. Um den trüben Eindruck, welchen die Nachricht von diesem Unfalle in der Armee hervorbrachte, zu begegnen, stieg der Kaiser so wie er eben verbunden war zu Pferde und ritt durch die Reihen seiner Soldaten, welche ihn mit lautem Jubelruf begrüßten.

In die Mauern von Regensburg war unterdessen eine Bresche geschossen, durch welche Lannes, der sich persönlich an die Spitze seiner Soldaten stellte, eindrang. Fast die ganze Besatzung streckte die Waffen. Der Erzherzog Karl floh nach Böhmen.

Napoleon setzte nun seinen Marsch nach Wien fort. Der Erzherzog Karl bat ihn in einem an Schmeicheleien für den Sieger reichen Schreiben um Auswechselung der Gefangenen, erhielt aber von dem Kaiser keine Antwort. Am 1. Mai war dieser schon in Braunau. Einzelne Gefechte, welche die Oesterreicher den Franzosen noch lieferten, konnten die Sieger auf ihrem Marsche nicht aufhalten und umsonst war es, daß ein Corps Oesterreicher von 30,000 Mann bei Ebersberg sich stellte, es wurde nach tapferer Gegenwehr mit einem Verlust von 12,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen zerstreut.

Am 7. Mai waren die Franzosen bereits in Mölk, wo ihnen das Kloster über eine Million Flaschen des herrlichsten Weines liefern mußte, am 8. kam das Hauptquartier nach St. Pölten und am 10. stand Napoleon vor den Thoren Wiens. Erzherzog Maximilian, welcher in der Hauptstadt commandirte, wollte dieselbe vertheidigen und wies Anfangs die Aufforderung zur Uebergabe zurück, ja ging sogar so weit, die Vorstadt Wien's, in welcher Napoleon sich aufhielt, zu beschießen, so daß dieser ebenfalls genöthigt war, die Stadt mit Granaten bewerfen zu lassen. Jetzt endlich und nachdem er erfuhr, daß die Franzosen Anstalt trafen, ihm den Rückzug abzuschneiden, verließ der Erzherzog Wien und übertrug dem General O'Reilly die Capitulation. Diese erfolgte am 12., nachdem Massena Herr der Vorstadt

Leopoldstadt geworden war, und am 13. Morgens rückte Oudinot mit seinen Grenadieren ein. Napoleon aber erließ sogleich eine Proclamation, worin er seine Soldaten zur Milde gegen die Einwohner des besiegten Landes ermahnte.



Die österreichischen Feldherren hatten jedoch den Krieg noch nicht aufgegeben, und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um den Kampf zu erneuern, nachdem sie durch Zerstörung der Donaubrücken hinter sich ihre Stellungen für hinlänglich gedeckt hielten. Napoleon beschloß den Feind völlig zu vernichten, und ließ mehrere Brücken über einen Arm der Donau nach der Insel Lobau schlagen, um den Uebergang seiner Armee zu bewerkstelligen. Binnen drei Tagen standen Lannes, Bessières und Massena mit ihren Corps auf der Insel. Mit dem rechten Ufer des Stromes war man durch eine Schiffbrücke in Verbindung, eine andere Brücke verband die Insel mit dem linken Ufer. Ueber diese rückten am 21. Mai 35,000 Mann ohne Hinderniß, um sich zwischen Aspern und Eßlingen in Schlachtordnung aufzustellen. Da erschien der Erzherzog Karl, der alle Trümmer

der in Baiern geschlagenen Armee an sich gezogen hatte, und stürzte sich, mit seinen Reserven wohl an 95,000 Mann stark, auf die drei Marschälle und wenn auch der Tag für die Oesterreicher keine Entscheidung herbeiführte, so konnten die Franzosen sich doch kaum in ihren Stellungen behaupten. Die Nacht that dem Blutvergießen Einhalt. Nachdem Oudinot's Grenadiere, die Division St. Hilaire, zwei Brigaden leichter Artillerie und der Park ebenfalls über den Fluß gegangen waren und sich in der Schlachtlinie aufgestellt hatten, griff der Feind um 4 Uhr Morgens bei Aspern abermals an, um dessen Besitz von beiden Seiten auf das Wüthendste gekämpft wurde. Schon neigte sich, durch Massena's Tapferkeit und Kaltblütigkeit, der Sieg auf die Seite der Franzosen, als man gegen Abend — so lange dauerte die Schlacht — dem Kaiser meldete, daß das Anschwellen des Stromes, welcher von den Oesterreichern in Brand gesteckte Schiffsmühlen mit sich treibe, die das rechte Ufer mit Lobau verbindende Brücke fortgerissen habe und somit die Communication der fechtenden Corps mit der übrigen Armee zerstört sei. Der Rückzug nach der Insel war unvermeidlich geworden. Die Oesterreicher erneuerten ihre Angriffe mit ver-



doppelter Heftigkeit, als sie den Unfall der Franzosen erfuhren. Dreimal wurde Eßlingen genommen und wieder genommen. Der General Mouton und der Marschall Lannes, welche den Rückzug zu decken hatten, verrichteten Wunder der Tapferkeit. Aber für den Letzteren sollte die Schlacht bei Eßlingen der letzte Tag seines ruhmreichen Lebens werden. Eine Kanonenkugel riß ihm den Schenkel weg, und trotz der sogleich erfolgten Amputation war sein Leben nicht zu retten. Sterbend brachte man ihn zu Napoleon, der sich laut weinend über seinen verscheidenden Freund neigte. Auch noch ein anderer General und Freund des Kaisers, St. Hilaire, wurde ein Opfer dieses Tages.

So ruhmvoll die Franzosen übrigens bei Aspern und Eßlingen gekämpft hatten, so mußten in den Augen Europa's diese unentschiedenen Schlachten doch einer Schlappe, welche Napoleon erlitten, gleichkommen, zumal er genöthigt gewesen war, sich auf die Insel Lobau zurückzuziehen. Es durfte daher keine weitere rückgängige Bewegung erfolgen. Napoleon beschloß, sich auf der Insel Lobau zu behaupten. Der Erzherzog Karl, beunruhigt durch die Bewegungen Davoust's, welcher unterdessen Preßburg bombardirte, wagte nicht, zum Angriff überzugehen und befestigte sich zwischen Aspern und Engersdorf.

Napoleon ließ inzwischen die Verbindung mit dem rechten Ufer wieder herstellen. Er erfuhr, daß die unter Eugen stehende italienische Armee ein österreichisches Corps unter General Jellacic bei St. Michael vollständig geschlagen und ihre Vereinigung mit der Armee von Deutschland auf den Höhen des Sömmering bewerkstelligt hatte. Ein neuer Sieg folgte dieser Vereinigung. Eugen hatte den Erzherzog Palatin bei Raab geschlagen, und Marmont, der in Dalmatien bedeutende Vortheile errungen, kam nun auch, sich dem Operationskreise des Kaisers anzuschließen. Jetzt glaubte Napoleon den Augenblick einen entscheidenden Schlag zu führen gekommen. Er führte diesen Schlag bei Wagram aus.

Nachdem er die Oesterreicher über den Ort seines Uebergangs auf das linke Ufer glücklich getäuscht und während diese noch immer nach der Insel Lobau hinüberschauten, hatte Napoleon seine Armee, 150,000 Mann mit 400 Kanonen stark, bereits in bester Schlachtordnung aufgestellt.

„Aeußerst erschrocken,“ — sagt die Beschreibung der Schlacht im fünfundzwanzigsten Bülletin, — „äußerst erschrocken über die Fortschritte der französischen Armee und die Erfolge, die sie fast ohne Anstrengungen erlangte, ließ der Feind alle seine Truppen marschiren und hatte um 6 Uhr des Abends (5. Juli) folgende Stellung: sein rechter Flügel von Stadlau bis Gernsdorf, sein Centrum von Gernsdorf bis Wagram, sein linker Flügel von Wagram bis Neusiedel. Die französische Armee hatte ihren linken Flügel bei Großaspern, ihr Centrum bei Raschdorf, ihren rechten Flügel bei Glinzendorf. In dieser Stellung ging der Tag zu Ende und man mußte sich auf den anderen Morgen für eine große Schlacht gefaßt machen, aber diese vermied man und durchschnitt die Stellung des Feindes, indem man ihn hinderte, irgend ein System zu befolgen, sobald man sich in der Nacht des Dorfes Wagram bemächtigte: denn dann irrten auf seiner Linie, die ohnehin schon unermeßlich war, in Eile angegriffen und dem Zufall des Kampfes preisgegeben, seine Corps ohne Ordnung und Richtung umher, und man hatte einen wohlfeilen Kampf, ohne ernstes Gefecht. Der Angriff auf Wagram fand Statt; unsere Truppen nahmen das Dorf; aber eine Colonne Sachsen und eine Colonne Franzosen hielten sich in der Dunkelheit für feindliche Truppen, und so scheiterte diese Operation.

„Nun bereitete man sich auf die Schlacht von Wagram vor. Es scheint, daß die Dispositionen des französischen und des österreichischen Feldherrn einander gerade entgegengesetzt gewesen sind. Der Kaiser brachte die ganze Nacht damit zu, seine Streitkräfte auf seinem Centrum zu sammeln, wo er sich selbst auf Kanonenschußweite von Wagram befand. Zu diesem Zwecke stellte sich Massena links am Adlerklau auf und ließ zu Aspern nur eine einzige Division, welche den Befehl hatte, sich ereignenden Falls nach der Insel Lobau zurückzuziehen. Davoust wurde angewiesen über das Dorf Großhafen hinauszugehen und sich dem Centrum zu nähern. Der österreichische Feldherr schwächte im Gegentheil sein Centrum, um seine Flügel zu besetzen und zu verstärken, denen er nun eine neue Ausdehnung gab.

Am 6. mit Tagesanbruch stellte sich Bernadotte auf dem linken Flügel auf und hatte in zweiter Linie Massena. Der Vicekönig verband ihn mit dem Centrum, wo die Corps Oudinot's, Marmont's, die kaiserliche Garde und die Kürassierdivisionen sieben bis acht Linien bildeten.

Davoust marschirte mit dem rechten Flügel ab, um im Centrum zu erscheinen. Der Feind dagegen ließ das Corps Bellegarde's auf Stadlau marschiren. Die Corps Kollowraths', Lichtenstein's und Hiller's verbanden diesen rechten Flügel mit der Stellung von Wagram, wo der Fürst von Hohenzollern stand, und mit dem äußersten linken Flügel, wo das Corps Rosenberg's marschirte, um Davoust zu überflügeln. Da Rosenberg und Davoust eine entgegengesetzte Bewegung ausführten, so begegneten sie sich bei Tagesanbruch und gaben das Zeichen zur Schlacht. Der Kaiser verfügte sich sogleich nach diesem Punkte, ließ Davoust durch die Kürassierdivision Arrighi's verstärken und das Corps Rosenberg's durch eine Batterie von 12 Geschützen von der Division des Generals Nansouty's in die Flanke nehmen. In weniger als ¾ Stunden hatte das Corps Davoust's das Corps Rosenberg's geworfen, bis über Neusiedel zurückgedrängt und demselben großen Verlust zugefügt.



„Während dieser Zeit erhob sich die Kanonade auf der ganzen Linie und die Anordnungen des Feindes entwickelten sich mit jedem Augenblicke

mehr. Sein ganzer linker Flügel wurde mit Artillerie besetzt und man hätte sagen mögen, daß sich der österreichische Feldherr nicht für den Sieg, sondern für das Mittel schlage, aus demselben Nutzen zu ziehen. Diese Anordnung desselben erschien so seltsam, daß man irgend eine Falle vermuthete und daß Napoleon die leichten Dispositionen, die er zu machen hatte, um jene des Feindes zu dessen Verderben zu kehren, einige Zeit verschob. Er befahl Massena, ein Dorf anzugreifen, welches der Feind besetzt hatte, und das den Flügel seines Centrums etwas deckte. Davoust gebot er, die Stellung von Neusiedel zu umgehen, und von da auf Wagram vorzudringen; Marmont und Macdonald ließ er eine Colonne bilden, um Wagram in dem Augenblicke, wo Davoust vorbrechen würde, zu nehmen.

„Inzwischen traf die Meldung ein, daß der Feind mit Muth das Dorf angreife, welches Massena genommen hatte; daß unser linker Flügel über 3000 Toisen überholt worden sei; daß sich eine heftige Kanonade bereits zu Großaspern hören lasse und daß der Zwischenraum von Großaspern bis Wagram mit einer unermeßlichen Linie Artillerie bedeckt scheine. Man konnte nicht mehr zweifeln, der Feind beging einen außerordentlichen Fehler und es handelte sich nur darum, aus demselben Nutzen zu ziehen. Der Kaiser befahl zur Stelle dem General Macdonald, die Divisionen Broussier und Lamarque in eine Angriffscolonne zu formiren, welche er durch die Division des Generals Nansouty, durch die Garde zu Pferde und durch eine Batterie von 60 Stücken der Garde und 40 Kanonen verschiedener Corps unterstützen ließ. General Lauriston eilte an der Spitze dieser Batterie von hundert Feuerschlünden im Trab gegen den Feind, näherte sich ihm, ohne zu schießen, bis auf halbe Kanonenschußweite und begann ein furchtbares Feuer, das jenes des Feindes zum Schweigen brachte und den Tod in seine Reihen trug. Nun ging der General Macdonald im Sturmschritt vor. Der Divisionsgeneral Reille unterstützte mit der Füsilier- und Tirailleurgarde den General Macdonald. Die Garde hatte eine Frontveränderung vollzogen, um diesen Angriff unfehlbar zu machen. In einem Augenblick verlor das Centrum des Feindes eine Stunde Boden; sein rechter Flügel fühlte die Gefahr der Lage, in welcher er sich befand, und wich erschrocken und eilig zurück. Massena griff ihn von vorne an. Wäh-

rend die Niederlage des Centrums des Feindes Bestürzung verbreitete und dessen rechtem Flügel seine Bewegungen vorschrieb, wurde sein linker Flügel von Davoust, welcher Neusiedel genommen hatte und, nachdem er auf die Höhe emporgestiegen war, auf Wagram losging, angegriffen und überflügelt. Die Divisionen Broussier und Goudin haben sich mit Ruhm bedeckt.

„Es war erst gegen 10 Uhr des Morgens und auch die minder Einsichtsvollen erkannten, daß der Tag entschieden und der Sieg unser sei.

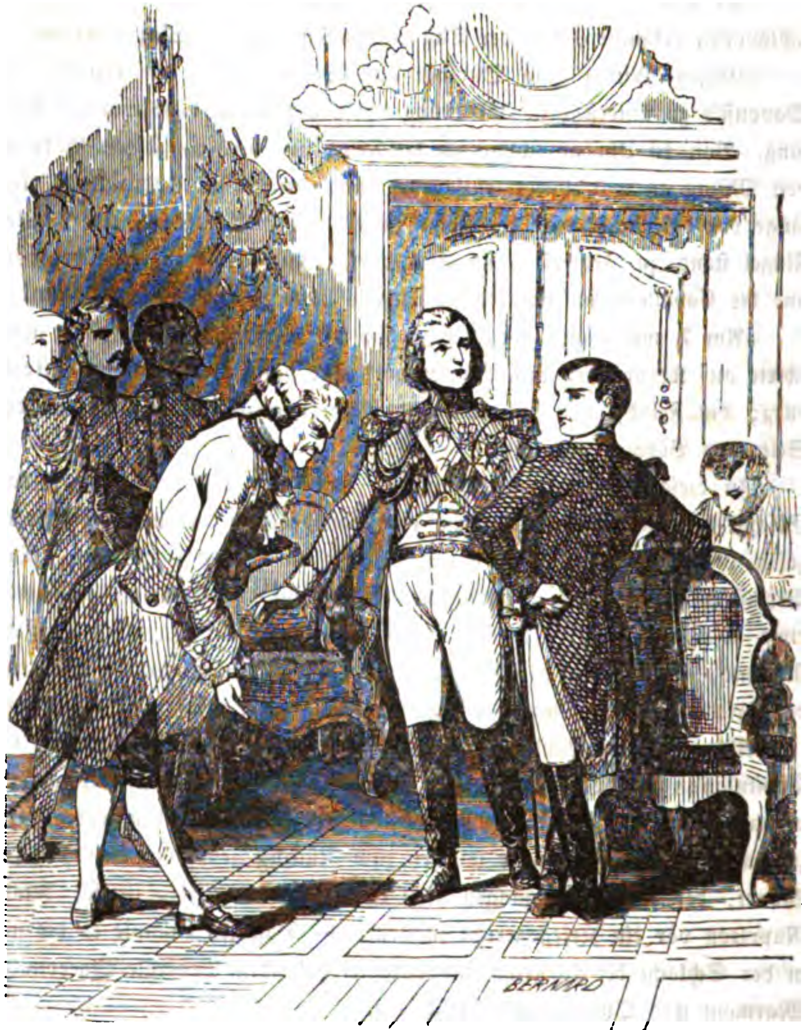
„Gegen Mittag ging Oudinot auf Wagram los, um den Angriff Davoust's zu unterstützen. Er drang durch und nahm diese wichtige Stellung. Von 10 Uhr an schlug sich der Feind nur noch um seinen Rückzug; von Mittag an war dieser entschieden und geschah in Unordnung, und lange vor der Nacht war der Feind außer dem Gesichtskreise. Unser linker Flügel stand zu Jedlersee und Ebersdorf, unser Centrum bis Obersdorf und die Cavallerie unseres rechten Flügels hatte Posten bis Senkirchen.

„Am 7. mit Tagesanbruch setzte sich die Armee in Bewegung, marschirte auf Korneuburg und Walkersdorf und hatte Vorposten bei Nikolsburg; der Feind, von Wagram und Mähren abgeschnitten, war an der Seite von Böhmen angelehnt." —

In dieser Schlacht, durch welche Napoleon zum dritten Male das Geschick des Hauses Habsburg in seine Hände bekam, erbeuteten die Franzosen 40 Kanonen, 10 Fahnen und machten an 20,000 Gefangene. Der Verlust an Todten und Verwundeten betrug auf beiden Seiten zusammen etwa 40,000 Mann. Der Kaiser von Oesterreich bat um einen Waffenstillstand, welcher am 10. Juli zu Znaim unterzeichnet wurde. Während der Friedensunterhandlungen bezog Napoleon das Schloß zu Schönbrunn.

Als er hier die Landung der Engländer auf der Insel Walcheren, die Capitulation von Vließingen und die Demonstrationen gegen Antwerpen vernahm, ließ er Bernadotte und Daru abgehen, um über den letzten Platz zu wachen. Die Engländer wurden zum Rückzug genöthigt; den General Monet, der sich in Vließingen nicht hinlänglich vertheidigt hatte, befahl Napoleon vor ein Kriegsgericht zu stellen. — Dagegen enannte er die sich in der Schlacht bei Wagram ausgezeichnet habenden Generäle Macdonald, Marmont und Oudinot zu Marschällen.

Zu dieser Zeit war es auch, wo der bekannte Staps einen Mordversuch auf Napoleon unternahm. Vor dem Ausführungsversuch ergriffen, wurde der Unglückliche zum Tode verurtheilt, dem er mit großer Standhaftigkeit entgegenging.



Am 14. October 1809 wurde endlich der Friede unter den demüthigsten Bedingungen für Oesterreich geschlossen. — Am 17. October gab Napoleon seine Abschiedsaudienz.

Der servile Geist, den man bei Besiegten so häufig antrifft, verläugnete sich auch in Wien nicht. Unter denen, welche täglich dem Kaiser ihre Aufwartung machten, befand sich auch ein österreichischer Baron, dessen kriechendes Wesen Napoleon schon lange zuwider war. Der Kaiser erlaubte sich in seiner letzten Audienz eine kleine Rache gegen den Schmeichler. Er ging auf ihn zu und redete ihn mit den Worten an:

— Nun, lieber Baron, was sagen die Wiener von uns?

— Sire, sie bewundern Ew. Majestät und sehen in jedem Ihrer Soldaten einen Beschützer.

— Was sagen Sie dazu, Bessières? fragte der Kaiser diesen Marschall.

— Ma foi, Sire, antwortete dieser, die Wiener wünschen uns von Morgens bis Abends zu allen Teufeln.

— Das glaube ich eher, versetzte der Kaiser, einen spöttischen Blick auf den deutschen Baron werfend, ich weiß, was ich von ihren Reden und ihren Rednern zu halten habe.

Damit ließ er den verblüfften Edelmann stehen und hob die Audienz auf.

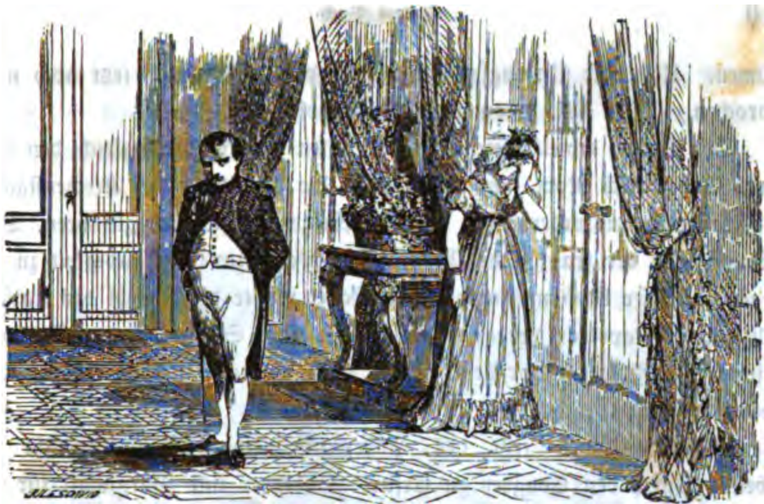
Am 26. October war Napoleon wieder zu Fontainebleau. Sein Wagen war auf der letzten Station gebrochen und er legte den übrigen Theil seiner Reise, mitten in einem heftigen Sturme, zu Pferde zurück.

Während der letzten Ereignisse in Oesterreich war Tirol in vollem Aufruhr gegen die französische Herrschaft und die tapferen Gebirgsbewohner unter Anführung von Andreas Hofer fügten den Franzosen ungeheuren Schaden zu. Die Tiroler wollten selbst die Waffen nach dem Waffenstillstand von Znaim nicht niederlegen, und es bedurfte der gewaltsamsten Anstrengungen, um den Aufstand zu unterdrücken. Andreas Hofer büßte seine Treue gegen das Haus Habsburg mit dem Tode. Er wurde am 20. Februar 1810 zu Mantua erschossen.

Nicht glücklicher waren die Versuche Katt's, Dörnberg's und Schill's in Deutschland. Ersterer wurde gleich am Anfang einer freischärlerischen Laufbahn zersprengt und flüchtete zu dem Herzog von Braun-

schweig-Oels. Ebenso erging es Dörnberg, der umsonst die Hessen zum Aufstand gegen Jerome anreizte. Auch er mußte fliehen und trat in die Dienste des genannten Herzogs. Schill endlich hielt sich eine Zeitlang, bis ihn der König von Preußen auf Napoleon's Befehl für einen Rebellen erklärte. In Stralsund eingeschlossen, fiel der tapfere Krieger nach Erstürmung der Stadt durch die Dänen und Holländer unter den Streichen der Feinde im Handgemenge. Was von seinem Corps gefangen wurde, kam auf die Galeren oder wurde in Wesel erschossen.





Zwölftes Kapitel.

Vereinigung des Kirchenstaates mit Frankreich. — Ehescheidung. — Vermählung mit Marie Louise.

Dem gewaltigen Sieger warf sich jetzt noch ein Feind entgegen, von dem man es am wenigsten hätte erwarten sollen, da seine Ohnmacht notorisch war und er bei der damaligen Lage der Dinge nicht einmal auf Bundesgenossen rechnen konnte: — der Papst!

Pius VII., derselbe, der Napoleon gekrönt hatte, weigerte sich, das Konkordat zu erfüllen, versagte den von Napoleon ernannten Bischöfen die kanonische Einsetzung und öffnete seine Häfen nach wie vor den Engländern. Vorstellungen, ja selbst Drohungen halfen Nichts. Der Papst drohte seinerseits mit dem Bannfluch, ohne zu bedenken, daß dieser Blitz im neunzehnten Jahrhundert seine zündende Kraft längst verloren hatte. Der Kirchenfürst blieb selbst nach dem Tilsiter Frieden hartnäckig und die Unterhandlungen, die sich bis zum Jahre 1808 hinzogen, wurden am 9. Januar dieses Jahres abgebrochen, was einer Kriegserklärung gleich kam. Einige Abtheilungen Soldaten reichten später hin, um Rom zu

nehmen. Aber die Unbeugsamkeit des Papstes war auch jetzt noch nicht gebrochen. Pius VII. excommunicirte Napoleon.

Der Kaiser erhielt diese Bulle zu Wien und sandte sogleich den General Radet nach Rom, um vom Papste die Abtretung des Kirchenstaates an Frankreich zu fordern, ihn aber im Weigerungsfalle wegzuführen. Vergebens suchte der französische General den Papst zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Dieser blieb unbeugsam und Radet mußte den Befehl des Kaisers vollziehen. Napoleon verbannte Pius VII. nach Savona in der Statthalterschaft des Prinzen Borghese. Rom aber wurde mit dem französischen Reiche vereinigt.

Napoleon schien jetzt den Höhepunkt seiner Macht erreicht zu haben. Durch den Congreß zu Erfurt glaubte er eine Bürgschaft für die freundschaftlichen Gesinnungen Alexander's erlangt zu haben. Gelang es ihm, Oesterreich sich noch inniger zu verbinden, so hatte er von dem geschwächten Preußen Nichts zu fürchten und England's Einfluß auf dem Continente war gebrochen. Es blieb ihm nur noch übrig, eine Dynastie zu gründen.

Seine Ehe mit Josephinen war kinderlos. Er glaubte sie, um seine Staatszwecke zu erreichen, lösen und eine anderweitige Verbindung suchen zu müssen. Am 30. November 1809, als Napoleon mit seiner Gemahlin allein gespeis't hatte, machte er ihr die ersten Eröffnungen über seine Absichten. So schonend dies auch geschehen mochte, der Schlag traf die arme Josephine zu heftig. Sie sank in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich selbst kam, zeigte sie jedoch eine stille Ergebung in ihr Schicksal und willigte in alle öffentlichen Schritte, die man von ihr verlangte.

Vor seiner Scheidung kam sein Stiefsohn Eugen zu ihm und verlangte seinen Abschied. „Der Sohn einer Frau, die nicht mehr Kaiserin ist, sagte er, kann nicht länger Vicekönig sein." — Es bedurfte Napoleon's ganzer Ueberredungskunst, um Eugen von der Nothwendigkeit seines Schrittes zu überzeugen, aber so groß war die Gewalt, welche dieser Mann auf Andere ausübte, daß Eugen zuletzt des Kaisers Hand ergriff, sie mit Küssen und Thränen bedeckte und sich nie von ihm zu trennen versprach.

Am 25. December (1809) endlich ging die Scheidung im Familienkreise vor sich, welcher der Erzkanzler Cambacérès und der Secretair des Civiletats beiwohnten.



Tags darauf überreichte Cambacérès dem Senat den Entwurf eines Beschlusses, welcher die Ehescheidung zwischen Napoleon und Josephine aussprach.

Der Kaiser beschäftigte sich jetzt mit der Wahl einer neuen Gattin. Anfangs wurden Unterhandlungen mit Rußland angeknüpft und man sagt, Alexander würde gern in eine Verbindung seiner Schwester mit Napoleon gewilligt haben. Als dieser aber erfuhr, daß das österreichische Kaiserhaus es gern sähe, wenn er sich mit der Prinzessin Marie Louise vermählen wollte,

entschied Napoleon sich für die junge Erzherzogin und Berthier erhielt den Auftrag, als Brautwerber nach Wien zu gehen.

Dieser Marschall langte im Anfang des März 1810 in Wien an und trug die Bewerbung seines Monarchen in öffentlicher, zu diesem Zweck angesetzter Audienz vor. Der Kaiser von Oesterreich antwortete einwilligend und die Erzherzogin erklärte der Form gemäß, daß sie sich mit Freuden in den Willen ihres Vaters füge. Die Vermählungsfeier wurde am 11. März in Wien begangen. Der Erzherzog nahm die Procura der Ceremonie für Napoleon. Am 13. März reis'te Marie Louise nach Frankreich ab. Am 23. traf sie in Compiègne bereits zusammen mit Napoleon an, der seine Ungeduld nicht hatte zügeln können und ihr von Compiègne



aus eine Strecke entgegengeeilt war. Der Kaiser und die Kaiserin begaben sich hierauf nach St. Cloud, wo am 1. April die Civiltrauung stattfand. Den folgenden Tag wurde die kirchliche Trauung in Paris in einer Kapelle des Louvre vollzogen. Der Großalmosenier, Kardinal Fesch, segnete das Hohe Paar ein. Eine Reihe von Festen folgte der Feier und die Freude über die Vermählung des Kaisers mit einer österreichischen Prinzessin äußerte sich bei allen Völkern des Continents, denn alle glaubten, die Zeit des Friedens wäre nun endlich gekommen.

Ein düsterer Vorfall, in dem abergläubische Gemüther ein Vorzeichen kommender Ereignisse erblickt haben, trug sich bei einem Feste zu, welches der österreichische Gesandte am 1. Juli dem Kaiser und der Kaiserin gab. Es brach nämlich plötzlich im Ballsaale Feuer aus. Eine Menge Personen, darunter die Gemahlin des Gesandten, kamen dabei um's Leben. Napoleon trug die Kaiserin selbst auf seinen Armen aus den brennenden Gemächern.





Dreizehntes Kapitel.

Von der Thronbesteigung Bernadotte's in Schweden bis zur Ankunft des Papstes in Fontainebleau.

Zu dieser Zeit war Bernadotte zum Kronprinzen von Schweden erwählt worden, berufen von dem Reichsrath, um die Ausschließung der Wasa's aufrecht zu erhalten, welche bei der Thronbesteigung des Herzogs von Südermannland ausgesprochen war. Vermuthlich glaubten die Schweden, sich durch die Wahl Bernadotte's bei Napoleon beliebt zu machen. Der Kaiser behauptete später, er habe nur ungern seine Einwilligung gegeben, indem er „einen geheimen Instinct empfand, der ihm die Sache mißfällig und widerwärtig machte," zumal er mehrfach Gelegenheit gehabt hatte, dem Marschall nicht zu trauen und in ihm einen Gegner zu erkennen. Gleichwohl konnte er, selbst Kaiser durch die Wahl des Volkes, sich füglich nicht der getroffenen Wahl der Schweden widersetzen, und Bernadotte reis'te nach Stockholm, um den Thron zu besteigen, auf welchem der glühendste Feind Frankreichs und seiner Revolution, der letzte Wasa, Gustav III., gesessen hatte.

Fast gleichzeitig mit der Thronbesteigung Bernadotte's in Schweden mußte Louis Bonaparte den holländischen Thron verlassen. Nachlässige Handhabung der Continentalsperre, über welche zuletzt sogar im Moniteur Klage geführt wurde, zogen diesem Könige ernste Verweise von seinem kaiserlichen Bruder zu. Aber König Louis war zu schwach, um die Dekrete des Kaisers mit aller Strenge durchführen zu können und zu sehr Holländer geworden, um die Interessen dieser Nation zum Vortheil der napoleonischen Politik hintenansetzen zu wollen. Napoleon stellte ihm kurz und bündig noch einmal die Punkte auf, deren Erfüllung er von ihm verlangte (worunter das Verbot jedes Handels mit England obenan stand). Nachdem von beiden Seiten noch mehrere Noten gewechselt waren, wurde Louis endlich seiner Stellung überdrüssig, verließ seine Staaten, sandte eine förmliche Abdankungsurkunde nach Paris und zog sich nach Deutschland zurück. Der Kaiser, auf's Höchste erbittert über den Schritt seines Bruders, dekretirte am 9. Juni 1810 die Vereinigung Holland's mit Frankreich. Marschall Oudinot rückte gleich darauf in Amsterdam ein. Bald darauf wurde auch das Walliserland mit Frankreich vereinigt. Diese beiden großen Maaßregeln wurden dem Senate in der Sitzung am 10. December 1810 mitgetheilt, welcher dieselben mit gewohnter Unterwürfigkeit billigte.

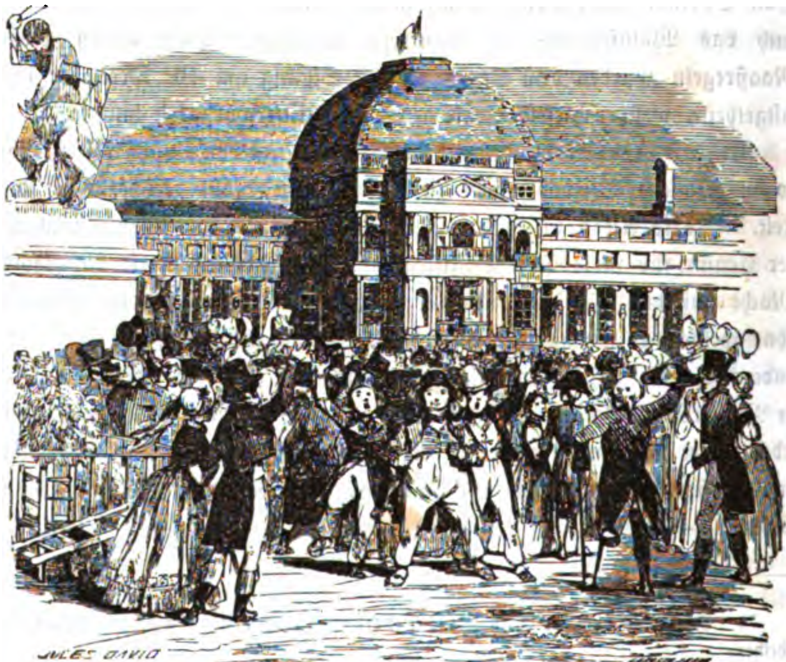
Ein Akt, den die blindesten Bewunderer Napoleon's nicht wagen, ohne vorausgeschickte Verwahrungen zu entschuldigen, fällt gleichfalls in diese Zeit. — Die Aufhebung der Preßfreiheit und die Wiedereinführung der Censur für periodische Schriften.*) So verderbend wirkt die absolute Macht auf den Menschen, daß er es wagt, das Werkzeug zu zerbrechen, ohne welches er nie auf den Gipfel der Gewalt gelangt wäre. Denn wer anders als die Presse bearbeitete und lenkte die öffentliche Meinung, daß sie Napoleon zum Kaiser ausrief? Wie, wenn der Federstrich eines Censor's jedes Wort auf Einsetzung einer Monarchie gestrichen hätte, wäre der Tag von Austerlitz wohl auch ein Jahrestag der Krönung Napoleon's gewesen? — — —

---

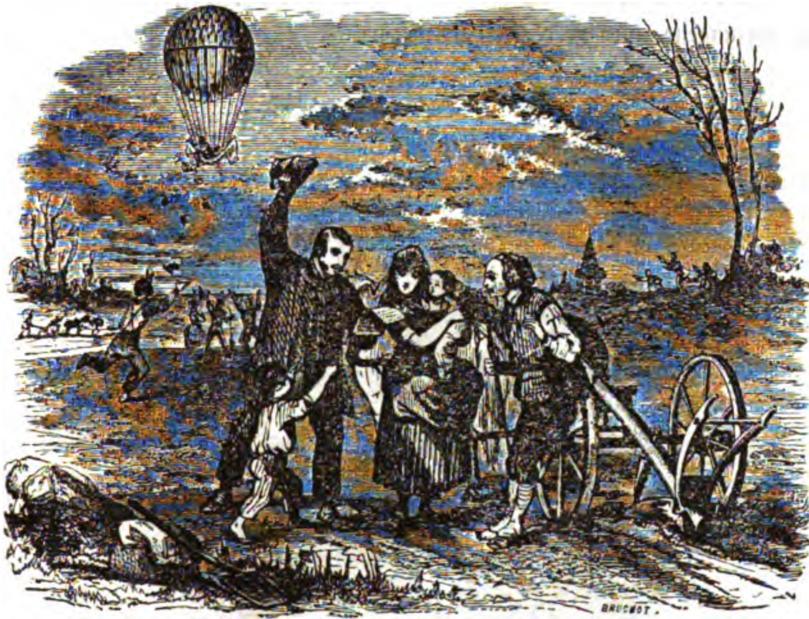
*) So durfte auch u. A. in jedem Departement nur eine einzige Zeitung erscheinen.

Bald darauf sollten auch Napoleon's letzte Wünsche erfüllt werden. Die Kaiserin fühlte am 19. März 1811 die ersten Wehen. Die Aerzte fürchteten eine schwere Niederkunft und Dubois fragte den Kaiser, was er thun solle, wenn ihm bei der Entbindung nur die Wahl zwischen der Rettung der Mutter, oder der des Kindes bliebe. „Retten Sie die Mutter!“ rief Napoleon, in welchem in diesem Augenblick der Gatte über den Staatsmann den Sieg davon trug. Doch gingen die Befürchtungen der Aerzte nicht in Erfüllung. Die Kaiserin wurde um 9 Uhr Morgens des 20. März von einem Knaben entbunden, den Napoleon im Uebermaß seiner Freude „einen König von Rom“ nannte.

Der Donner der Kanonen verkündete das Ereigniß. Es war bekannt gemacht worden, daß 20 Schüsse abgefeuert werden sollten, wenn die Kaiserin von einer Prinzessin, 101 dagegen, wenn sie von einem Prinzen entbunden wäre. Athemlos zählten die Pariser, welche sich auf allen



öffentlichen Plätzen versammelt hatten, bis zwanzig. Als aber der ein und zwanzigste Kanonenschuß gehört wurde, da machte sich der Jubel der Bevölkerung in einem lauten „Es lebe der Kaiser!“ Luft und gleichzeitig stieg ein Ballon mit der berühmten Luftschifferin Madame Blanchard in die Höhe, und warf tausende, das Ereigniß verkündende Bülletins auf das Land, in der Umgegend der Hauptstadt nieder. Am 9. Juli wurde der junge Prinz in der Notredamekirche getauft.



Doch bei dieser allgemeinen Freude im Innern ließen Napoleon seine auswärtigen Feinde nicht unbeachtet. Der Papst Pius VII. weigerte sich fortwährend, den von Napoleon ernannten Bischöfen die kirchliche Einsegnung zu gewähren und wollte von keinem Uebereinkommen etwas wissen, bevor er nicht wieder in Rom's und des Kirchenstaates Besitz wäre. Napoleon berief daher unter dem Vorsitz des Kardinal Fesch ein Nationalconcilium,

an dem auch die seinen Absichten günstigen italienischen Bischöfe Theil nahmen. Am 20. Juni fand die erste Versammlung der Bischöfe in Paris statt. Das Concilium konnte sich jedoch mit dem Kaiser nicht einigen und wurde aufgelös't. Napoleon ließ sich aber hierauf von jedem der französischen und italienischen Prälaten eine individuelle Erklärung geben; die jetzt ganz seinen Ansichten conform ausfiel! —

Jetzt ließ Napoleon den Papst, den er zu Sarona Rom noch zu nahe wähnte und dessen Entführung durch die Engländer er fürchtete, nach Fontainebleau kommen, und der Nachfolger Petri war Nichts weiter mehr, als der Gefangene eines gekrönten Soldaten.





Vierzehntes Kapitel.

Die Ereignisse in Spanien und Portugal in den Jahren 1809 — 1812.

Seitdem der Kaiser Spanien verlassen, hatten seine Generale fortwährend mit den Guerilla's und den regelmäßigen Heeren der verbündeten Spanier und Engländer zu kämpfen. Palafox hatte sich zu Anfang des Jahres 1809 nach seiner Niederlage bei Tudela nach Saragossa geworfen und vertheidigte die Stadt mit einem Heldenmuthe, den die Geschichte als „die Belagerung von Saragossa" in ihren Annalen auf's rühmlichste verzeichnet hat. Denn selbst nachdem die Außenwerke schon in den Händen der Franzosen waren, wüthete der Kampf fort und beinahe jedes Haus, zur Festung geworden, mußte mit Sturm genommen werden. Endlich am 21. Februar 1809 ergab sich Saragossa dem Marschall Lannes auf Gnade und Ungnade und der Präsident der Junta, Mariano Dominguez, huldigte dem Könige Joseph. Der Fall von Jaca und Mouzon folgte der Einnahme von Saragossa, allein der spanische Stolz war noch nicht gebrochen. Von



der französischen Armee zog ein Theil nach Castilien in Cantonnirungen und das dritte Corps allein mußte die theure Eroberung behaupten. Kaum erfuhr General Blake in Catalonien, daß die Franzosen sich getheilt hatten, so brach er mit 40,000 M. auf, um Saragossa wieder zu erobern. Obgleich Anfangs siegreich in dem Treffen bei Alcaniz, war er doch dem tapfern Marschall Suchet nicht gewachsen und die Gefechte von Maria und Belchitte zwangen Blake, nach Catalonien zurückzukehren.

Nach der Zerstreuung der spanischen Armee ließ Suchet es sich angelegen sein, die Gemüther der Bevölkerung zu besänftigen. Der Cultus erhielt unter dem Schutze der französischen Waffen seine volle Freiheit wieder, die Disciplin der Truppen war musterhaft, so daß die Spanier sich endlich, wenn auch mit Groll im Herzen, dem neuen Joche ergaben.

Doch noch einmal sollte die Ruhe in Aragonien ernstlich bedroht werden. Ein neuer Guerillaführer, der jüngere Mina, stand auf und zündete



die Empörung von Neuem an. Suchet ergriff jedoch sogleich die energischsten Maaßregeln, um Mina gefangen zu nehmen und seine Bande zu zerstreuen.

Weniger glücklich waren die Franzosen in Catalonien. Sie hatten stets mit den zahlreichen Freicorps zu kämpfen, welche die Catalonier ausrüsteten und mit den regulairen Truppen Caro's, Blake's und O'Donnell's. Um auch hier zu siegen, stieg Suchet von den Bergen Saragossa's in die Ebenen von Valencia und Tarragona hinab. Vorher aber belagerte er noch Balaguer und bis zum 13. Juni war er Herr von Lerida, Mequinenza und Morella, so daß ihm die Straßen nach Valencia und Tortosa offen standen, welche letztere er wählte.

Es schien als ob der spanische General Caro sich hier widersetzen wolle, er zog sich aber bei Suchet's Annäherung zurück. Dieser zog die nöthigen Verstärkungen an sich, um Tortosa anzugreifen und am 1. Januar 1810 ward die Stadt genommen. Mittlerweile waren in Catalonien neue Banden aufgestanden, mit deren Vertreibung Suchet mehrere Monate zu thun hatte, ehe er wieder vor den Thoren Tarragona's erscheinen konnte. Diese Stadt enthielt eine Besatzung von 8000 Mann und diente dem Aufruhr im Norden gleichsam als Bollwerk. Suchet cernirte Tarragona mit 40,000 Mann und erstürmte es am 21. Juni 1811, in Folge welcher Eroberung Napoleon ihn zum Marschall des Reiches ernannte.

Hierauf wurde Mont-Serra besetzt und die spanische Regentschaft zitterte für Valencia, wohin sie ein Corps von 10,000 Mann unter Blake warf.

Um die Einnahme Valencia's zu hindern, versuchten die Parteigänger Mina und Embecinada neue Einfälle in die Gebirge Aragonien's. Suchet aber ging nach erhaltenen Verstärkungen über den Guadalquivir und schloß einen Theil des spanischen Heeres in Valencia ein, während er den anderen in das Königreich Murcia trieb. Die Einwohner von Valencia, die das Schicksal Saragossa's fürchteten, verlangten selbst nach kurzem Bombardement zu capituliren und mit der Uebergabe der Stadt wurde die ganze Besatzung von 18,000 Mann und General Blake kriegsgefangen. (10. Januar 1812.) An die französischen Soldaten ließ Napoleon reiche Belohnungen austheilen, Suchet wurde zum Herzog von Albufera ernannt.

Unterdessen hatte der Marschall Soult nach der Einnahme von Corunna Portugal überzogen und Ney setzte die Eroberung von Galicien und Asturien fort, während Victor die spanische Armee unter Cuesta bei Medellin schlug. Soult schlug am 6. März den General Romana an den Ufern des Tamega und nahm nach einander Chaves, Braga, Guimaraens und Oporto. Letztere Stadt ergab sich beim ersten Sturm am 27. März 1809.

Trotz dieser glänzenden Erfolge der französischen Feldherren wurde die Bevölkerung immer erbitterter. In Estremadura brach der Aufstand allgemein los, die Junta von Bajadoz antwortete stolz auf die Aufforderung zur Unterwerfung. Gleichzeitig ging Wellington mit 30,000 Mann auf

Oporto los, um Soult, welcher durch den gegen Estremadura geschickten Victor geschwächt war und noch von dem portugiesischen General Sylveira bedroht wurde, die Stadt wieder zu entreißen. Soult konnte die Armee nur retten durch Preisgebung seines Materials. Er eilte Guimaraens zu erreichen und entkam mitten durch die beiden feindlichen Heere nach Spanien. Hier zwang er Romana, die Belagerung von Lugo aufzuheben und verabredete mit Ney und Suchet bereits die Maßregeln zur völligen Vernichtung Romana's, als die Bewegungen des Feindes gegen das Centrum der Halbinsel die Franzosen zwangen, ihre Pläne zu ändern.

Wellington war, nachdem ihm Soult entgangen, nach Estremadura zurückgekehrt, um das Corps Victor's zu vernichten. Er brach mit 80,000 Mann von Abrantes auf. Rechts stützte er sich auf die Armee



des Generals Cuesta, links auf die 40,000 Mann starke Legion Wilson's. Ferner war ein Corps von über 20,000 Mann unter Venegas bereit, in die Ebenen der La Manche niederzusteigen und ein Corps von 15,000 Portugiesen operirte als Reserve an der Gränze von Erstremadura. Dabei unterstützten diese Armeen alle die zahlreichen Guerillabanden, welche sich zur Vernichtung der Franzosen erhoben hatten und den König Joseph aus Madrid vertreiben wollten.

Joseph befahl Angesichts der ihm drohenden Gefahr die Concentration der französischen Armee am Tajo, in der Nähe von Talavera. Er ließ aber Mortier und Soult nicht Zeit, sich zu vereinigen, sondern ließ sich auf Victor's Rath in eine Schlacht ein, welche für die französischen Waffen unglücklich ausfiel. Während aber im englisch-spanischen Lager der Sieg noch gefeiert wurde, nahm Soult Placentia ein, und griff nach seiner Vereinigung mit Mortier und Victor die feindliche Armee bei der Brücke von Arzobispo (8. August 1809) an. Diese Schlacht endigte mit der Niederlage der Spanier und Engländer, und Wellington war gezwungen, sich auf Badajoz zurückzuziehen. Ney lieferte währenddem der Legion Wilsen's ein Treffen am Col de Banos. Aber auch jetzt blieb der spanische Trotz ungebeugt. Ballosteros warb Truppen in Asturien, die er dem Herzog von Parque zuführte, der eben über Ney's Truppen einige Vortheile errungen hatte. Ney war von Napoleon nach Deutschland berufen und an seiner Stelle erhielt General Marchand das Commando über die Armee von Galicien. Die Spanier beschlossen jetzt einen Einbruch in La Manche und den Versuch zur Eroberung Madrid's zu wagen. Arizaga ging mit 60,000 Mann von Toledo und Aranjuez gegen die Hauptstadt, der Herzog von Parque rückte auf der Straße von Bourgos vor. Soult führte den Oberbefehl über die Franzosen. Er zog Victor, Mortier und Sebastiani an sich und griff den Feind an, den er am 18. März 1809 bei Ocana schlug. Der Herzog von Parque zog sich auf Ciudad-Rodrigo zurück.

Um den Aufstand in Spanien vollends zu unterdrücken, wurde die französische Armee zu Anfang des Jahres 1810 auf 300,000 Mann gebracht und unter Joseph's Befehl gestellt, obwohl den wirklichen Oberbefehl nur der Marschall Soult führte. Am 20. Januar 1810 wurde die Sierra

Morena erobert. Die Städte Granada, Sevilla, Malaga, Murcia, Olivenza und Badajoz fielen nacheinander den Franzosen in die Hände, bis auf Cadix, welches der Hauptheerd des spanischen Aufstandes blieb und das auf der Landseite zwar eingeschlossen werden konnte, auf der Seeseite aber frei bleiben mußte, da das Meer den Engländern gehörte.

Während dieser Erfolge Soult's in Andalusien, rückte der aus Deutschland gekommene Massena in Portugal ein und ging auf Lissabon los. Aber die Mitwirkung der Armee in Andalusien, auf welche er gerechnet, blieb aus, da Soult durch die Engländer und Spanier von Algesiras und Gibraltar aus in Schach gehalten wurde. Massena, zu schwach, um sich gegen Wellington zu behaupten, mußte nach Spanien zurückkehren. Wellington verfolgte ihn noch in Olivenzas und belagerte Badajoz. Dadurch erhielt der Aufstand neuen Muth. Soult, der bis an den Fuß des Gebirges marschirt war, wurde durch Blake und Ballostero gezwungen, nach Sevilla zurückzugehen. Ein Angriff, den er auf die Insurgenten in der Sierro de Rondo machen ließ, mißglückte ebenfalls.

Wellington, von Soult befreit, betrieb die Belagerung von Badajoz mit dem größten Eifer, und nahm es am 6. April 1812 ein. Soult kam erst zur Entsetzung einen Tag nach der Capitulation an, und Wellington war klug genug, die ihm von den Franzosen angebotene Schlacht nicht anzunehmen, um seine Eroberung nicht auf's Spiel zu setzen. Der französische Feldherr kehrte daher nach Sevilla zurück.

Die Spanier und Engländer verfolgten ihre Vortheile energisch. Aus Estremadura nach La Manche marschirt, hatten sie die Armee des Centrum's geschlagen, Madrid besetzt und den König Joseph verjagt, der nach Valencia zu Suchet floh. Jetzt war Andalusien verloren. Die Belagerung von Cadix mußte aufgegeben werden, Soult trat seinen Rückzug durch Granada und Murcia an, vereinigte sich bei Alicante mit Suchet und später mit der Armee des Centrum's, um Madrid wiederzuerobern.



Fünfzehntes Kapitel.

Zerwürfniß und Bruch mit Rußland — Feldzug von 1812.

Der Kaiser Alexander hatte schon lange mit argwöhnischem Auge das Wachsen der französischen Macht betrachtet. Die Gefühle der Freundschaft, welche er zu Tilsit und Erfurt gegen Napoleon an den Tag gelegt, traten in den Hintergrund. Mit dem Feldzuge von 1809, der Oesterreich so manchen Länderverlust kostete und die Gränzen Frankreichs dem russischen Reiche näher rückte, nahm die Besorgniß Alexander's zu. Am meisten ward ihm die Existenz des in Tilsit geschaffenen Herzogthums Warschau ein Dorn im Auge, denn der Czaar glaubte in diesem Herzogthum das wiederauferstehende Königreich Polen zu erblicken. Sich hierüber Gewißheit, resp. Beruhigung zu verschaffen, verlangte er daher von Napoleon die feierliche Erklärung, nie den Versuch zur Wiederherstellung der polnischen Nationalität zu machen. Alexander glaubte eine Zeitlang der Entsprechung seines Verlangens gewiß zu sein. Am 5. Januar 1810 hatte nämlich der französische Gesandte einen Vertrag unterzeichnet, nach welchem

das Herzogthum Warschau niemals vergrößert werden und der polnische Name überhaupt aus allen Urkunden verschwinden sollte. Diesem Vertrage verweigerte Napoleon jedoch seine Zustimmung um so mehr, als Alexander die versprochene Aufrechthaltung der Continentalsperre gegen England nur sehr lässig betrieb. Am 15. Januar 1811 erließ der Kaiser von Rußland sogar eine Ukase, worin er französische Producte verbot, die Einführung von Colonialwaaren dagegen durch Ermäßigung des Zolltarifs begünstigte.

Napoleon, im höchsten Grade aufgebracht über diese Verordnung, befahl seinem Gesandten, den Widerruf derselben zu veranlassen. Allein Alexander hatte seinen Entschluß gefaßt und antwortete abschlägig, während er zu gleicher Zeit rüsten ließ. Napoleon waffnete jetzt ebenfalls. Die Besatzung von Danzig wurde verstärkt und bedeutende Truppenmassen durchzogen Deutschland. Alexander verlangte Erklärungen; ihm wurde die Antwort, daß seine Rüstungen die Veranlassung zu den militairischen Maaßregeln Frankreichs seien. Obgleich der russische Kaiser friedliche Gesinnungen zu haben erklärte, beharrte er gleichwohl auf die Zustimmung Frankreichs zur gänzlichen Vernichtung Polens und auf die Rückgabe Oldenburg's, welches Napoleon an sich gezogen, um den dort betriebenen lebhaften Schmuggelhandel mit Colonialwaaren zu unterdrücken.

Die Mäßigung, welche Napoleon bei diesem Notenwechsel Anfangs beobachtete, brachte Alexander auf den Glauben, Frankreich fühle sich zu schwach, um gegen Rußland mit den Waffen in der Hand offen aufzutreten, und der Augenblick sei gekommen, wo Rußland die Geschicke Europa's vertreten könne. Er verstärkte daher seine Rüstungen und ließ eine neue Note überreichen, in welcher er, außer seinen früheren Forderungen, auch noch die der Räumung Danzig's und des Herzogthum's Warschau stellte. Der Krieg war somit unvermeidlich geworden.

Schon am 23. December 1811 waren dem Kaiser 120,000 Mann von der Conscription von 1812 zur Verfügung gestellt. Im März des folgenden Jahres wurde die Nationalgarde organisirt und in 3 Aufgebote getheilt. Zur Bildung einer Armee im Innern wurden 60,000 Mann bestimmt. Außerdem schloß Napoleon am 24. Februar und 14. März 1812 Bündnisse mit Preußen und Oesterreich ab, um gleichsam an der Spitze

Europa's gegen Rußland marschiren zu können. Die ganze dazu bestimmte Armee betrug über 550,000 Mann.

Der Kaiser verließ Paris am 9. Mai 1812 und traf am 17. in Dresden ein, wo es in seinem Salon von gekrönten Häuptern, die ihm den Hof machten, wimmelte, denn Napoleon stand ja damals im Zenith seines Ruhmes und seines Glückes!

Nach kurzem Aufenthalt verließ er Dresden und reis'te über Danzig zur Armee ab. Aber schon damals zeigte sich unter seinen Feldherren, namentlich bei Murat, eine verderbliche Mißstimmung. Diese Herren, welche dem Kaiser Alles verdankten, waren unzufrieden, daß er ihnen nicht Zeit ließ, in den Vollgenüssen ihrer neuen Macht zu schwelgen und trugen durch ihre Lässigkeit nicht wenig zum Mißlingen des Feldzugs bei.

Von Danzig eilte Napoleon nach Königsberg, um das Proviantwesen der Armee zu ordnen. Sein Genie sorgte für Alles, überall war er zugegen und selbst die Nächte opferte er, um seine Soldaten auf einen Fuß zu bringen, auf dem noch nie zuvor eine Armee gewesen war.

Vor dem Beginn der Feindseligkeiten versuchte Napoleon jedoch noch einen Schritt der Versöhnung mit Alexander. Sein zu diesem Zwecke abgesandter Adjutant Lauriston erhielt aber nicht einmal eine Audienz weder bei dem Kaiser, noch bei dessem Minister und Napoleon gab jetzt Befehl, über den Nimen zu gehen.

Die französische Armee war in 13 Corps getheilt und zählte weit über 300,000 Combattanten, welche in Rußland selbst einrückten. Die Russen setzten dem Uebergang dieser furchtbaren Macht über den Niemen kein Hinderniß entgegen. Derselbe erfolgte in imposanter Ordnung am 23. bis 24. Juni.

Nachdem er sich Kowno's bemächtigt, daselbst ein Hospital errichtet und den Ort mit einer Besatzung versehen hatte, rückte Napoleon nach Wilna. Alle Vorbereitungen zum Sturme waren getroffen, aber die Russen zogen sich auch hier zurück, nachdem sie einige Kanonenschüsse gewechselt und ihre Vorräthe verbrannt hatten, und während die leichte Reiterei sie verfolgte, hielt Napoleon am 28. Juni seinen Einzug in die Hauptstadt Lithauen's.

Seine erste Sorge war, dieser Provinz eine provisorische Regierung zu geben.

Mittlerweile hatte sich zu Warschau ein Congreß unter dem Vorsitze des Fürsten Adam Czartorisky gebildet. Die Polen verlangten von Napoleon die Wiederherstellung des Königreichs Polen. Der Kaiser gab ausweichende Antworten, da er durch die sofortige Wiedererweckung der selbstständigen polnischen Nationalität sich Oesterreich und Preußen zu Feinden zu machen fürchtete. Vielleicht fällt auch dieser Umstand, wodurch der Eifer der Polen für die Sache des französischen Kaisers merklich erkaltete, in die Waagschale des so unglücklich ausgefallenen Feldzugs.

Durch die raschen Bewegungen der siegreich vordringenden französischen Armee waren die russischen Heerführer Bagration und Platow von Barclay de Tolly getrennt und jene beiden in die gefährlichste Lage gerathen. Alexander sandte einen Adjutanten an Napoleon, scheinbar, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, in Wahrheit aber, um Zeit zu gewinnen, damit die russischen Generäle sich wieder vereinigen konnten. Napoleon drückte allerdings sein Bedauern über den Bruch mit Rußland aus, als aber der Gesandte Alexander's verlangte, daß vor Beginn der Unterhandlungen die Franzosen über den Niemen zurückgehen sollten, verlangte Napoleon, auf der Stelle zu unterhandeln und erklärte erst nach Abschluß des Friedens seinen Rückzug antreten zu wollen, und der Adjutant Alexander's reis'te unverichteter Sache wieder ab.

Am 16. Juli verließ Napoleon Wilna, mit der Absicht in Altrußland einzudringen und zwischen der Düna und dem Dnieper zu operiren. Er stellte daher die Verfolgung des sich auf St. Petersburg zurückziehenden Barclay ein, beauftragte Davoust und Schwarzenberg, Bagration zu hindern, das feste Lager von Drissa zu erreichen, wo ihn Alexander erwartete, und marschirte nach Smolensk. Napoleon's Bruder, Jérôme, aber, der Bagration auf's Schnellste verfolgen sollte, betrieb diese Verfolgung lässig, und selbst die scharfen Vorwürfe des Kaisers rissen ihn nicht aus seiner Saumseligkeit, so daß ihm Napoleon das Commando nahm und es Davoust übertrug. Der hierdurch in seiner Eitelkeit verletzte König von Westphalen verließ hierauf die Armee. — Davoust gelang es, die Russen bei Mohilew

zu erreichen, wo er Bagration schlug. Doch gestattete ihm die Zerstreuung seiner Truppencorps nicht, den Sieg zu verfolgen.

Davoust hatte Bagration auf Smolensk zurückgeworfen und den rechten Flügel der Armee befreit; Oudinot und Macdonald trieben Wittgenstein vor sich her, den Bagration abgeschickt hatte, den linken Flügel der Franzosen zu beunruhigen und Petersburg zu decken, während der russische Feldherr gezwungen wurde, sein Lager von Drissa zu verlassen und nach Witebsk, in der Richtung, die Napoleon verfolgte, zu gehen. Barclay hoffte noch, daß Bagration Davoust entgehen und sich mit ihm vereinigen würde. Als er ihn aber bei Witebsk nicht traf, suchte er ihn bei Orsza, Ostermann die Sorge, die Nachhut zu decken, überlassend. Dieses Corps wurde am 25. und 26. Juli von Murat und Eugen bei Ostrowa geschlagen.

Am 27. Morgens setzte die siegreiche französische Armee ihren Marsch fort. Die Russen zogen sich in Ordnung auf die Hauptmacht Barclay's zurück und schienen eine Schlacht annehmen zu wollen, aber außer einem Scharmützel, welches ein Paar hundert vom Feinde umzingelte Voltigeurs heldenmüthig bestanden, fiel Nichts vor. Barclay hatte erfahren, daß Bagration bis an den Sosch zurückgegangen sei. Er änderte also seinen Entschluß und zog sich über Witebsk zurück, um sich wieder mit Bagration zu vereinigen. Die Franzosen besetzten die von den Russen geräumten Positionen und zogen ohne Kampf in Witebsk ein, dessen Bewohner mit Barclay geflohen waren. Hier, wo das Hauptquartier mehrere Tage blieb, erfuhr der Kaiser die Siege, welche seine Generäle erfochten hatten. Am 30. Juli war der russische General Kulniff bei Jakubowo von Legrand geschlagen. Oudinot schlug am 1. August den General Wittgenstein in einer heißen Schlacht bei Obojarziwa. Am 12. August, während Napolon auf dem Marsche nach Rassasna war, siegte Schwarzenberg über Tormassoff bei Gorodeczna, Ney über Barclay bei Krasnoi und Oudinot über Wittgenstein in der Gegend von Polozk.

Aber die europäische Diplomatie kam den Russen zu Hülfe, ehe noch das Klima den Franzosen seine Schlachten lieferte. Die Pforte, von England gedrängt, hatte Frieden mit Rußland geschlossen, Bernadotte stand in Unterhandlung mit dem Feinde Frankreichs und Napoleon erfuhr,

daß der Herrscher Schwedens schon am 24. März einen Vertrag mit Alexander abgeschlossen habe.

Trotz dem Allen drang die französische Armee weiter in Rußland ein. Der Kaiser verlegte sein Hauptquartier am 14. nach Rassasna, unweit von Smolensk, welches Barclay und Bagration nunmehr vereint besetzt hatten. Am 17. August begann die Schlacht unter den Mauern der Stadt. 200,000 Mann kämpften hier gegen einander. Die Verschanzungen der Russen wurden nach hartem Kampfe von Ney, Davoust und Poniatowsky genommen. Eben so ging es den inneren Festungswerken, welche von den Divisionen Friant, Gutin und Morin gestürmt wurden. Mit Haubitzengranaten vertrieb man die Russen von den Thürmen und um ein Uhr Nachts zündeten die Feinde, sich nicht mehr halten könnend, die Stadt vollends an, gingen über den Dnieper zurück und verbrannten hinter sich die Brücken. In der Stadt fanden die Franzosen nur Leichen und Sterbende in den Flammen, deren Löschung die erste Sorge Napoleon's war.



Von der Spitze eines Thurmes verfolgte der Kaiser mit einem Fernrohr die Bewegungen des zurückweichenden Feindes und entdeckte bald, daß die russischen Feldherren, von denen der eine Anfangs die Straße nach Petersburg' der andere die nach Moskau einschlug, sich in der Richtung nach letzterer Stadt zu vereinigen suchten. Sogleich wurde Ney mit der Verfolgung der Russen beauftragt. Er traf sie bei Valutina. Nach mörderischem Kampfe, in welchem die Franzosen viermal aus ihren bereits eroberten Stellungen wieder vertrieben wurden, blieb Ney endlich Sieger. Der russische General Tutschkoff wurde gefangen, aber auch der tapfere französische General Gudin, der so vielen Antheil am Siege gehabt, wurde tödtlich verwundet nach Smolensk gebracht, wo er bald darauf starb.

Der Sieg von Valutina entschied den Feldzug nicht. Durch das zu späte Eintreffen Junot's auf dem Schlachtfelde konnte das Corps Barclay's nicht abgeschnitten werden. Der Kaiser war hierüber sehr ungehalten und übertrug Rapp das Commando über die von Junot geführten Westphalen.

In Smolensk war es, wo sich Napoleon's um diese Zeit übrigens schon eine Art Ungewißheit bemächtigte, ob er weiter vorgehen solle oder nicht. Die Siege Schwarzenberg's, Legrand's, Oudinot's und St. Cyr's aber zerstreuten seine Besorgnisse und er kommandirte das berühmte „Vorwärts nach Moskau!“

Hier in Moskau war inzwischen der Kaiser Alexander, nachdem er das Lager von Drissa verlassen hatte, eingetroffen. Rostopschin, der Gouverneur von Moskau wußte die Anwesenheit des Kaisers für die russische Sache zu benutzen. Er versammelte die Vornehmen und Kaufleute auf dem Kreml und schilderte ihnen Napoleon als einen Dämon der Hölle, gekommen, um die Religion zu zerstören und das Land zu verwüsten. Das Vaterland erwartete von den Bewohnern Moskau's die kräftigste Unterstützung.

Als Rostopschin seine Rede unter dem stürmischen Beifall der Versammelten geendet hatte, trat Alexander ein und sprach in leidenschaftlichem Tone von den Gefahren, welche das Vaterland durch Napoleon bedrohten, wenn nicht jeder Russe das Aeußerste daran setzen würde, den „neuen Moloch“, dessen Untergang Gott durch die Russen herbeiführen werde, zu vernichten. Der Fanatismus der Russen stieg auf's Höchste und der

Krieg nahm jetzt jenen wilden, furchtbaren Charakter an, der ihn bis an's Ende auszeichnete. Hinter der zurückweichenden russischen Armee wurden alle Städte und Dörfer ein Raub der Flammen, und die Franzosen fanden überall als Preis des Sieges nur Schutthaufen und das letzte fanatische Wort des Czaaren wurde später in den Flammen des Kreml noch zur furchtbaren Wahrheit.



Napoleon seinerseits verfolgte die Russen eifrig, in der Hoffnung, sie zu einer den Krieg entscheidenden Schlacht zu bringen. Alexander ging aber

nach Petersburg und sandte den alten Kutusow zur Armee, der an Barclay's Stelle den Oberbefehl übernahm. Kutusow traf Barclay zwischen Wiasma und Gzath, wo er den Franzosen eine Schlacht zu liefern bereit war. Der alte Russe hielt jedoch das Terrain für ungünstig, zog sich zurück und machte zwischen der Moskwa und Kalotscha Halt, wo am 7. September jene so berühmte Schlacht, die ihren Namen nach dem erstgenannten der beiden Flüsse erhielt, geschlagen wurde.

Am 6. September des Morgens früh recognoscirte Napoleon selbst die Stellungen des Feindes und besichtigte die einzelnen französischen Armeecorps.

Am Abend erhielt er zwei Couriere. Der eine, Obrist Falvier, brachte ihm die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Salamanka, der andere, Herr von Beausset, war von Maria Louise aus St. Cloud mit dem



Bildniß des Königs von Rom geschickt. Das Portrait wurde eine Zeit lang vor dem kaiserlichen Zelte aufgestellt, und Offiziere und Soldaten drängten sich herbei, um es zu sehen, bis Napoleon zu einem seiner Diener sprach: „Nehmt das Bild weg, es hieße, meinem Sohn allzufrüh den Anblick eines „Schlachtfeldes geben."

Am Morgen um 5½ Uhr ging die Sonne, die so viele Tausende nicht wieder begrüßen sollten, bei völlig wolkenlosem Himmel auf. „Das ist „die Sonne von Austerlitz!" rief Napoleon. Der Fahnenmarsch wurde geschlagen und der Tagesbefehl verlesen.

Napoleon gab das Zeichen zur Schlacht und eine fürchterliche Kanonade begann auf beiden Seiten Tod und Verderben zu verbreiten. Ueber 800 Geschütze waren thätig. Eugen's linker Flügel rückte über Borodino hinaus, wurde aber durch die Uebermacht der Russen zurückgeworfen und hielt sich nur mit Mühe in Borodino. Davoust stürmte gegen die feindlichen Schanzen. Sein Corps litt unendlich, ihm selbst wurde ein Pferd unter dem



Leibe getödtet, doch das Werk fiel den Franzosen in die Hände. Da schickt Bagration Verstärkungen und die Russen nehmen die Schanzen auf's Neue, bis sie endlich durch Ney aus ihrer Stellung getrieben werden. Doch Kutusow wirft seine ganze Macht dahin und abermals werden die Russen Herren der Verschanzungen. Friant verjagt sie zum dritten Male und die Russen verlieren sogar das Dorf Seminowka. Jetzt werfen Ney und Davoust den General Bagration über die Schlucht hinter dem Dorfe zurück, dieser aber läßt seine Truppen mit dem Bajonnett angreifen, um sein Corps nicht völlig vernichten zu lassen, er selbst wird schwer verwundet.

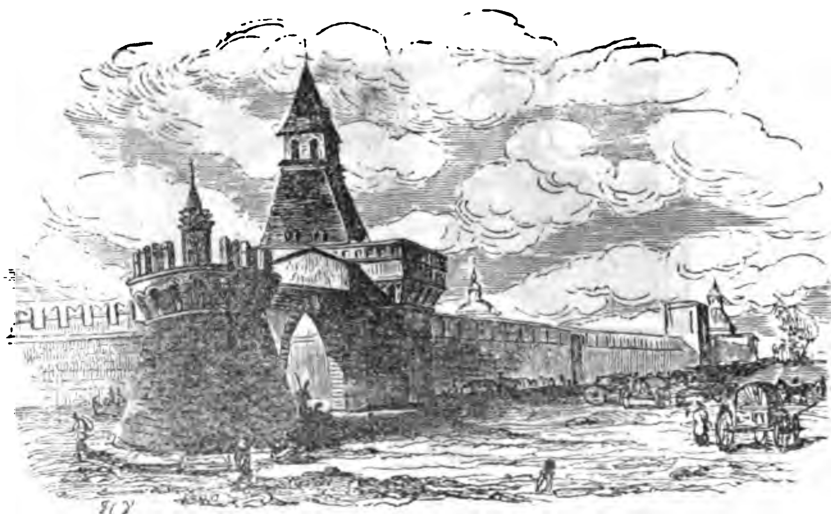
Eben so wüthend war der Kampf auf einem anderen Punkte entbrannt. Eugen sandte die Division Morand gegen die große Schanze, welche das feindliche Centrum zu decken bestimmt war. Die Soldaten dringen unter dem furchtbarsten Kartätschenfeuer und trotz der tapferen Vertheidigung des Generals Paskewitsch vor. Aber durch neue Verstärkungen, welche die Russen erhielten, werden sie zurückgetrieben. Nun beginnt Napoleon eine große Kanonade gegen die Batterie im russischen Centrum und bereitet Alles vor zu einem allgemeinen Angriff auf die große Schanze. Montbrun fällt; ihn ersetzt Caulincourt, welcher einen Augenblick die Redoute nimmt, aber von der russischen Garde zum Weichen gezwungen wird. Caulincourt bleibt todt in der Schanze zurück. Endlich gelingt es drei Colonnen Eugen's, den Platz zu nehmen und der General Lichatschow fällt den Franzosen in die Hände. Die Russen treten den Rückzug an.

Der Verlust war auf beiden Seiten ungeheuer, so daß Napoleon befahl, um die Soldaten nicht zu entmuthigen, daß man den Todten ihre Kleider auszöge und sie nackt beerdige. Doch waren die muskulösen Körper der Russen leicht von dem zartern Gliederbau der französischen Leichen zu unterscheiden.

Kutusow zog sich schleunig nach Moskau zurück, nachdem er zuvor Mosaisk in Brand gesteckt hatte. Sein Rückzug geschah so schnell, daß den Franzosen fast der größte Theil der russischen Verwundeten in die Hände fiel.

Währendem nährte in Moskau der Gouverneur die Hoffnungen der Einwohner durch fanatische Proclamationen, in denen er mit der Leichtigkeit prahlte, mit welcher die Franzosen vertilgt werden könnten. Am 12. September verließ Rostopschin gleichwohl die Stadt, wie er sagte, um mit Kutusow die Maaßregeln zur gänzlichen Ausrottung des Feindes zu besprechen. Aber schon in der Nacht vom 13. auf den 14. September durchzieht Kutusow mit seinem geschlagenen Heere die Stadt, die er vor Kurzem noch auf's hartnäckigste zu vertheidigen entschlossen schien. Die Franzosen setzten sich zu seiner Verfolgung in Bewegung. Murat ist am Mittag des 14. schon in der Stadt und greift die aus Kosacken bestehende Nachhut der Russen an, welche nach kurzer Gegenwehr parlamentirt und von dem König von Neapel großmüthig entlassen wird.

Unterdessen ist auch Napoleon angelangt. Kutusow's plötzlicher Rückzug, die furchtbaren Drohungen Rostopschin's, das kampflose Preisgeben Moskau's flößt ihm Anfangs Mißtrauen ein. Sorgfältig läßt er die Stadt von allen Seiten einschließen und er selbst nimmt am ersten Tage seine Wohnung in einem dem Thore nahegelegenen Gasthof und schlug erst am 15. sein Hauptquartier im Kreml auf.



Der Kaiser glaubte jetzt das Ziel erreicht zu haben und erwartete jeden Tag die Friedensvorschläge Alexander's. Aber er kannte den russischen Volkscharakter und dessen Starrheit nicht. Kaum hatte Napoleon seine Wohnung im Kreml aufgeschlagen, als eine Feuersbrunst ausbrach, die am 16. bei einem heftigen Winde rasch um sich griff. Die Feuerspritzen waren verschwunden und alle Augenblicke tauchten an den verschiedensten Punkten der Stadt neue Feuersäulen auf. Die Russen selber hatten Hand gelegt an ihre Wohnungen und die scythische Wildheit entfesselte die Elemente gegen die Franzosen!

Da fällt es Napoleon wie Schuppen von den Augen! Nicht Parlamentaire, nicht Boten, die um Frieden bitten, fand er in Moskau, nein, Brandstifter, Agenten Rostopschin's, welche mit geschäftiger Hand dem verheerenden Feuer stets neue Nahrung gaben.



Die Flammen nähern sich dem Kreml. Funken fallen auf dem Platze nieder, wo die Artillerie mit ihren Pulverwagen hält. Man dringt in Napoleon, den Ort des Schreckens zu verlassen, denn schon zerspringen die Fensterscheiben vor Hitze. Lange blieb Napoleon starr. Er konnte sich, der Sieger in so vielen Schlachten, nicht an den Gedanken gewöhnen, von dem Höhepunkt seiner Größe vor einer Bande Brandstifter zurückzuweichen und erst als Berthier ihm meldet, daß die Flammen bereits den Palast ergriffen haben, giebt Napoleon den Bitten seiner Generäle nach und begiebt sich nach dem unweit Moskau gelegenen Schlosse Petrowskoi. (Am 16. September.) Hier faßt er den Plan, auf Petersburg zu marschiren und dort den Frieden zu dictiren, den er in Moskau nicht erlangen konnte. Aber seine Generäle, mit Ausnahme Eugen's, gaben die lebhaftesten Besorgnisse kund und schmeichelten sich mit der Hoffnung, Alexander werde in Moskau bald zu unterhandeln suchen; als ob das zu hoffen stand von denen, deren Fanatismus aus den Flammensäulen sprach. Napoleon gab den Vorstellungen Gehör und kehrte am 18. nach Moskau oder vielmehr dessen Schutthaufen zurück, wo er die größten Anstrengungen machen ließ, um aus den Trümmern zu retten, was noch zu retten war und die Ordnung wieder herzustellen. Er hoffte dadurch, den Kaiser Alexander friedlicher zu stimmen und schrieb sogar eigenhändig an ihn. Sein Brief und dessen Ueberbringer wurden jedoch von Kutusow angehalten.

Unterdessen gingen aber die Hülfsquellen, welche dem Brande entrissen werden konnten, auf die Neige und man näherte sich der rauhen Jahreszeit. Am 13. October bedeckte bereits Schnee die Erde. Da war es nothwendig, an die Erreichung der Winterquartiere zu denken. Am 15. sandte Napoleon die gemachten Trophäen fort, während man zugleich begann, die Kranken und Verwundeten nach Smolensk zu schaffen. Am 19. verließ Napoleon Moskau, nachdem er den Marschall Mortier beauftragt hatte, den Kreml in die Luft zu sprengen. Dies geschah am 23. October, nachdem die letzten Colonnen der Franzosen die Stadt verlassen hatten. Eine Stunde später flog der Kreml auf.



Sechszehntes Kapitel.

Fortsetzung. — Verschwörung des Generals Mallet in Paris.

Napoleon beabsichtigte, an den Gränzen Lithauen's die Winterquartiere zu beziehen.

Kutusow, als er von den Bewegungen des Feindes Nachricht bekam, brach sein Lager ab und marschirte auf Malojaroslawetz, um den Franzosen zuvorzukommen. Doch fand er daselbst bereits Eugen. Kutusow, im Vertrauen auf seine Ueberlegenheit, griff ihn sofort an (24. October Morgens). Nach einem furchtbar blutigen Kampfe, während welchem Eugen Verstärkungen erhielt, gab Kutusow die Hoffnung, Malojaroslawetz zu nehmen und zu halten auf — (nicht weniger als sieben Mal hatten die Russen den Ort erstürmt und wieder verloren) und zog sich zurück, um die Straße nach Kaluga zu decken. Es war Napoleon's Absicht, den Kampf am folgenden Tage fortzusetzen. Aber seine Generäle dachten anders. Malojaroslawetz war ein Schutthaufen, mit Leichen übersäet, das Blut der Soldaten kostbar geworden und es schien rathsam,

so schnell wie möglich die Winterquartiere zu erreichen. Die Straße nach Smolensk und Wiasma lag noch offen, man mußte sie einschlagen. So sehr dieß dem Kaiser widerstrebte, veranlaßten ihn doch die eingehenden Nachrichten, daß Kutusow das Aeußerste zu wagen entschlossen schien, nachzugeben. Doch faßte er diesen Entschluß erst am 26., nachdem er erfahren, die Russen hätten sich weiter zurückgezogen, so daß es nicht den Anschein haben konnte, als flöhe er vor einer geschlagenen Armee.

Am 31. kam er nach Wiasma. Der Kaiser hoffte, den Herzog von Belluno zu Smolensk zu treffen, auf dessen Maneuvres, so wie auf die Macdonald's, St. Cyr's und Schwarzenberg's er gerechnet hatte, um seine Flanken und seinen Rücken frei zu halten, aber er erfuhr, daß er weder Victor in Smolensk, noch St. Cyr in Polotzk treffen würde; daß Macdonald nach Kurland zurückgeworfen sei und daß Schwarzenberg den russischen Admiral zwischen sich und der französischen Armee durchgelassen habe.

Um diese Zeit ging Napoleon auch die Nachricht zu von der Verschwörung, die ein republikanischer General, Namens Mallet, in Paris gegen ihn angezettelt hatte. Die Rebellen verhafteten den Polizeiminister Savary und tödteten den Kommandanten von Paris, General Hulin. Der Adjutant dieses Letzteren aber, Labord verhaftete Mallet und alle Theilnehmer dieser Verschwörung, welche am 27. October auf der Ebene von Grenelle erschossen wurden.

Napoleon hatte jetzt von 80,000 Combattanten, welche Moskau verließen, etwa nur noch 45,000 Mann in schlagfertigem Zustande bei sich. Die Pferde fielen haufenweise um und eine Menge Artillerie mußte im Stiche gelassen werden, ehe die Armee Smolensk erreichte, wo ihre Reste am 13. November sich endlich versammelten. Die Magazine waren leer, die Häuser voll Verwundeter und Sterbender.

Dazu häuften sich die Unglücksbotschaften, welche Napoleon in Smolensk erhielt. St. Cyr war durch Wittgenstein aus Polotzk vertrieben. Der Admiral Tschitschazew zog dem siegreichen Wittgenstein mit einem bedeutenden Armeecorps entgegen und zwang, indem er sich mit Tormassew vereinigte, Schwarzenberg und Regnier zum Rückzug.

Napoleon verließ am 14. November Smolensk mit den Garden,

Eugen, Davoust und Ney folgten in eintägigen Abständen. Die steilen und abschüssigen Wege waren jetzt mit Eis bedeckt, welches den wenigen noch übrigen Pferden die Passage unmöglich machte und was noch von der Artillerie gerettet werden konnte, mußte durch Menschenhände geschehen. Wagen und Pferde blieben täglich in Massen liegen und die Mannschaft schmolz zusehends zusammen.

Die Avantgarde des Generals Miloradowitsch war indessen zwischen Krasnoi und Korytnia angekommen und nur mit der unsäglichsten Mühe konnten sich Murat und Eugen den Weg nach Krasnoi bahnen. Hier fanden sie Kutusow, den Napoleon wenigstens bis zu Davoust's Ankunft aufzuhalten beschloß. Er rückte am 17. November mit Mortier und der jungen Garde gegen das Dorf Uwarowo, wo ein heißer Kampf dem schnell nachrückenden Davoust Luft verschaffte, da Miloradowitsch glaubte, sich von der großen Straße entfernen zu müssen. Als nun aber Kutusow große Massen auf Nebenwegen über Krasnoi sandte, um der französischen Armee den Rückzug abzuschneiden, brach Napoleon nach Ljady auf und setzte am anderen Morgen seinen Rückzug nach Dubrowna und Orscha fort.



Jetzt war nur noch Ney mit der Nachhut zurück. Am 18. November stand er mit 8000 Bewaffneten, 9000 Nachzüglern und 20 Geschützen vor Krasnoi. Da stellt Kutusow sich vor ihm auf der Heerstraße auf und hinter sich hört er Kanonendonner. Den Aufforderungen zur Uebergabe schenkt der Tapfere kein Gehör, umsonst aber versucht er, sich durchzuschlagen. Er geht also mit 3000 Mann zurück und marschirt in der Nacht auf den Dnieper zu. Die ersten Bataillone kamen glücklich über das Eis, als aber das Gepäck und die Kanonen übersetzen wollten, brach die dünne Decke, und eine Masse Menschen fanden den Tod in den Fluthen. Ney hatte jetzt nur noch wenig über 2000 Mann bei sich, ohne Geschütz, ohne Munition, und die Franzosen mußten oft mit dem Bajonnet die Angriffe der Kosacken zurückweisen. Endlich, in der Nacht vom 20. auf den 21., erreichte der „Tapferste der Tapferen“ Orscha.

Der Jammer der französischen Armee war auf's Höchste gestiegen. Die Pferde hatten keine andere Nahrung mehr, als das faule Stroh der Bauernhütten. Haufenweise fielen die Thiere um und von ihrem Fleische ernährten sich die ausgehungerten Soldaten. Das Geschütz und die Munition mußten stehen bleiben. Bis an den Dnieper waren schon über 30,000 Pferde umgekommen. Die Kälte wuchs mit jedem Tage und Tausende von Soldaten erfroren täglich auf dem Marsche oder im Bivouac. Wer am Morgen nicht aufstehen konnte, wurde im Stiche gelassen und ward wenige Stunden darauf von den Bauern oder Kosacken getödtet.

Die Hauptsache blieb jetzt für Napoleon, mit der Armee den Nimen zu erreichen, welcher von Orscha noch über 50 geographische Meilen entfernt ist. Bereits hatte Tschitschagew jenseit der Beresina Minsk besetzt und die Brücke bei Borissow abgebrochen und die russische Armee folgte den Franzosen in drohender Nähe. Zum Unglück war Thauwetter eingetreten, so daß das Schlagen einer neuen Brücke, Angesichts des Feindes für die Franzosen zu einem verzweifelten Unternehmen wurde. An 40,000 halbverhungerte Nachzügler vollendeten das Gräßliche der Lage, in welcher die Franzosen sich befanden.

Das einzige Mittel, über den Fluß zu kommen, bestand darin, die Russen über den eigentlichen Uebergangspunkt zu täuschen; doch gelang

auch dieses Manövre nur zum geringen Theil. Am 26. November ging der Kaiser mit den Garden über die inzwischen mit den unsäglichsten Anstrengungen geschlagenen Brücke. Die Russen griffen darauf an beiden Ufern zugleich an und die furchtbarste Unordnung trat in der französischen Armee ein. Alles drängte sich, über die Brücke zu kommen. Frauen und Greise wurden zertreten und mit dem Säbel in der Hand machten sich die Kräftigsten Bahn durch den Knäuel ihrer Leidensgefährten. Die russischen Batterien schleuderten Tod und Verderben in die dichtgedrängten Haufen. Mit Mühe konnte Victor auf kurze Zeit die Brücke wieder gangbar machen; doch kaum hatte er mit seinen Truppen das jenseitige Ufer erreicht, als sie in der Mitte in Brand gerieth und unter den nachdrängenden Flüchtlingen zusammenbrach. Mehr als 20,000 Mann und fast sämmtliche noch übrig gebliebenen Pferde und Geschütze kostete den Franzosen der Uebergang über die Beresina.



DAVID

Die Trümmer der Armee bestanden am 29. November nur noch aus 30,000 Bewaffneten und 20,000 Unbewaffneten. Die Kälte stieg mit jedem Tage und stieg bis 32 Grad und die Russen verfolgten ihre Feinde immer lebhafter. Da berief Napoleon am 5. December seine Marschälle und zeigte ihnen an, daß er sie verlassen müsse, um selbst Alles zu einem zweiten Feldzug vorzubereiten. Er übergab Murat den Oberbefehl und reis'te über Warschau nach Paris ab, wo er am 19. eintraf.

Am 9. December endlich erreichten die Reste der großen Armee Wilna, wo sich noch reichliche Magazine befanden. Aber kaum waren die Franzosen in der Stadt, als die Kosacken auch schon erschienen und die Franzosen mit Zurücklassung von über 12,000 Kampfunfähigen zwangen, den Platz zu räumen. Am 10. drang Platow mit seinen Kosacken ein und was er fand, mußte über die Klinge springen. Ney, der in Wilna commandirt hatte, suchte nun die Gränze zu erreichen und kam am 13. nach Kowno. Auch von hier nach verzweifeltem Kampfe vertrieben, zieht er sich über den Nimen zurück und flüchtet in die Wälder. Unterdessen fand Murat Zeit, die verschiedenen Corps zu placiren. Die Garden kamen nach Königsberg, die anderen Abtheilungen nach Thorn, Danzig, Warschau u. s. w. Von den 550,000 Mann der großen Armee erreichten 45,000 Mann, die in Moskau gewesen waren, und 45,000 Mann, die in Volhynien und Riga gestanden, die Heimath wieder; über 100,000 Mann waren gefangen, der Rest durch Kälte, Krankheiten und in den Schlachten umgekommen.

Zu alle dem gesellte sich noch die Uneinigkeit der französischen Marschälle, ja, der König von Neapel ging so weit, nicht undeutlich zum Abfall von Napoleon aufzufordern und zog sich, von Davoust mit Schmähungen überhäuft, in sein Königreich zurück.

Die Preußen hatten unterdessen mit dem General Diebitsch einen Vertrag abgeschlossen, „wonach der Strich zwischen Memel und Tilsit neutral blieb, den Russen aber freier Durchzug gestattet wurde.“ Macdonald mußte sich eiligst nach Königsberg zurückziehen. Nicht besser verfuhren die Oesterreicher, welche gegen Napoleon's Befehl in die Gegend von Warschau

zogen und ebenfalls einen Waffenstillstand mit den Russen schlossen, nach welchem Warschau von Schwarzenberg geräumt wurde. Der Abfall Preußen's und Oesterreich's beendete den Feldzug von 1812.





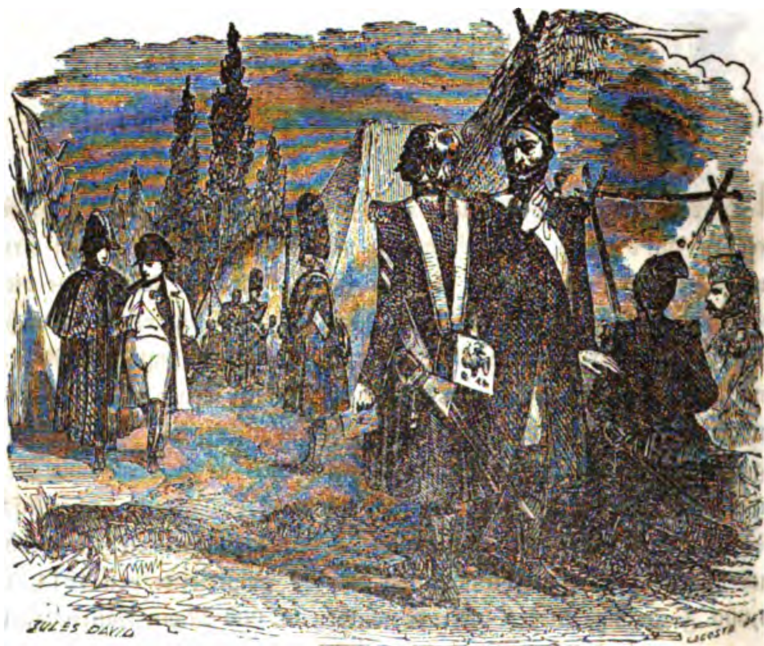
Siebenzehntes Kapitel.

Feldzug von 1813 und 1814.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges in Rußland rüstete Preußen auf's Neue gegen Napoleon und erklärte Frankreich den Krieg. Auch Oesterreich wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich für die vielen Demüthigungen, die ihm zu Theil geworden, an Napoleon zu rächen. Dieser blieb seinerseits ebenfalls nicht unthätig. Das Unglück in Rußland hatte den von Frankreich unterworfenen Völkern neuen Muth gemacht, und sie waren bereit, das französische Joch abzuschütteln. Dem Allem zu begegnen wollte Napoleon in der kürzesten Zeit auf's Neue mit ebenso imposanter Macht auftreten, wie vor einem Jahr, als er den russischen Boden betrat. Der Senat bewilligte 350,000 Conscribirte, zu welchen, nach Preußens Kriegserklärung, noch 80,000 Conscribirte von 1814, und 10,000 Freiwillige stießen. Ferner wurden 80,000 Mann Nationalgarden

errichtet. Außerdem waren auf Napoleons Seite 10,000 Mann Sachsen in Torgau; die Rheinbundfürsten rüsteten gleichfalls, und Neapel stellte 8000 Mann u. s. w. Entgegen rückten dieser furchtbaren Streitmacht 130,000 Mann Preußen, 200,000 Mann Russen, 30,000 Mann Schweden unter Bernadotte und zuletzt noch mehr als 200,000 Mann Oesterreicher.

Eine Anzahl Festungen fiel zu Anfang des Krieges den Alliirten in die Hände; die französischen Marschälle mußten sich vorsehen, daß sie nicht vor Napoleon's Ankunft aufgehoben wurden. Da die Oberelbe am meisten bedroht war, beschloß Davoust, der bei Dresden stand, sich mit Murat zu vereinigen. Er verbrannte am 12. März die Elbbrücke bei Meissen, sprengte am 19. zwei Bogen der Dresdener Brücke und marschirte ab. Dresden wurde am 27. von den Russen und Preußen besetzt. Die Alliirten drängten immer weiter, die Elbe abwärts. Winzingerode war am 3. April in Leipzig, Blücher am 14. in Altenburg.



Napoleon, der Paris am 15. verlassen hatte, war am 24. schon in Erfurt und übernahm am 25. den Oberbefehl. Nach stattgefundener Vereinigung mit Murat marschirten die verschiedenen Heeresabtheilungen gegen Leipzig. Auf dem Marsche dahin, in einem unbedeutenden Gefechte bei Rippach, tödtete eine Kanonenkugel den Marschall Bessières, der zu einer Recognoscirung vorgeritten war, an des Kaisers Seite, ein Verlust, den Napoleon so tief schmerzte, daß, als er am Abend durch das Lager ging, seinen Soldaten die Traurigkeit des Kaisers auffiel, so daß sie unter einander sprachen:

„Seht, wie traurig der kleine Corporal ist, weil er einen alten Kameraden verloren hat.“

Napoleon drang nun rasch gegen Leipzig vor. Aber die Allirten hatten die Absicht, so bald als möglich eine Schlacht zu liefern, um auch Oesterreich zu einer offenen Kriegserklärung gegen Frankreich zu ermuthigen. Sie



griffen daher bei Lützen an (2. Mai). Ein blutiger Kampf entspann sich zwischen den Russen und Preußen einerseits und den Franzosen andererseits. Schon schien sich der Sieg auf die Seite der Verbündeten zu neigen, als Napoleon die Pariser Conscribirten selbst in's Feuer führte und den Sieg entschied. Die Allürten zogen sich in guter Ordnung nach der Elbe zurück und faßten bei Bautzen Posto.

Aber auch Oesterreich trat jetzt offener hervor. Es verlangte Auflösung des Herzogthums Warschau, Wiederherstellung der preußischen Monarchie und Zurückerstattung Illyriens. Napoleon bot den Allirten eine Verständigung an, erhielt aber erst nach der mörderischen Schlacht bei Bautzen (21. Mai) eine Antwort. Nesselrode schrieb, Rußland könne ohne Oesterreich's Intervention Nichts annehmen und es war jetzt klar, daß Oesterreich sich für die Allürten erklärt hatte. Napoleon mußte jetzt rasch nachdrängen, ehe den Allirten 30,000 Mann Oesterreicher zu Hülfe kamen. Die Verbündeten wandten sich nach Schweidnitz. Die Franzosen dagegen umgingen ihre Flanken und besetzten Breslau am 1. Juni. Jetzt schlugen die Alliirten einen Waffenstillstand vor, der am 4. Juni zu Pinschwitz zu Stande kam und dem die Conferenzen zu Prag folgten. Dieselben blieben erfolglos, aber Oesterreich hatte Zeit gewonnen, auf dem Kampfplatz zu erscheinen und Napoleon war überlistet.

Am 15. August reis'te Napoleon von Dresden ab. Ein Corps wurde gegen die nahende schwedisch-preußische Armee (unter Bernadotte) gesandt, ein zweites nach Schlesien gegen Blücher, ein drittes blieb in Dresden, zur Beobachtung der russisch-österreichischen Armee in Böhmen. Die Alliirten waren ihrerseits übereingekommen, keine Schlacht anzunehmen, wo Napoleon selbst zugegen war. So wich ihm auch Blücher in Schlesien aus und Napoleon mußte nach Dresden, gegen welche Stadt sich die Verbündeten bewegten, eilig zurückkehren.

Die Alliirten hatten St. Cyr bereits bis nach Dresden getrieben und am 25. August standen Russen, Preußen und Oesterreicher Angesichts der sächsischen Hauptstadt. Am 26. traf Napoleon in Dresden ein und befahl den Angriff. Die Schlacht dauerte zwei Tage und endete günstig für die Franzosen. Hier war es, wo auf Seite der Verbündeten auch der alte

Rival Napoleon's, Moreau fiel. Eine Kanonenkugel riß ihm beide Beine ab und er starb bald darauf.

Vandamme hatte am Tage der Dresdener Schlacht mit 20,000 Mann die Russen unter Ostermann bis über Pirna zurückgeträngt. Aber eine Verstärkung der Oesterreicher und Preußen unter Kleist, welcher den zu weit vorgedrungenen Franzosen bei Nollendorf in den Rücken fiel, änderten die Sache und Vandamme wurde kriegsgefangen, während nur 12,000 Mann Infanterie und die Kavallerie sich durch die Wälder zur Hauptarmee zurückziehen konnten. Der Tag von Nollendorf kostete den Franzosen 5000 Todte, 10,000 Gefangene und 81 Kanonen.

Jetzt folgte Niederlage auf Niederlage. Oudinot, der den Russen, Preußen und Schweden entgegengeschickt war, verlor die mörderische Schlacht bei Groß-Beeren (23. August), unweit Berlin. Macdonald wurde an der Katzbach und bei Wahlstadt (26. August) von Blücher geschlagen, Reynier unterlag bei Dennewitz (7. September) und der Vereinigung der Alliirten stand Nichts mehr im Wege. Diesen kam noch der Abfall des Königs von Baiern zu Hülfe, während im übrigen Deutschland, angefeuert durch den Aufruf seiner Fürsten, das Volk sich gegen die französische Herrschaft erhob, und sich überall Verbindungen zur Abschüttelung der verhaßten Fremdherrschaft bildeten. Der Abfall Baierns endlich nöthigte Napoleon, auf Leipzig zurückzugehen. Am 14. October langte er dort an. Den Alliirten war es durch die Schlachten von Nollendorf, Groß-Beeren, an der Katzbach und Dennewitz gelungen, sich völlig zu vereinigen.

Leipzig war das Centrum der beiden zusammen 500,000 Mann starken Heere, eine Schlacht daher unvermeidlich. Napoleon besichtigte am 15. alle in der Umgegend stehenden Corps und suchte das nach Leipzig gekommene, ihm treu gebliebene sächsische Königspaar zu beruhigen.

Um 9 Uhr Morgens, am 16., gab Schwarzenberg im Süden der Stadt das Zeichen zum Kampf. Die Verbündeten griffen die Dörfer Markkleeberg und Dölitz an und brachten den rechten französischen Flügel zum Weichen, bis Poniatowsky's Infanterie dem Vordringen derselben Einhalt that. — Victor und Lauriston vertheidigten im Centrum Wachau,

und Libertwolkwitz gegen den Prinzen von Würtemberg und die Generäle Gottschakoff und Klenau. Auf letzteren warf Napoleon Sebastiani und Macdonald und schickte Poniatowsky Hülfe. Der Prinz von Würtemberg wich bis Gossa zurück, und es gelang den Russen, Preußen und Oesterreichern nicht, Poniatowsky zu verdrängen. Am Tage von Wachau rettete der Kaiser von Rußland die Alliirten nur dadurch von einer Niederlage, daß er selbst seine Reserven in's Gefecht brachte. Der Sieg blieb also unentschieden.

Napoleon schickte den in französische Gefangenschaft gerathenen österreichischen General Meerveldt an die Verbündeten zurück mit neuen Friedensverträgen. Aber die Antwort blieb aus.

Am 17. zwang das anhaltend schlechte Wetter beide Armeen zu einer factischen Waffenruhe. Am 18. aber um 10 Uhr begann die Schlacht auf's Neue mit einer furchtbaren Kanonade auf der ganzen Linie. Die Angriffspunkte der Verbündeten waren vorzüglich die Dörfer Connewitz und Probstheida, um welches letztere namentlich mit der größten Erbitterung gekämpft wurde. Die Franzosen schlugen sich überall mit der größten Hartnäckigkeit und bis um drei Uhr Nachmittags behaupteten sie sich fast auf allen Punkten. Da aber entstand durch den Uebergang der Sachsen und der würtembergischen Reiterei eine Lücke auf ihrem linken Flügel und die Preußen, unter Bülow, konnten bis eine halbe Stunde vor Leipzig vorrücken. Um 7 Uhr Abends erhielt Napoleon die Meldung, daß die Schießvorräthe erschöpft wären. Seit fünf Tagen hatte seine Armee über 220,000 Kanonenschüsse gethan und neuer Vorrath war nur in Magdeburg oder Erfurt einzunehmen. Napoleon mußte das Zeichen zum Rückzug geben.

Am frühen Morgen des 19. hatte der größte Theil der französischen Armee die Retirade angetreten. Victor und Augereau marschirten zuerst aus Leipzig. Zur Deckung des Rückzuges sollte Marmont die hallische Vorstadt, Reynier die Rosenthaler, Ney die östliche Vorstadt so lange als möglich vertheidigen; Macdonald und Poniatowsky standen, den Uebergang Ney's und Marmont's zu decken, in den südlichen Vorstädten.

Sobald die Verbündeten den Rückzug der Franzosen bemerkten, griffen sie mit ganzer Macht Leipzig an, um die französische Arrieregarde zu vernichten, wurden aber durch die verzweifelte Gegenwehr Macdonald's und Poniatowsky's an den Thoren aufgehalten und Napoleon gewann Zeit, die Stadt zu verlassen. Doch inzwischen ereignete sich ein Irrthum, der die verderblichsten Folgen nach sich zog. Der Obrist Montfort sollte die Elster nach dem Uebergang der letzten französischen Colonnen sprengen. Der damit beauftragte Sappeur, welcher in der Nähe schießen hörte und die Franzosen schon in Sicherheit glaubte, zündete die Mine an und 4 Armeecorps mit 200 Kanonen sind abgeschnitten! die Franzosen können der Uebermacht nicht länger wiederstehen, Macdonald und Poniatowsky springen in die Elster; der Erstere kommt hinüber, Poniatowsky's Pferd aber überschlägt sich und der heldenmüthige Pole ertrinkt. 12,000 Mann fanden hier den Tod oder fielen den Alliirten in die Hände. Leipzig war genommen. Der König von Sachsen ward gefangen nach Berlin geführt.



Napoleon ließ den Obersten Montfort und den Sappeur, welcher die Brücke zu früh gesprengt, vor ein Kriegsgericht stellen und setzte dann seinen Rückzug nach Erfurt fort, welche Stadt er am 25. verließ und sich durch die österreichisch-baierische Armee einen Weg nach Frankfurt am Main bahnte. Hier blieb der Kaiser bis zum 8. November, dann aber reis'te er nach St. Cloud ab.

Zu allem diesem Unglück gesellten sich noch die schlimmen Nachrichten aus Spanien. Bei Salamanca hatten die Franzosen 9000 Mann verloren und mußten in Folge dessen Madrid räumen, welches zwar noch einmal wieder erobert ward, aber durch Wellington's glänzenden Sieg bei Vittoria wurden sie gegen die Pyrenäen zurück gedrängt. Nur Suchet stand noch mit 20,000 Mann zu Barcelona. Das war die Lage Frankreichs, als sich die Verbündeten seinen Gränzen näherten.

Napoleon kam am 9. November in Paris an. Der gesetzgebende Körper suchte die ungünstigen Verhältnisse zu benutzen, um für Frankreich freiere politische Institutionen zu erzielen und dieser Zwiespalt im Innern wurde durch das Manifest der Alliirten vom 1. December, in welchem die Mächte erklärten, sie führten keinen Krieg gegen Frankreich, sondern nur gegen den Usurpator Napoleon, noch vergrößert. Die einzige Sicherheit bestand für den Kaiser darin, eine imposante Stellung einzunehmen. Durch Senatsbeschluß waren 300,000 Mann unter die Waffen gerufen und ein kaiserliches Dekret hatte 180,000 Mann Nationalgarden mobil gemacht. Als aber der gesetzgebende Körper in seiner Adresse an den Kaiser diesen, gleich den Alliirten, von der Nation trennte, lös'te ihn Napoleon auf. Doch sein Stern erbleichte. Es half ihm nichts mehr, daß er sich durch die Rückgabe Spaniens an Ferdinand VII. und die Zurücksendung des Papstes nach Rom (23. Januar 1814) zweideutige Freunde erkaufte; die Verbündeten hatten, fast 400,000 Mann stark, in den letzten Tagen des Jahres 1813 den Rhein überschritten, eine Macht, der Napoleon im ersten Augenblick nur etwa 100,000 Mann entgegenstellen konnte.

Der Kampf begann Anfangs 1814 auf französischem Boden. Am 23. Januar übertrug Napoleon an seine Gemahlin die Regentschaft,



umarmte sie und seinen Sohn zum letzten Male und reis'te nach Chalons zur Armee ab.

Mortier vertheidigte den Paß bei Bar an der Aube. Er hielt sich den ganzen Tag (24. Januar) gegen Giulay und den Kronprinzen von Würtemberg und zog sich erst in der Nacht auf Troyes zurück. Napoleon

rückte gegen das von Blücher besetzte Brienne und begann den Ort am 29. zu beschießen. Nach einem wüthenden Kampf, der sich bis in die Nacht hineinzog, und in welchem Blücher beinahe selbst gefangen genommen worden, kamen die Franzosen in die Stadt. Napoleon wollte an den folgenden Tagen Blücher abermals angreifen, erfuhr aber, daß dieser sich mit Schwarzenberg bereits in Verbindung gesetzt hatte und die Alliirten ihrerseits einen allgemeinen Angriff auf die Franzosen beabsichtigten. Dieser wurde am 1. Februar bei La Rothière ausgeführt, und nachdem die Schlacht bis tief in die Nacht hinein gewüthet hatte, zog sich Napoleon gegen Troyes zurück, gedeckt von Marmont, der sich den Weg gegen Paris bahnte. Napoleon wußte jetzt so zu manöveriren, daß er schon am 10. wieder über die Russen unter Olsusiew herfallen konnte, dessen Corps er schlug und den Führer selbst gefangen nahm. Gleichzeitig besetzte Nansuty Montmirail, und warf Sacken und York wiederholt bis nach Chateau-Thierry zurück, und Napoleon, der dem Sacken'schen Corps in den Rücken kam, trieb dasselbe in die Flucht. Blücher, mit diesen Vorfällen unbekannt geblieben, drang wieder vor bis Joinvilliers, wo auf beiden Seiten abermals mit der größten Erbitterung gekämpft, die Schlacht selbst aber durch die drohende Stellung Schwarzenberg's von den Franzosen nicht eigentlich gewonnen wurde; vielmehr vereinigte sich Blücher auf seinen Rückzug mit York und Kleist.

Napoleon's ärgste Feinde geben zu, daß der Feldzug in Frankreich (1814) das Genie des französischen Kaisers auf das Glänzendste bewährt habe. Aber die geschicktesten Manövres konnten ihn nicht mehr retten, denn, abgesehen von der Uebermacht der Verbündeten, war auch in Frankreich jener Geist der republikanischen Begeisterung nicht mehr vorhanden, der mit der Kraft der Verzweiflung auch den Muth der Verzweiflung verband. —

Victor, der zu Nogent die Verbündeten an dem Uebergang über die Seine abhalten sollte, wurde von den Baiern am 13. Februar aus dieser Stadt vertrieben. Eine rückgängige Bewegung, welche die Alliirten, als die Nachricht von der Schlacht bei Joinvilliers eintraf, machten, ermuthigte die Franzosen zu neuen, zum Theil glücklichen Angriffen. So bei Nangis

und bei Montereau, welches die Franzosen am 18. angriffen und erstürmten, und wo Napoleon, selbst die Kanonen dirigirend, sich persönlich den größten Gefahren aussetzte. Wären die Bewegungen Victor's, der bei Napoleon für kurze Zeit sogar in Ungnade fiel, rascher gewesen, so hätte die Schlacht bei Montereau für die Alliirten von den übelsten Folgen sein können, denn Pahlen wurde am 21. Sept. geschlagen, und von St. Hilaire bis nach Chatres zurückgedrängt, wo die Division des Kronprinzen von Würtemberg stand.

Die Schlacht bei Montereau hatte für Schwarzenberg dieselben Folgen, wie die von Montmirail und Vauxchamps für Blücher, denn die Oesterreicher waren auf ihrem Marsche nach Paris nicht glücklicher als die Preußen. Aufgehalten und zum Theil geschlagen an der Seine und Marne, suchten die Verbündeten Zeit zu gewinnen; um die nöthigen Verstärkungen an sich zu ziehen, schlugen sie vor, die im November unterbrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen und der Kaiser von Oesterreich, Napoleon's Schwiegervater, machte die ersten desfallsigen Anträge. Napoleon hatte am 22. Februar in einer Hütte in Chatres übernachtet und wollte gerade



nach Troyes aufbrechen, als ein Adjutant des Kaisers von Oesterreich, der Fürst von Liechtenstein, bei ihm eingeführt wurde. Napoleon hörte die Eröffnungen des Adjutanten ruhig an und versprach, am folgenden Tage einen seiner Generäle zum Zweck der Unterhandlung eines Waffenstillstandes nach den Vorposten zu senden.

Bald darauf erschien St. Aignan, der Unterhändler von Frankfurt. Von Paris gekommen, schilderte er die Besorgniß der Bevölkerung und rieth zu einem Frieden um jeden Preis.

Während nun die Verhandlungen noch obschwebten, erschien Blücher mit neuen Kräften wieder drohend an der Marne. Der kühne Feldherr hatte die aus den Niederlanden kommenden Corps von Bülow und Winzingerode an sich gezogen und beschlossen, allein nach Paris zu marschiren. Die Alliirten schlossen am 1. März zu Chaumont ein noch engeres Bündniß und verpflichteten sich solidarisch zum Sturze Napoleons. Napoleon erfuhr die Bewegung der Preußen am 27. Februar. Rasch brach er auf und warf sich dem Corps Blücher's in den Rücken. Am 28. erfuhr er zu Sezanne, daß Mortier und Marmont vor dem an Zahl weit überlegenen Blücher in der Richtung nach Meaux zurückgingen. Napoleon eilte auch nach dieser Gegend und nahm sein Hauptquartier im Schlosse Estrenay.

Hier erfuhr er durch Ordonnanzen Macdonald's und Oudinot's, daß Schwarzenberg bereits am Tage des Abzuges des Kaisers wieder die Offensive ergriffen hätte und ein mörderisches Treffen auf den Höhen von Bar an der Aube stattgefunden hatte. Gleichzeitig erfuhr Napoleon, daß Murat heimlich ein Bündniß mit Oesterreich gegen ihn geschlossen habe. Augereau, welcher im Süden stand, konnte daher den ihm gewordenen Auftrag, von Lyon nach Genf zu gehen, die Schweiz in Bewegung zu bringen und sich mit den Truppen des Vicekönigs zu vereinigen, um alsdann gemeinschaftlich mit Napoleon in Burgund zu handeln nicht mehr ausführen, sondern mußte nach Lyon zurück. Währenddem war Soult von Wellington nach Toulouse getrieben worden und Bordeaux hatte die Engländer aufgenommen. Bald darauf fiel auch Lyon den Alliirten in die Hände.

Es blieb Napoleon Nichts übrig, als sich so rasch als möglich auf Blücher zu werfen, diesen zu schlagen und sodann unvermuthet über die

Oesterreicher herzufallen. Blücher aber zog sich, sobald er Kunde von Napoleon's Heranrücken erhielt, zurück. Der Kaiser erfuhr dieses Zurückweichen erst am 1. März, als er auf den Höhen von la Ferté ankam. Marmont und Mortier erhielten Befehl, die Preußen zu verfolgen. Napoleon ging, nach Herstellung der von Blücher verbrannten Brücke über die Marne nach Soissons, wo er die Preußen zu überraschen gedachte. Aber wider alles Erwarten öffnet Soissons dem preußischen Feldmarschall die Thore. Auf die Nachricht von diesem Verrath, erließ Napoleon ein Dekret, welches allen Franzosen bei Annäherung des Feindes die Waffen zu ergreifen befahl.

Die französische Armee traf am 7. März auf Woronzoff und schlug



ihn. Blücher blieb nicht in Soissons, sondern setzte seinen Rückzug nach der Aisne fort. Da erfuhr Napoleon, daß die Verbündeten als Grundlage weiterer Verhandlungen die Aufgebung aller Eroberungen der Republik und des Kaiserreichs verlangten, wohl wissend, daß der Kaiser hierauf nicht eingehen würde. Die Unterhandlungen wurden daher abgebrochen und der in Chatillon zusammengetretene Congreß geschlossen.

Blücher hatte seine Streitmacht bis auf 100,000 Mann gebracht. Demungeachtet beschloß Napoleon, ihn anzugreifen und eben als er in einem Bauerhause seine Stiefeln anzog, und nach seinem Hauptquartier (am 10.) aufbrechen wollte, wurde ihm die Meldung, daß das Corps Marmont's in derselben Nacht überrumpelt und in die Flucht geschlagen sei. Napoleon schob den Angriff auf, allein der Feind ergriff selbst die Offensive und zwang ihn zum Rückzuge. Am 11. ging der Kaiser nach Soissons, übertrug Mortier die Sorge, die Preußen von dieser Seite aufzuhalten und marschirte auf Rheims, welches er am 13. nahm.

Inzwischen trafen neue Unglücksnachrichten ein. Der Graf von Artois war in Burgund eingetroffen und Schwarzenberg bedrohte Paris, wo die Royalisten die größte Thätigkeit entwickelten. Napoleon fühlt, daß nur ein entscheidender Schlag ihn retten kann. Er befiehlt Marmont und Mortier, Paris von Seiten der Aisne und Marne gegen Blücher zu decken und ertheilt seinem Bruder Joseph den Auftrag, die Kaiserin und den König von Rom in Sicherheit zu bringen; er selbst bricht nach Epernay auf, um den Oesterreichern in den Rücken zu fallen. Nachdem er Rheims am 17. verlassen hatte, schlug er die Arrieregarde der Verbündeten bei Chatres. Aber auf des Kaisers von Rußland Rath hatten die Oesterreicher ihren Plan geändert, um mit den Preußen und Russen gemeinschaftlich zu operiren und sich erst mit vereinter Macht auf Paris zu werfen. Napoleon stieß daher am 20. bei Arcis an der Aube auf die ganze Armee Schwarzenbergs, welche über den Fluß gehen wollte, um sich in den Ebenen der Champagne mit den Preußen zu vereinigen. Die Schlacht begann mit solcher Heftigkeit, daß Napoleon selbst mit in die Reiterangriffe hineingerissen und, wie man sagt, ihm durch eine Granate ein Pferd unterm Leibe getödtet wurde. Doch siegte die Uebermacht der Oesterreicher über die Verzweiflung, mit der die Franzosen sich schlugen



und der Weg zu ihrer Vereinigung mit Blücher stand offen. Umsonst versucht Napoleon, den neuen Plan der Verbündeten zu durchkreuzen. Unglück folgte auf Unglück und als Marmont bei Fere-Champenoise geschlagen worden, stand den Allirten auf dem Marsche nach Paris Nichts mehr im Wege.

Der Kaiser eilte auf die Nachricht von den Niederlagen, welche auch seine Unterbefehlshaber erlitten hatten, der Hauptstadt zu. Am 30. war er nur noch fünf Stunden davon entfernt, als er erfuhr, daß Paris sich bereits ergeben habe. Auf diese Schreckensnachricht zog er sich nach Fontainebleau zurück. Joseph hatte bei Annäherung des Feindes die Kaiserin mit ihrem Sohne nach Blois gebracht. Nach deren Abreise traf man in Paris allerdings Vertheidigungsmaßregeln, aber sonderbarer Zufall (?), überall fehlte es an Munition und Waffen. Dennoch that die Nationalgarde unter Moncey am 30. März Wunder der Tapferkeit und vertheidigte mit den Zöglingen der polytechnischen Schule die Barriere von Clichy



und den Montmartre auf's Heldenmüthigste, aber vergebens, und am 31. März 1814 zogen die Alliirten triumphirend in Paris ein.

Bereits am 2. April erklärte der Senat, Napoleon und seine Familie für des Thrones verlustig und rief die Bourbonen zu Herrschern Frankreichs aus.

Während dieß in Paris vorging, befand sich Napoleon zu Fontainebleau, umgeben von seiner treuen Garde. In der Nacht vom 2.—3. April meldete ihm der Herzog von Vicenza, daß die Verbündeten sich weigerten, mit ihm zu unterhandeln und seine Abdankung verlangten. Als Napoleon

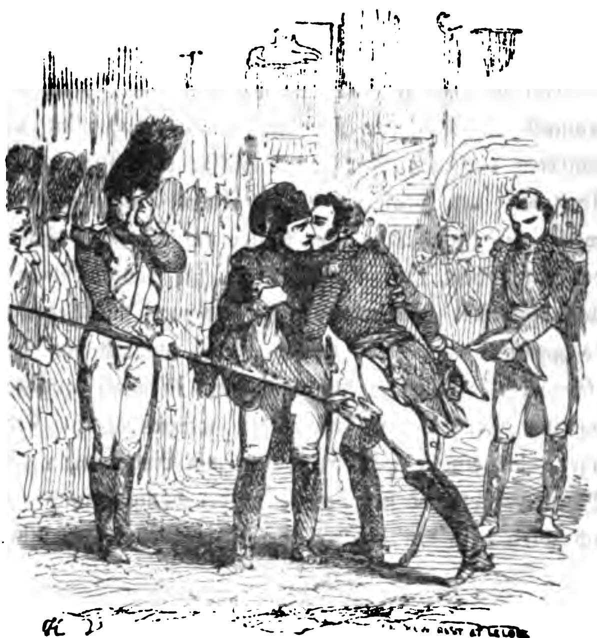


für seine Person sich hierzu bereit erklärte, verlangten die Alliirten, daß er auch für seine Familie dem Throne entsagen solle. Nach langem hartnäckigen Kampfe entschließt er sich endlich auch dazu und unterzeichnet. Die Verbündeten verfügen über das Schicksal der Glieder seiner Familie. Am 12. April hielt der Graf von Artois seinen Einzug in Paris und die Alliirten weisen die Insel Elba dem Kaiser als künftigen Sitz an.

In der Nacht vom 11.—12. April fiel zu Fontainebleau jenes noch immer nicht aufgeklärte Ereigniß vor, welches man den Vergiftungsversuch Napoleon's genannt hat. Der Kaiser wurde plötzlich von den heftigsten Unterleibsschmerzen befallen. Anfangs war Niemand zugegen als nur der Herzog von Coulaincourt; Napoleon wälzte sich in Krämpfen auf seinem Lager, bis ein heftiges Erbrechen ihm Linderung verschaffte. Am anderen Morgen fühlte er sich bereits wieder völlig gesund. Ein Selbstmordversuch wird von den meisten Geschichtsschreibern in Abrede gestellt.

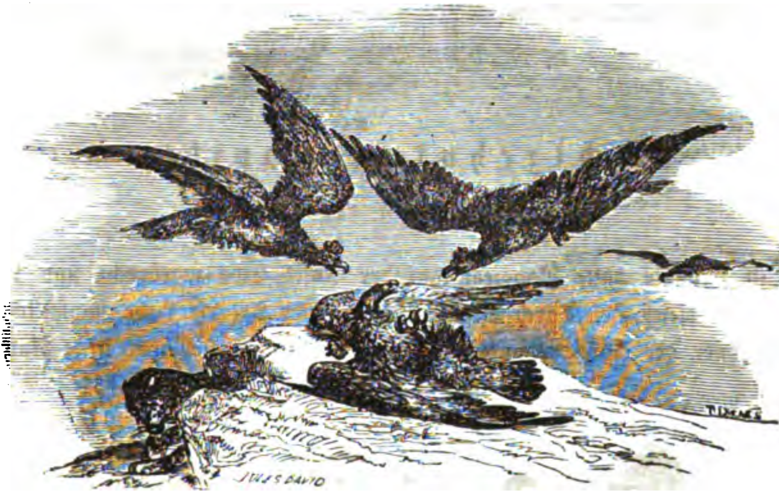


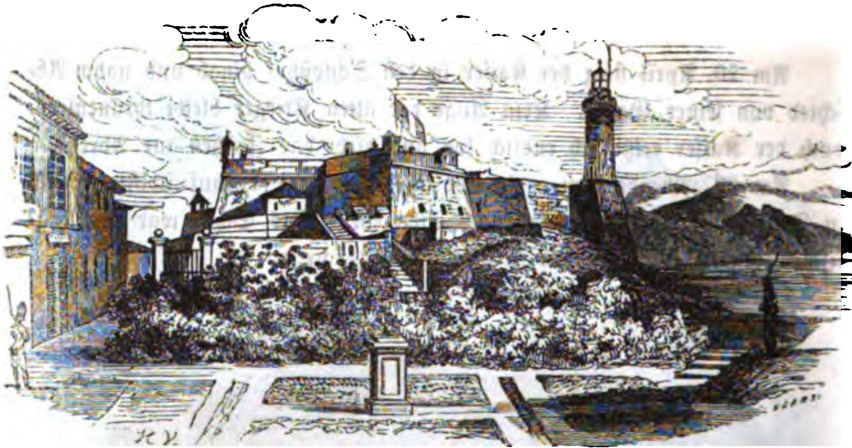
Napoleons Gemahlin, welche zu Rambouillet den Besuch der Kaiser von Oesterreich und Rußland empfangen hatte, wurde mit ihrem Kinde nach Wien gebracht.



Am 20. April stieg der Kaiser in den Schloßhof hinab und nahm Abschied von seiner Garde. Kein Auge der alten Krieger bleibt thränenleer, doch der Kaiser reißt sich endlich los und giebt das Zeichen zur Abreise.

Am 26. Abends kam er in Luc an; am Tage darauf schiffte er sich in Frejus mit seinem Gefolge nach Elba ein. Das Schiff war eine englische Fregatte und hieß: „der Unbezwingliche.“





Achtzehntes Kapitel.

Die „hundert Tage.“

Eilf Monate hatte Napoleon auf der Insel Elba zugebracht und sich während dieser Zeit durch Verbesserungen aller Art die Liebe sämmtlicher Bewohner der Insel erworben. Aber sein Genius ließ ihm keine Ruhe.



Mit Eifer und Ungeduld verfolgte er den Lauf der Ereignisse auf dem Festlande. Die Bourbons hatten sich durch ihre Herrschaft in Frankreich bereits wieder verhaßt gemacht, die Verheißungen des Grafen Artois blie-



den unerfüllt und stolzer als je zuvor erhoben der Adel und die Geistlichkeit wieder ihr Haupt.

Da, am 26. Februar 1815, kündigte Napoleon plötzlich seiner Garde an, sie solle sich zur Abfahrt bereit halten. Mit Jubel wurde dieser Befehl aufgenommen. Nachmittags 4 Uhr befand sich der Kaiser mit seinen Truppen (in Allem 600 Mann) am Bord einer Brigg, welche den bedeutsamen Namen l'Inconstant (der Unbeständige) führte. Um 8 Uhr wurden die Anker gelichtet. Dicht an den französischen Kreuzern vorbei segelte die kühne Schaar und von den Engländern angesprochen, welche sich nach Napoleon erkundigten, antwortete dieser selbst durch das Sprachrohr: „Der Kaiser befindet sich sehr wohl!"

Am 1. März stieg Napoleon bei Cannes an's Land und langte am 4. zu Dijon an, wo er begeisternde Proclamationen an das französische Volk und an die Armee erließ. Der lebhafteste Enthusiasmus begrüßte ihn auf seinem Wege. Bei La Ferté stieß er auf einen vom General Marchand befehligten Trupp Soldaten, welcher ihn gefangen zu nehmen



heranrückte. Der Kaiser trat allein vor und redete die Soldaten mit den so berühmt gewordenen Worten an: „Soldaten! wer von Euch „will seinen Kaiser tödten? hier ist er!“ Die Soldaten riefen: „Es lebe der Kaiser!“ rissen die weiße Kokarde vom Hut, steckten die dreifarbige an und gingen zu ihm über.

Man nähert sich Grenoble. Die Brücken waren aufgezogen, die Kanonen sahen drohend von den Wällen. Aber kaum nähern sich Napoleon's Truppen, als die Besatzung die dreifarbige Kokarde aufsteckt; das Volk räumt die Barrikade hinweg, sprengt die Ketten der Zugbrücken und ruft dem Kaiser zu: „Wir haben die Schlüssel nicht, wir mußten die Thore Deiner guten Stadt mit Gewalt aufbrechen!“

Unterdessen hatte Macdonald Lyon in Vertheidigungsstand gesetzt, um seinen ehemaligen Herrn aufzuhalten. So wie aber Napoleon's Husaren anrücken, da wirft auch diese Besatzung die Barrikaden über den Haufen und am 10. März Abends hält der Kaiser seinen Einzug in die zweite Stadt Frankreichs. Macdonald und der Herzog v. Angoulême entfliehen. Am



15. März war Napoleon in Autun, am 17. in Auxerre, wo auch Ney, der ihm ebenfalls entgegengesandt war, mit seinen Truppen zu ihm überging.

Währenddem hatten die verbündeten Mächte ein fulminantes Manifest erlassen, welches Napoleon für außer dem Gesetz und als ausgeschlossen von den allgemeinen bürgerlichen und menschlichen Rechten erklärte. Gleichzeitig prahlte der „Moniteur“ damit, daß Alles von Napoleon abfiele, aber am 19. war dieser schon in Fontainebleau und in derselben Nacht verließ Ludwig XVIII. Paris und floh nach Gent. Napoleon hielt am 20. seinen Einzug in Paris.

Napoleon's erste Handlungen trugen den Stempel der Friedensliebe. In einem Circulair an die Souveraine Europa's stellte er seine Rückkehr nach Frankreich als das Werk des einmüthigen Willens einer großen



Nation dar und erklärte sich zum Frieden bereit. Aber die Monarchen fanden es nicht einmal der Mühe werth, sein Schreiben zu beantworten, da sie bereits ihren Entschluß gefaßt hatten, Napoleon abermals vom Throne zu entfernen. Diesem blieb daher nichts übrig, als sich aufzuraffen, um dem drohenden Sturme zu begegnen.

Um sich im Innern zu sichern, gab er dem Lande liberalere Institutionen und unterzeichnete am 1. Juni eine von Benjamin Constant entworfene Constitution. Den beliebten Carnot ernannte er zum Minister des Innern, Cambacérès erhielt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Aber die Constitution genügte den Patrioten nicht und so fand er auf dieser Seite nicht die ihm so nöthige Unterstützung des Volksenthusiasmus.

Unterdessen wälzten sich die Heeresmassen der Verbündeten heran. Napoleon hatte bis zum 12. Juni 350,000 Mann Linientruppen und 600,000 Mann Nationalgarde unter die Waffen gerufen. Diese Truppen waren so vertheilt, daß Napoleon noch Hoffnung blieb, dem drohenden Sturme begegnen zu können, wenn Murat seinen Befehlen gehorcht hätte. Dieser nämlich, statt sich auf bloße Demonstrationen zu beschränken, und entrüstet, daß auf dem Wiener Congresse das Königreich Neapel an Ferdinand IV. zurückgegeben war, brach gleich nach Napoleon's Einzug in Lyon gegen Oesterreich los. Die Oesterreicher wichen Anfangs; der Papst flüchtete nach Genua und schickte sogar einen Gesandten an Napoleon; der Großherzog von Toscana war nach Livorno geflohen, denn Murat hatte die Freiheit von ganz Italien proclamirt. Aber bei Ochio-Bello am Po hielten die Oesterreicher Stand; die Neapolitaner wurden am 2. Mai bei Tolentino total geschlagen und Murat entfloh am 19. Mai über Neapel nach Frankreich, wo ihn aber Napoleon aus seiner Nähe verbannte.

Welche Macht aber stand dem Kaiser gegenüber! Wellington commandirte die 104,000 Mann starke niederländische Armee mit 20,000 Reitern und 255 Kanonen. Blücher führte die Rheinarmee (120,000 Mann stark mit 20,000 Mann Cavallerie und 288 Kanonen). Napoleon hatte am 15. Juni nur 123,000 Mann und 350 Kanonen bereit, mit denen er über die Sambre ging. Die rasche Bewegung war nothwendig, da Bourmont,

der um alle Pläne des Kaisers wußte, in der Nacht zuvor zum Feinde übergegangen war. Napoleon, die langsamen Bewegungen Wellington's kennend, beschloß den „alten Husaren" (Blücher) zuerst anzugreifen. Nach kurzem Kampfe fiel Charleroi in die Hände der Franzosen. Die Preußen zogen sich auf zwei Straßen zurück; die eine führte über Quatre-Bras, Belle-Alliance, Waterloo nach Brüssel, die andere über Gilly nach Namour. Auf beiden Straßen von den Franzosen verfolgt, wurden sie bis hinter Fleurus zurückgedrängt. Der linke Flügel der französischen Armee bivouakirte in der Nacht vom 15. — 16. Juni unter Ney um Gosselies, das Centrum mit den Garden zwischen Charleroi und Fleurus, der rechte Flügel um Châtelet, während Blücher in Namur und Wellington noch in Brüssel war, so daß die feindlichen Heere einzeln angegriffen und geschlagen werden konnten.

Am 16. Juni Morgens trafen die französischen und preußischen Plänkler zusammen. Als letztere sich zurückzogen, erblickte Napoleon die ganze preußische Schlachtlinie. Das Centrum derselben war das Dorf Ligny. Ney wurde gegen Quatre-Bras gesandt, blieb aber hier, aus Furcht, durch eine Vereinigung Blüchers mit Wellington umgangen zu werden, stehen, um seine Reserve an sich zu ziehen, die aber Napoleon schon bei Ligny verwendet hatte. Von der belgischen Reiterei angegriffen, ging Ney nun wieder zur Offensive über und warf den Feind nach Quatre-Bras zurück, wo der tapfere Herzog v. Braunschweig seinen Tod fand. Unterdessen hatte Napoleon Blücher getäuscht über den Punkt des Hauptangriffs. Napoleon, der Ligny mit nur schwacher Macht angreifen ließ, zog sich mit der Batterie nach Fleurus zurück, Blücher ihm mit ganzer Stärke nach. Währenddem aber durchbrach die französische Garde von hinten das Centrum des Feindes und eroberte die ganze Stellung von Ligny. Blücher raffte seine Reiterei zusammen und macht noch einen hitzigen Angriff. Sein Pferd wird erschossen und er selbst entgeht nur durch ein Wunder der Gefangennahme durch die den Preußen nachsetzenden französischen Cürassiere. Er zog sich noch in derselben Nacht gegen Wavres zurück. Die Preußen verloren an diesem Tage über 25,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die Franzosen hatten u. A.

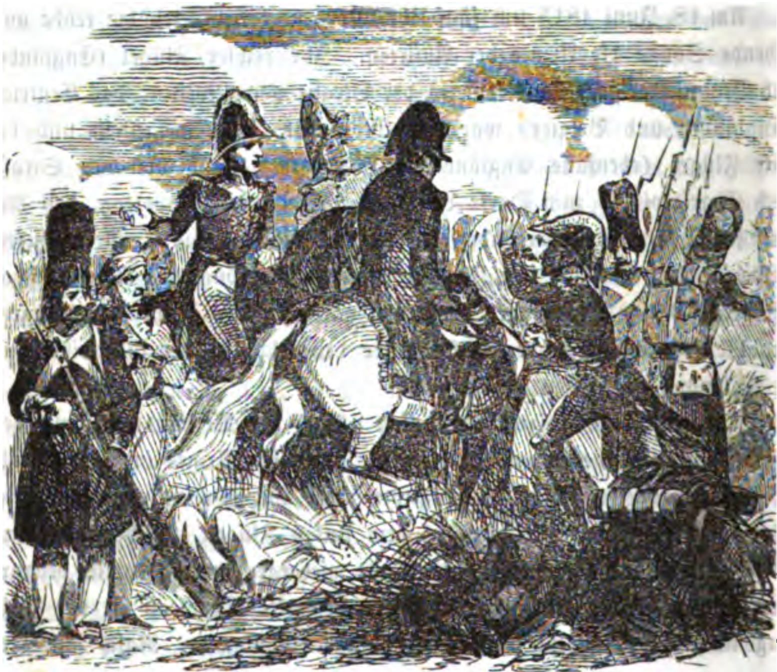
den Verlust des tapfern General Gérard zu beklagen. Napoleon glaubte Blücher vernichtet und schickte sich an, Wellington ein gleiches Loos zu bereiten.

Dieser wußte am Morgen des 17. Juni noch Nichts von Blüchers Niederlage. Als er die Nachricht erhielt, zog er sich auf Monte St. Jean zurück. Napoleon beauftragte Grouchy, die Preußen zu verfolgen, jedoch stets in Verbindung mit der französischen Hauptarmee zu bleiben; er selbst ging nach Quatre-Bras, wo er Ney noch immer unthätig fand, weil der Marschall glaubte, die ganze englische Macht stände ihm gegenüber. Der Angriff mußte an diesem Tage, des heftigen Regens wegen, unterbleiben. Die Armeen standen jetzt folgendermaßen: Napoleon hatte 69,000 Mann und 272 Kanonen bei sich; Wellington in Waterloo 90,000 Mann und 250 Kanonen; Grouchy stand mit 37,000 Mann und 108 Kanonen vor Gembloux und Blücher mit 75,000 Mann und dem Rest seiner Artillerie in Wavres.

Am 18. Juni 1815 um fünf Uhr Morgens beleuchtetete die trübe aufgehende Sonne die Armee der Alliirten. Ihr rechter Flügel (Engländer und Braunschweiger) stand jenseits der Straße von Nivelles; das Centrum (Engländer und Belgier) war vor Mont-St. Jean aufgestellt und der linke Flügel (ebenfalls Engländer und Belgier) stand von der Straße nach Charleroi bis zum Dorfe La Haye. Man rieth Napoleon, den Angriff sogleich zu beginnen, aber er wartete, bis ihm die Artillerieofficiere meldeten, daß sie auf den Feldern maneuvriren könnten. Dies geschah erst gegen 9 Uhr Morgens. Napoleon gab nun das Zeichen zum Angriff und die französische Armee rückte unter den Klängen der Marseillaise in 11 Colonnen gegen den Feind.

Napoleon beabsichtigte, den linken Flügel der Verbündeten, als den schwächsten zu umgehen und dadurch die preußische Armee in Wavres abzuschneiden, von welcher Richtung her auch Grouchy ankommen mußte. Jérome eröffnete die Schlacht auf dem linken Flügel. Mehremale ward der Wald von Hougomont genommen und wiedergenommen; endlich behaupteten sich die Franzosen darin. Plötzlich bemerkte Napoleon in der Richtung nach St. Lambert hin die Avantgarde Bülow's. Rasch sandte er

ihm ein Truppencorps entgegen und ließ Ney mit 80 Kanonen auf den linken Flügel der Alliirten anstürmen. Während der Marschall hier ein gräßliches Blutbad anrichtete, ließ Wellington einen Cavallerieangriff machen, der den Franzosen mehre Geschütze kostete, die jedoch von den französischen Cuirassieren zurückerobert wurden. Die Cavallerie und Infanterieangriffe dauerten drei volle Stunden. Endlich fiel der Pachthof La Haye Sainte den Franzosen in die Hände. Nachmittags von 4—7 Uhr mußte Napoleon gegen Bülow kämpfen, wodurch er an einer energischen Verfolgung der zum Theil schon in Unordnung gebrachten Engländer und Deutschen verhindert wurde. Die preußischen Kugeln fielen bereits hinter Belle-Alliance nieder, wo sich der Kaiser mit den Garden befand. Duchesne wurde daher mit der jungen Garde und 20 Geschützen vorgeschickt. Bülow suchte nun auf anderen Wegen den rechten Flügel der



Franzosen zu umgehen, wurde aber von Morand zurückgeworfen. Alle diese Gefechte hatten Napoleon gezwungen, nach und nach fast seine sämmtlichen Truppen ins Feuer zu schicken. Da sah man plötzlich in der Ferne eine Colonne herannahen, welche der Kaiser Anfangs für das Corps Grouchy's hielt. Es war Blücher! Dieser griff mit seinen tapferen Schaaren sofort La Haye an, schlug die dort kämpfenden Franzosen und durchbrach so die französische Linie. Hier war es, wo einige Muthlose zuerst das verderbliche „Rette sich, wer kann!" ausriefen, was Schrecken und Bestürzung verbreitete. Die preußische Kavallerie brach nun über die ganze Ebene herein; es entstand eine fürchterliche Unordnung. Artillerie, Infanterie, Cavallerie — Alles gerieth durcheinander. Die französischen Garden müssen, wie alle anderen Truppen, zurückweichen. Napoleon mischt sich unter sie und setzt sich selbst dem heftigsten Kugelregen aus. Umsonst rufen ihm die Soldaten zu, er solle zurückgehen; man muß sein Pferd endlich beim Zügel ergreifen und ihn mit Gewalt aus dem Bereich des feindlichen Feuers bringen. — In den vier ersten Gefechtstagen hatten die Franzosen 40,000 Mann Todte, Verwundete und Gefangene und 200 Kanonen verloren. Der Verlust der Alliirten belief sich auf ca. 50,000 Mann.

Nach dieser verlorenen Schlacht fühlte Napoleon die Nothwendigkeit seiner Anwesenheit in Paris, um durch seine Gegenwart die Feinde im Innern niederzuhalten. Er traf am 20. Juni in der Hauptstadt ein. Die Kammer, in welcher seine Gegner die Oberhand hatten, erklärte sich permanent und bestürmt von allen Seiten, sowohl von treulosen Freunden als von arglistigen Gegnern, wurde Napoleon zu dem Entschluß gebracht, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Die Kammer sprach sich über die Thronbesteigung Napoleon's II. aber nicht aus, sondern ernannte eine provisorische Regierung, in welcher sich auch der treulose Fouché befand. Napoleon war entrüstet hierüber, aber was half es dem Gestürzten. Die Volksvertreter gingen bald weiter und erklärten des Kaisers Anwesenheit in der Hauptstadt für dem Schicksal des Landes gefährlich. Dieser gab nach und ging nach Malmaison (am 25. Juni), wo er noch eine Proclamation an die Armee erließ, welcher der Moniteur aber den Abdruck verweigerte. Als die Alliirten sich der Hauptstadt näherten, bot Napoleon

als Feldherr der provisorischen Regierung seine Dienste an, um das Vaterland zu vertheidigen. Es war leicht vorauszusehen, daß man dieses Anerbieten verwerfen werde. So von allen Seiten verlassen, reiste er (am 29. Juni) nach Rochefort, in der Absicht, sich von da nach Nordamerika einzuschiffen. Paris capitulirte am 3. Juli und überlieferte sich zum zweiten Male den Verbündeten.





Neunzehntes Kapitel.

Die Verbannung nach St. Helena. — Aufenthalt daselbst. — Tod.

Der Kaiser kam am 3. Juli in Rochefort an. Er schiffte sich am 8. Juli nach der Insel Aix ein und sandte Las Casas und Savary an Bord des Bellerophon, um zu erfahren, ob die Engländer sich seiner Abreise nach Amerika nicht widersetzen würden. Capitain Maitland, welcher den Bellerophon commandirte, versprach, seinem Admiral zu berichten. Da aber am 14. Juli noch keine Antwort eingetroffen war, so ließ Napoleon abermals anfragen und Capitain Maitland erbot sich, ihn nach England zu bringen. Napoleon glaubte jetzt, Nichts Besseres thun zu können, als an die Großmuth der Engländer zu appelliren, zu welchem Ende er sich schriftlich an den Prinz-Regenten wandte, als an den „mächtigsten standhaftsten und edelmüthigsten“ seiner Feinde. Am 15. Juli verfügte sich Napoleon an Bord des Bellerophon, wo ihn die Engländer mit allen seinem Range gebührenden Auszeichnungen empfingen.

Das Schiff kam am 24. Juli auf der Rhede von Torbey an, woselbst Capitain Maitland vom Admiral Keith den Befehl erhielt, nach Plymouth zu segeln. Der Bellerophon ging hier am 26. vor Anker.

Der Zauber, den Napoleons Name verbreitete, hatte sich auch auf die Engländer erstreckt und der Andrang derer, welche den größten Feldherrn des Jahrhunderts begrüßen wollten, war so groß, daß der Bellerophon mit Böten voll Bewaffneter umgeben wurde, welche Befehl hatten, die Neugierigen nöthigenfalls mit scharfen Schüssen abzuhalten.

Endlich erschien der Admiral Keith an Bord und überbrachte den Befehl der englischen Regierung, den „General Bonaparte“ nach St. Helena zu verweisen. Umsonst protestirte Napoleon gegen dieses Verfahren. Seine Protestation lautete:

„Ich protestire hiermit feierlich, im Angesichte des Himmels und der Menschen, gegen die Gewalt, welche man mir anthut, wie gegen die Verletzung meiner heiligsten Rechte, indem man durch Zwang über meine Person und meine Freiheit verfügt. Ich bin freiwillig auf den Bellerophon gekommen, ich bin nicht der Gefangene, sondern der Gast Englands. Ich bin dahin auf Antrieb des Capitains selbst gekommen, welcher erklärt hat, die Befehle seiner Regierung zu haben, mich aufzunehmen und mich und mein Gefolge nach England zu führen, wenn mir das angenehm wäre. Ich habe mich auf Treu' Glauben eingefunden, um mich unter den Schutz der englischen Gesetze zu stellen. So wie ich mich an Bord des Bellerophon befand, saß ich am Heerde des englischen Volkes. Wenn die Regierung, indem sie dem Capitain des Bellerophon Befehl gab, dergestalt mich und mein Gefolge aufzunehmen, mir nur einen Fallstrick legen wollte, hat sie die Ehre verwirkt und ihre Flagge geschändet.“

„Wenn diese That vollbracht wird, dann werden die Engländer künftig vergeblich von ihrer Rechtlichkeit, ihren Gesetzen und ihrer Freiheit sprechen: die britische Treue ist in der Gastfreundschaft des Bellerophon untergegangen.“

„Ich appellire an die Geschichte: sie wird sagen, daß ein Feind, der durch zwanzig Jahre mit dem englischen Volke Krieg führte, in seinem Unglücke kam, um unter Englands Gesetzen eine Freistätte zu suchen. Welchen glänzendern Beweis konnte er ihm von seiner Achtung und seinem Vertrauen geben? Aber wie entsprach man in England einer solchen Großmuth? Man stellte sich, diesem Feinde eine gastfreundschaftliche Hand

zu reichen, und als er sich auf Treu' und Glauben überliefert hatte, opferte man ihn."

Die Deportation wurde dadurch noch grausamer gemacht, daß man die Zahl der befreundeten Personen, die ihm folgen durften, auf drei beschränkte: Bertrand, Las Casas und Montholon, später erhielt noch Gourgaud die Erlaubniß „als Civilperson" mitzugehen; endlich begleitete Napoleon eine kleine Zahl seiner Diener.

Der Bellerophon verließ am 4. August die Rhede von Plymouth und brachte Napoleon am 7. August an Bord des „Northumberland", den der Capitain Cockburn befehligte. Die Personen im Gefolge des Kaisers wurden entwaffnet, nur ihm selbst ließ man seinen Degen. Seine Effecten wurden durchsucht und von seinem Gelde durfte er nur 1500 Napoleonsd'or behalten. Am 11. August verließ der „Northumberland" den Kanal.

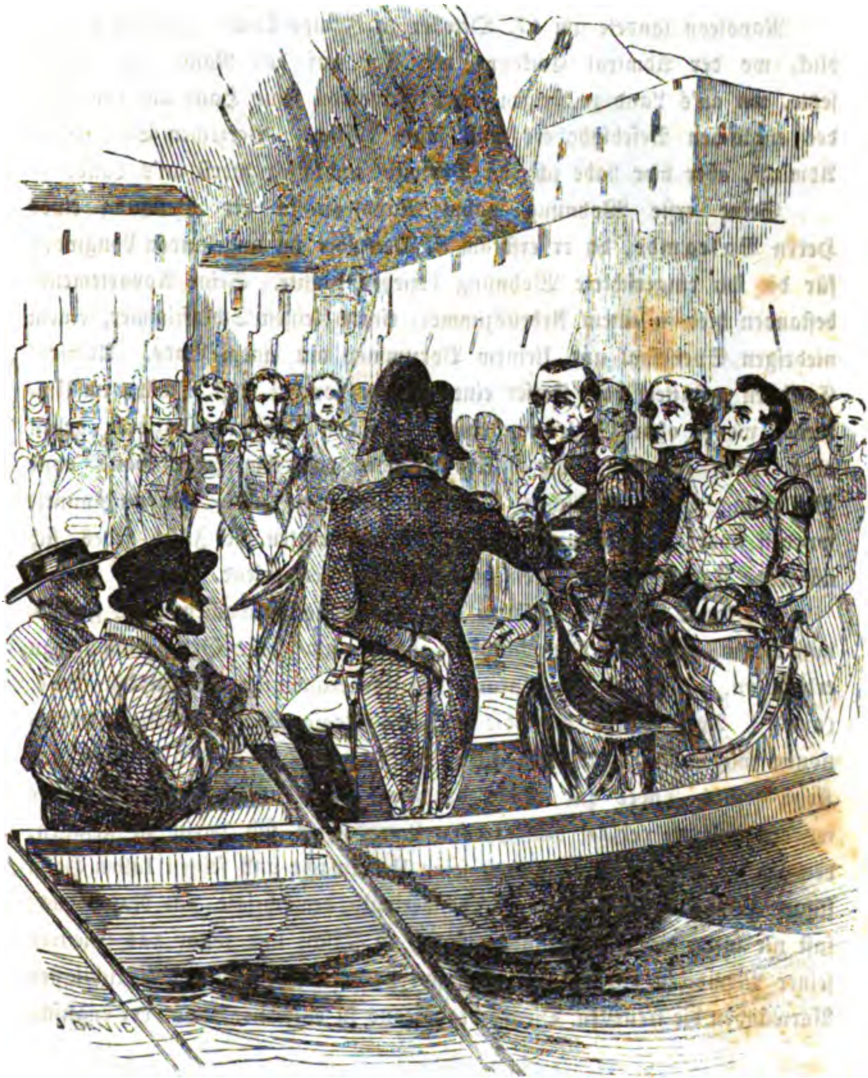


Wir kommen jetzt an das Ende der Laufbahn Napoleons. Das Geschick hatte ihm ein Grab bestimmt, seines Riesengeistes würdig: den Ocean. Die Zurückholung seiner Asche ist ein schlechter Dienst gewesen, den man seinem Andenken erwies und hat denjenigen Geistern Vorschub geleistet, welche unter dem Nimbus des napoleonischen Namens vielleicht dereinst eine Carrikatur auf den Schild haben möchten.

Am 17. August passirte das Schiff das Cap Hogue. Der Kaiser stand auf dem Verdeck und rief der „Heimath der Tapfern" das letzte Lebewohl zu. Den 22. August ging der Northumberland vor Madeira vor Anker, um frischen Proviant einzunehmen. Die Engländer waren zart genug, Napoleon und seine Leidensgefährten mit der bekannten, sogenannten „Seetaufe" zu verschonen, als man am 23. September die Linie passirte. Einförmig, wie alle Seefahrten, war auch diese Reise. Die Hauptbeschäftigung des Kaisers bestand in Lectüre, einige Spaziergänge abgerechnet, wobei er am liebsten am Vordertheil des Schiffes beim Bugspriet zu verweilen pflegte. Ab und zu dictirte er Las Casas auch die Geschichte der Kriege in Italien.

Es war am 14. October, als die Wache im Mastkorb „Land" signalisirte und am 15. sah man die Insel St. Helena vor sich liegen. Es war Land, aber was für ein Land! 1200 (englische) Meilen vom nächsten Festland, dem Cap der guten Hoffnung entfernt, 600 Meilen von der nächsten Insel, Ascension, lag ein Lavafelsen im Meere, dessen höchste Spitze über 2500 Fuß über dem Wasserspiegel erhaben ist. Keine Vegetation zeigte sich dem Auge, nur ein Land mit engen Schluchten und zerrissenen Felsspalten. James-Town wird eine Zahl von 160 kleinen Häusern genannt, welche mit Ratten und Mäusen überfüllt sind. Mosquitos quälen die Bewohner Tag und Nacht. Die Insel liefert Nichts als Wasser, welches aber zu gewissen Jahreszeiten ebenfalls spärlich wird und eine Art Brunnenkresse. Die Bewohner nähren sich von Salzfleisch, Fischen und Reis. Die ganze Insel ist nur 10½ engl. Meilen lang, 6¾ breit und hat 28 Meilen im Umkreis. O'Meara, Napoleon's Arzt, beschreibt Longwood als eine breite Ebene auf der Höhe eines Berges an der Windseite der Insel, fast 2000 Fuß über der Meeresfläche, mit einigen Gummibäumen besetzt, welche fast alle alle gleich groß sind und eine gleiche Neigung

gegen den Boden haben, weil der Wind hier unaufhörlich aus Südosten bläst, und der Gegend ein finsteres melancholisches Ansehen geben. Das Laub dieser Bäume ist nicht dicht genug, um die Sonnenstrahlen abzu-

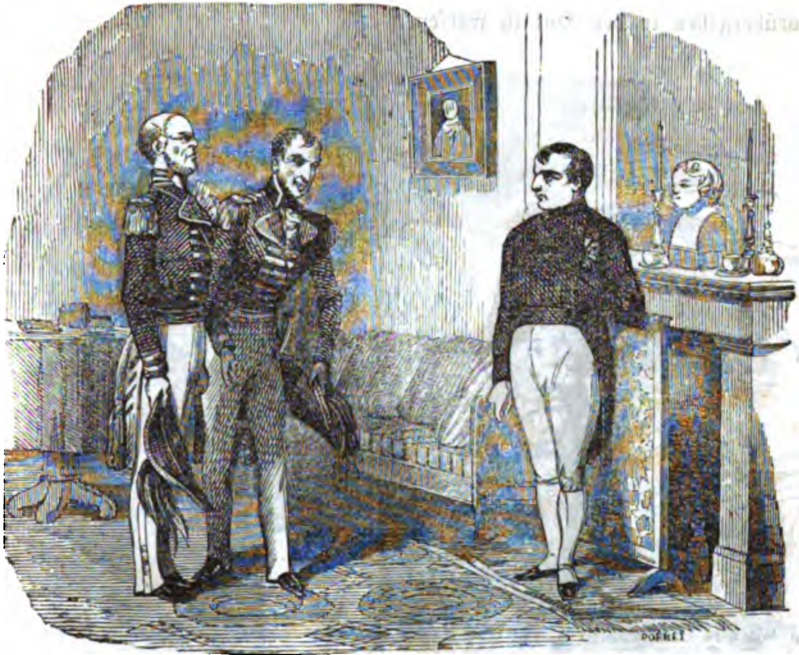


halten. Hier giebt es nur Wasser, das drei Meilen weit hergeholt wird; es herrscht eine stete Feuchtigkeit und häufig Nebel; nur anderthalb Monate ist das Wetter schön. Vor Napoleon hat Longwood Niemand länger als 3 bis 4 Monate im Jahre bewohnt und das Clima erzeugt dort fast immer die gefährlichsten Leberkrankheiten.

Napoleon landete am 17. October zu James-Town. In dem Augenblick, wo der Admiral Cockburn den Fuß auf den Rand des Bootes setzte, um an's Land zu steigen, legte Napoleon seine Hand auf den Arm des englischen Befehlshabers und sagte höflich: „Verzeihen Sie, Herr Admiral, aber hier habe ich den Vortritt" und stieg zuerst an's Land.

Seine erste Wohnung nahm Napoleon in der Besitzung eines Herrn Balcambe, da er erst am 8. December im ungesunden Longwood für die ihn eingerichtete Wohnung beziehen konnte. Seine Appartements bestanden hier in einem Arbeitszimmer, einem kleinen Schlafzimmer, einem niedrigen Speisesaal und kleinem Vorzimmer mit einem Bade. Admiral Cockburn gestattete dem Kaiser einen Raum von 12 engl. Meilen im Umkreise, wo er ohne Begleitung eines englischen Officiers spazieren gehen oder reiten konnte. Nach 9 Uhr Abends war ihm jeder Gang ohne Begleitung eines englischen Officiers untersagt. Die Landungspunkte wurden scharf bewacht und zwei Schiffe umkreuzten die Insel, jedes sich nähernde Fahrzeug einer strengen Controle unterwerfend.

So lange Admiral Cockburn über den Kaiser zu wachen hatte, geschah mit diesem, was die Menschlichkeit zuließ, um seine Gefangenschaft zu erleichtern. Aber mit der Ankunft des Generallieutenants Hudson Lowe, (am 14. April 1816) dem die englische Regierung verschärfte Instructionen mitgegeben hatte, begannen für Napoleon die Leiden, welche den Keim seines Todes zur Reife brachten. Die unschuldigsten Wünsche wurden ihm oft versagt und Hudson Lowe schien sich darin zu gefallen, den Kaiser bei jeder Gelegenheit seine Uebermacht und seinen kalten Hohn fühlen zu lassen. Eine düstere Schwermuth bemächtigte sich Napoleons; fast nie mehr lud er Engländer zu sich zu Tische und sogar das Dictiren seiner Memoiren gab er auf. Hudson Lowe wußte unter den nichtigsten Vorwänden die treuesten Diener Napoleons zu entfernen. Ja, der englische



Barbar, dessen Name verdientermaßen noch heute von allen Völkern mit Abscheu genannt wird, ging so weit, daß er alle für Napoleon angekommene Briefe, welche den Kaisertitel auf der Addresse trugen, unterschlug. Las Casas wurde ebenfalls wegen seiner Anhänglichkeit an Napoleon von St. Helena fortgebracht, hatte aber wenigstens noch den Trost, daß er dem Kaiser ein Collier zurückstellen konnte, welches diesem die Königin Hortensia, ehe er sich den Engländern überlieferte, geschenkt und das Las Casas, um es vor der Confiscation bei Durchsuchung der Effecten zu retten, anvertraut wurde. Las Cases dankte dies dem Edelmuth eines englischen Officiers, welcher, um eine Gelegenheit zu finden, den Schmuck seinem Eigenthümer zuzustellen, dem scharf bewachten Napoleon geraume Zeit auf Schritt und Tritt folgte. Der Kaiser, den diese vermeintliche Zudringlichkeit belästigte, stellte den Officier eines Tages kurz darüber zur

Rede und jetzt gelang es dem Engländer, das Collier dem Kaiser im Vorübergehen in den Hut zu werfen.



Umsonst bot Las Casas, in Europa angekommen, Alles auf, um die Leiden Napoleons zu erleichtern. Seine Bemühungen, so wie die der Mutter des Kaisers blieben erfolglos. Im Gegentheil, bald nach Las

Casas Abreise wurden auch die Gräfin Montholon und Gourgaud von Napoleon getrennt und nach Europa gebracht. Noch mehr! auch der Arzt O'Meara, dem Hudson Lowe vergeblich Spionendienste bei Napoleon zumuthete, mußte die Insel verlassen. Die Entfernung des Arztes brachte Napoleon auf den Gedanken an eine beabsichtigte Vergiftung und er sprach diese Befürchtung selbst zu O'Meara aus. Ein anderer Arzt, Namens Stockon, wurde auf Hudson Lowe's Befehl ebenfalls vertrieben. Endlich erhielt Napoleon durch Vermittelung des Cardinals Fesch den korsischen Arzt Antomarchi, der bald sein volles Vertrauen gewann. Hudson Lowe hatte es bereits so weit getrieben, daß Napoleon einst, aufs Aeußerste gebracht, um sich Ruhe vor seinem Peiniger zu verschaffen, die Thür verbarrikadirte, seine Pistolen ergriff und erklärte, den ersten Engländer, der ungerufen seine Schwelle mit Gewalt überschritte, niederschießen zu wollen.

Aus Europa erhielt der Kaiser nur selten Nachrichten und die Neuigkeiten, welche er von dort erfuhr, mußten nicht minder drückend auf ihn einwirken als die Behandlung, welche ihm die Engländer zu Theil werden ließen. Der „zweite Pariser Frieden" entriß Frankreich fast Alles, was ihm Napoleon gegeben hatte, was sein Stolz war. Murats und Ney's, namentlich des Letztern Tod, betrübte ihn tief. Seine Schwester Elise war in der Nähe von Triest gestorben. Napoleon, als er diesen Todesfall erfuhr, äußerte, er werde der Erste seiner Familie sein, der jetzt an die Reihe zu sterben käme. — Vor allem zernagte sein Herz die Trennung von seiner Gemahlin und seinem Sohne.

Der Gesundheitszustand des Kaisers verschlimmerte sich mit jedem Tage. Es ist leider eine Thatsache, welche England zur höchsten Unehre gereicht, daß es Napoleon alle von den Aerzten verlangten Heilmittel, wie Mineralwasser ꝛc., verweigerte. O'Meara erklärte in Europa umsonst, das Leben, welches der gefangene Kaiser führe, sei einer langsamen, qualvollen Tödtung gleich. Englands Minister blieben taub.

Napoleon konnte im Anfang des Monats März 1821 schon das Zimmer nicht mehr verlassen, so daß er eine neue, für ihn eingerichtete Wohnung nicht im Stande war, zu beziehen. Am 3. April wurde er von



heftigen Fieberanfällen ergriffen, welche bis zum 13. dauerten und sich am 15. aufs Neue einstellten. Der Kaiser täuschte sich nicht über seinen Zustand. Er wußte, daß sein Ende nahe war und machte sein Testament. In diesem merkwürdigen Aktenstück schob er die Schuld der zweimaligen Invasionen der Verbündeten in Frankreich auf Augereau, Talleyrand, Marmont und Lafayette; auf letzteren gewiß mit Unrecht. Ferner desavouirte er eine Reihe von Schriften, welche die Speculation als „von St. Helena ausgehend“ veröffentlicht hatte. Seine Familie, seine Freunde und seinen Waffengefährten wurden in dem Testament reichlich bedacht.

Bis zum 19. stieg die Heftigkeit seiner Krankheit. An diesem Tage fühlte er einige Erleichterung und sprach mit Ruhe und Heiterkeit von

seinem Ende, als dem Moment seiner Befreiung, aber gegen Englands Regierung bewahrte er seinen ganzen Groll und dem englischen Doctor Arnott gegenüber rief er aus: „Ich vermache die Schande meines Todes dem regierenden Hause von England.“

Von jetzt an ging es rasch zu Ende. Napoleons Glieder waren geschwollen, seine Füße eiskalt. Die Fieberanfälle erneuerten sich mit verdoppelter Wuth. Am 28. erstreckte sich eine eisige Kälte über seinen ganzen Körper und ein heftiges Schlucken quälte ihn unaufhörlich. Dann und wann delirirte er bereits. Dieser traurige Zustand dauerte bis zum 3. Mai, wo er am Morgen etwas Linderung empfand, aber die Speisen, die er zu nehmen versuchte, sofort wieder unter den fürchterlichsten Magenkrämpfen erbrechen mußte. Erst um 4 Uhr Nachmittags ließen diese Krämpfe etwas nach.

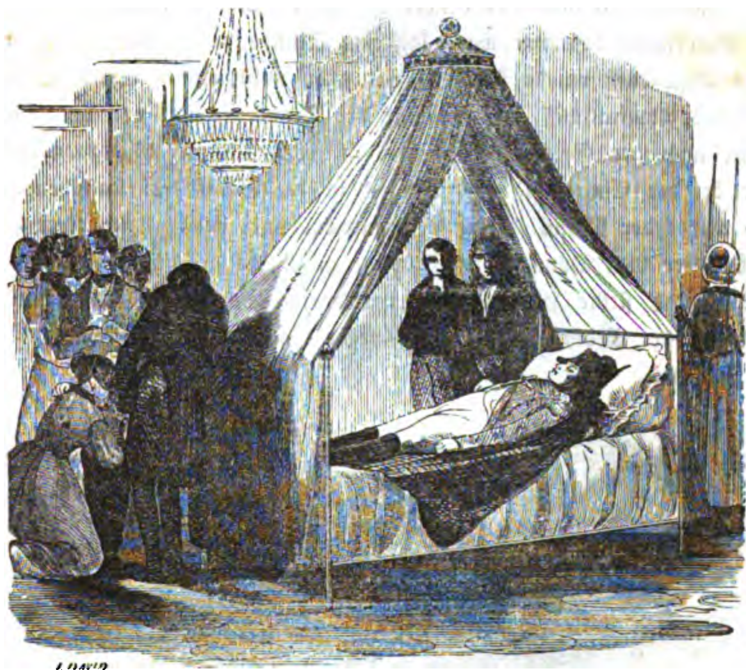
Die Elemente schienen Napoleons Ende vorhersagen zu wollen. In der Nacht vom 4. Mai wüthete ein furchtbarer Orkan auf der Insel, der unter einer Menge Bäumen auch einen Lieblingsbaum Napoleons, eine Weide, unter deren Zweigen er oft Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen gesucht hatte, entwurzelte.

Der Todestag des Kaisers brach an. Das Bewußtsein war bereits geschwunden. Das Schlucken verstärkte sich und ging in der Nacht vom 5. Mai in das Röcheln des Todes über. Erbrechen und Kolik hatten den ganzen Tag mit einander abgewechselt; das Auge stierte krampfhaft vor sich hin, ohne Jemand zu erkennen. So verging der Tag, die Nacht. Die letzten Worte, welche er über seine Lippen brachte, waren „Tête — Armée“. Es war 5 Uhr Morgens. Noch schlug der Puls, aber der Mund blieb unbeweglich. Napoleons Begleiter versammelten sich um das Sterbelager und erfüllten das Gemach mit Schluchzen und Wehklagen. Das Auge des Sterbenden hatte bereits seinen Glanz verloren, das Röcheln nahm zu und der Puls blieb häufig aus. In der Magenhöhle traten krampfhafte Zuckungen ein. Um 6 Uhr weniger 8 Minuten trat ein weißer Schaum aus dem Munde, — Napoleons Herz hatte aufgehört zu schlagen, der Kaiser war eine Leiche.



Die Autopsie ergab, daß eine Verhärtung der Leber und der Magenkrebs die Veranlassung zu seinem Tode gewesen. Die Gerüchte von einer directen Vergiftung Napoleons sind um so hinfälliger, als der dem Kaiser ergebene Arzt Antomarchi selbst die Section vollzogen hat. Napoleon starb an der Krankheit, welche in Longwood die herrschende ist. Er lebte sechs Jahre an einem Ort, wo die Meisten nicht drei Jahre würden aushalten können, wie die Bewohner St. Helena's behaupten.

Die Leiche des Kaisers blieb zwei Tage auf einem Feldbett ausgestellt; Antomarchi und der englische Arzt wachten bei derselben. Die Einwohner der Insel drängten sich herbei, um den großen Todten noch einmal zu sehen und man stritt sich um die geringfügigsten Gegenstände, die Napoleon berührt hatte, wie um Reliquien.

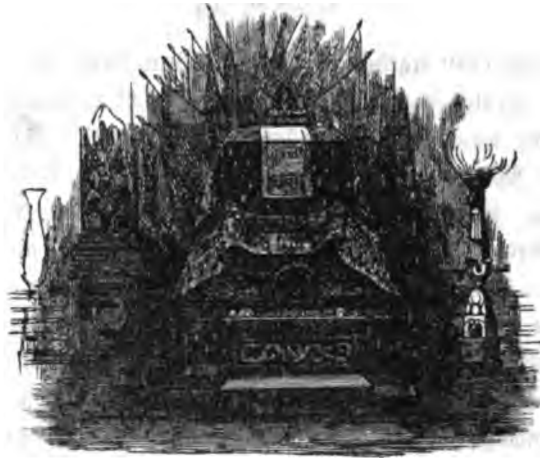


Napoleons Herz ward in ein Gefäß mit Spiritus gesetzt und in eine Ecke des Sarges gestellt. Der Körper wurde zuerst in einen Sarg von Blech gebracht. Diesen setzte man in einen zweiten Sarg von Mahagony-holz und das Ganze endlich in einen dritten Sarg von Blei, den man mit dem blauen „Mantel von Marengo“ bedeckte.

Napoleons Umgebung hatte den Sarg mit einer silbernen Platte zieren wollen, welche nur die einfachen Worte enthalten sollte: „Napoleon, geboren zu Ajaccio am 15. August 1769; gestorben auf St. Helena am 5. Mai 1821.“ Doch Hudson Lowe erklärte, daß seine Instructionen nicht erlaubten, daß man auf den Sarg mehr schreibe, als höchstens die Worte: „Der General Bonaparte.“ Wie der Sarg, blieb auch die Gruft ohne Aufschrift.

Am 8. Mai fand das Leichenbegängniß statt. Der Ort, welcher für die Beerdigung bestimmt war, lag eine Stunde von Longwood entfernt. Das Begräbniß wurde übrigens mit allen militairischen Ehren begangen und das Admiralschiff gab, während der Trauerzug sich von dem Sterbehause nach der Grabstätte bewegte, in jeder Minute 25 Kanonenschüsse und bei der Einsenkung des Sarges in die Gruft drei Kanonensalven. So wurde der Mann, der unter Kanonendonner gelebt hatte, wenigstens noch unter dem Donner der Geschütze zu Grabe gebracht. An dem Begräbnißplatz stellte Hudson Lowe später eine Schildwache auf, um dem Andrang der Bevölkerung zu dem Grabe Napoleons zu wehren.





Zwanzigstes Kapitel.

Beisetzung der Leiche Napoleons in den Dom der Invaliden zu Paris.

„Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr geliebt habe." Diese Worte schrieb der Kaiser am 16. April in ein Codicill zu seinem Testamente. Sie sollten erst neunzehn Jahre später erfüllt und der eiserne Ring mit dem englischen Wappen, welcher die Särge Napoleons verschloß, gelös't werden und zwar durch den Mann, den die europäische Diplomatie den „Napoleon des Friedens" nannte, durch Louis Philipp. Vielleicht dachte dieser König dadurch Verzeihung zu erhalten für die Art und Weise, mit der er zu derselben Zeit in der türkisch-ägyptischen Angelegenheit die französische Nationalehre mit Füßen treten ließ, denn während der Asche eines Kriegshelden eine Apotheose bereitet wurde, schrieb die französische Regierung die Worte „den Frieden um jeden Preis" an ihre Fahne und des Kaisers Leiche diente als Schauspiel, um die Aufmerksamkeit des Volkes von der Politik der Schwäche abzulenken.

Am 7. Juli 1840 segelten die Fregatte Belle-Paule und die Corvette Favorite von Toulon nach St. Helena, die Leiche Napoleons vertragsmäßig von den Engländern in Empfang zu nehmen. Der Sohn des Königs Louis Philipps, der Prinz von Joinville, war der Befehlshaber der Expedition. Außer ihm befanden sich noch an Bord u. A. Napoleons Freund, der General Bertrand, der General Gourgaud, der Baron von Las Casas, der Abbé Coquereau und vier ehemalige Diener des Kaisers. Endlich machte der Testamentsvollstrecker des Kaisers, Marchand, auf der Favorite, die Reise mit. Die Schiffe, aufgehalten durch widrige Winde, warfen erst am 8. October auf der Rhede von James-Town Anker.

Der Commissair Louis Philipps, der Herr von Chabat, setzte sich sofort mit dem Gouverneur der Insel, General Middlemore, in Verbindung. Die Ausgrabung sollte am 15. geschehen, unter Leitung des englischen Gouverneurs, während der Prinz von Joinville Anstalten zur Anordnung der militairischen Ehrenbezeugungen traf, welche der Leiche Napoleons französischer Seits zu Theil werden sollten. So begann am 15. um Mitternacht die Operation, unter Anwesenheit des Herrn v. Chabot und des englischen Commissairs, des Capitains Alexander, welcher Letzterer die Arbeiten leitete. Als der Sarg zu Tage gefördert war, schritt man zu seiner Oeffnung. Man denke sich jenen Moment, wo der Sargdeckel gelüftet wurde und die Freunde und Waffengefährten Napoleons schweigend und athemlos vor Erwartung dem Anblick der Hülle einer ihnen so theuern Person entgegengingen. Endlich hob sich der Deckel und da lag der Kaiser, dessen Körper man in Verwesung übergegangen wähnte, unversehrt im Sarge, nur an der Hand hatte sich ein kleiner Theil der Haut abgelöst und klebte an den Spitzen seiner Manschetten. Hierauf setzte sich der Zug nach James-Town zu in Bewegung. Die Garnison und die Miliz von St. Helena gingen vor dem Sarge her. Die Behörden folgten dem Leichenwagen. Währenddem donnerten die Kanonen des Forts und der Fregatte und die auf der Rhede liegenden Schiffe hatten die Flaggen nur bis zum halben Mast aufgehißt, zum Zeichen der Trauer. Am Quai bildeten die englischen Truppen ein Spalier, durch welches der Wagen langsam ans Ufer fuhr. Hier fand durch den Gouverneur, in Gegenwart

des englischen und französischen Offiziercorps und der Regierungscommissaire, die Uebergabe der Leiche des Kaisers Napoleon statt. Der Sarg wurde in die Schaluppe und von dieser an Bord der Fregatte gebracht, wo die Leiche am Hinterkastell des Schiffes, beschattet von den dreifarbigen Fahnen Frankreichs, niedergesetzt wurde. Am 16., zehn Uhr Morgens, wurde ein feierliches Todtenamt gehalten, nach welchem man die Leiche in das Zwischendeck hinabließ, wo eine Art Trauergerüst zu diesem Zwecke hergerichtet worden war. Es war der Tag, an welchem Napoleon vor 25 Jahren die Gestade der Insel betreten hatte. Am 18. October — denn die Ausfertigung der Protokolle nahm noch zwei Tage in Anspruch — gingen die Schiffe unter Segel.

Ohne irgend einen Unfall ward die Reise nach Frankreich an die „Ufer der Seine“ bis zum 14. December zurückgelegt. Tags darauf fand die Beisetzung der Leiche des Kaisers statt.



Die Trümmer von 40 Armeen folgten dem prachtvollen Sarkophage und das pariser Volk gab sich dem wildesten Jubel hin, da es die Gebeine seines großen Feldherrn nunmehr in den Mauern der französischen Hauptstadt wußte. Der Sarg wurde in einem zu diesem Zwecke in der Invalidenkirche hergerichteten Mausoleum beigesetzt.



H. G. Voigt's Buchdruckerei

Becker, G. W. | B46
Illustrirte geschichte des grossen kaisers Napoleon...

516

537400

DC 203
B46

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

2434